

Sebastian Bührig

Grenzen des Miteinanders

Die Forschungsmethode
Einmischende Beobachtung

Sebastian Bührig
Grenzen des Miteinanders

ArchitekturDenken

Architekturtheorie und Ästhetik

Herausgeber: Jörg H. Gleiter, Berlin

Beirat: Nathalie Bredella, Berlin

Tim Kammasch, Bern

Dietrich Neumann, Providence (RI)

Sebastian Bührig

Grenzen des Miteinanders

Die Forschungsmethode

Einmischende Beobachtung

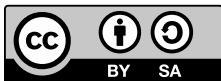
[transcript]



Die Veröffentlichung wurde unterstützt durch das Publikationsprogramm „Offene Wissenschaft“ der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, die Wüstenrot Stiftung & den Open-Access-Publikationsfonds der Leibniz Universität Hannover.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek – Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird.



(Lizenz-Text: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2023 im transcript Verlag, Bielefeld

© Sebastian Bührig

Umschlaggestaltung und Innenlayout: Philipp Heinlein, Berlin

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier
mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Print-ISBN 978-3-8376-6599-4

PDF-ISBN 978-3-8394-6599-8

<https://doi.org/10.14361/9783839465998>

Buchreihen-ISSN: 2702-8062

Buchreihen-eISSN: 2702-8798

Besuchen Sie uns im Internet: www.transcript-verlag.de

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an
unter: info@transcript-verlag.de

Gewidmet meinem Sohn August.

*Mit dem Wunder seiner Ankunft in der Welt
machte er mir klar, dass es für mich an der Zeit war,
den Schritt über die Schattenlinie zu tun.*

Inhalt

Anfang

- 9 Plattentektonik.
Oder: Mensch Ärgere dich nicht! Ein Vorspiel
- 12 Einführung
- 16 Turmbau. Das Motiv
- 24 Turmbau zu Berlin. Der Gegenstand
- 31 Einmischen. Die Methode
- 50 Der rote Faden – Zusammenfassung

Forschungsgegenstand West

- 60 Erste Annäherung. Mit Mut zur Lücke
 - 72 Im Fahrstuhl. Dazwischenkommen
 - 81 Rauf oder Runter? Fahrstuhlgespräche
 - 128 Gespräch mit E. & Gespräch mit C.
 - 137 Anwohnerinformationsabend
 - 140 Gespräch mit R. Das Haus Gegenüber
 - 150 Sanierung. Informationsveranstaltung
 - 153 Wohnungsbegehung
 - 157 Der Immobilieninvestor. Das Haus Gegenüber
 - 162 Auf dem Amt
 - 166 Ein neuer Anstrich. Street Art
 - 172 Zusammenfassung: West
-
- 175 **Exkurs** über den Raum, in dem wir Menschen
miteinander sind

Forschungsgegenstand Ost

- 210 Auftakt. Auf der Bank vor dem Haus
- 219 Einmal ums Karree. Rundgang um die Häuser
- 222 Eine Menge Arbeit! Rundgang durch das Haus
- 234 In der Hausmeisterloge. Dazwischenkommen
- 240 Rein oder Raus? Logengespräche
- 265 Freunde von Freunden. Zu Besuch
- 269 Nachtschicht. Ein Logengespräch
- 287 Das Haus Gegenüber
- 290 Gespräch mit K.H. – Das Haus Gegenüber
- 293 Gespräch mit B. – Das Haus Gegenüber
- 303 Der Immobilienkönig
- 311 Zusammenfassung: Ost

Ende

- 315 Nachbarschaft in hohen Häusern
 - 324 Den Menschen im Alltag dazwischenkommen
 - 329 Nothalt. Ein Nachspiel
- 332 Literatur- und Abbildungsverzeichnis

Anfang

Plattentektonik.

Oder: Mensch ärgere dich nicht!

Ein Vorspiel

Europa! Verdammte Scheiße! Heftiges Fluchen toste die Stufen zum U-Bahnhof hinab. Europa! Große Idee, Riesen-Dummheit! Kurz darauf war der Schreihals unten auf dem Bahnsteig angelangt. Lärmend bahnte er sich seinen Weg. Manch Wartendem wurde mulmig zumute, einige wichen ihm vorsichtig aus. Europa! Was soll das denn überhaupt sein? Europäischer Kontinent, dass ich nicht lache. HAHA! Vergnügt klatschte er in die Hände. Was für eine Arroganz, Welch' grenzenlose Anmaßung! Wenn überhaupt, so könnte von der eurasischen Kontinentalplatte beziehungsweise Lithosphärenplatte die Rede sein – auf der wir hier allesamt über den Erdmantel schlittern. Mit Ausnahme von Indien, was ein sogenannter Sub-Kontinent ist – schon mal jemand da gewesen? – und dem östlichsten Russland, ist das nämlich fast der gesamte Großkontinent Eurasien. Alles Teile des alten Superkontinents Pangaea. Anhand der Küstenlinien kann man das nachvollziehen!

Ich schätzte ihn auf Mitte 40. Er trug einen hellbraunen Wildleder-Blouson, hellblaue Jeans und Turnschuhe, die wohl einmal weiß gewesen waren. *PLAT-TEN-TEK-TON-IK, das ist die Bezeichnung für ein Modell, ein Denk-Modell*, wetterte er weiter. *Damit erklären sich die Menschen, wie es zur Verteilung der Erdmasse gekommen ist. Und noch immer kommt. Es ist nämlich alles in Bewegung. Und alles ist verbunden. ALLES! Immer. Die ganze Zeit. Diese dummen Menschen!* Sein Wüten schien von den schmutzigen blauen Bahnhofswänden zurückzuzuschnellen. Er war jetzt nur noch wenige Meter von mir entfernt, seine Schreie dröhnten in meinen Ohren. Sein dichtes schwarzes Haar war grau durchsetzt, die Jacke zeigte Spuren von Verschleiß, die Hose war fleckig. Seine Haut war stark gebräunt, zunächst wirkte er „euro-

päisch“ auf mich, doch hätte er auch zur Hälfte Inder sein können – oder sah ich das jetzt nur so, weil er in seiner Rede diese Verbindung hergestellt hatte? Rund zwei Meter vor mir blieb er stehen. Kurzes Schweigen. Sein durchdringender Blick taxierte mich und kam auf Höhe meines Gesichts zum Ruhen. Etwas Jugendliches war in seinem Wesen, fand ich. Ein freundliches, wenn nicht gar freundschaftliches Grinsen legte sich auf sein Gesicht. Mit schalkhaft funkelnden Augen richtete er das Wort an mich: *Pass auf deine Energie auf! DIE ENERGIIEEEEEEEEE! Unvorstellbar, wie viel Energie immerzu verschwendet wird!* In der Lautstärke hatte er sich nun gar noch gesteigert. *Und weißt du, wobei dir die meiste Energie verloren geht? Na? Soll ich's dir sagen? – BEIM DENKEN!*, stürzte es aus ihm hinaus. *Denk mal drüber nach! Haha!* Beide mussten wir lachen. Mit einer etwas merkwürdigen Bewegung – das rechte Bein ließ er zunächst nach außen und dann über das linke hinweg pendeln – schwang er sich weiter. Neugierig verfolgte ich seinen Gang. Und noch einmal hielt er inne und wandte sich zu mir um. *Nur eine Sache gibt es, die tatsächlich noch mehr Energie frisst!* Und mit einer Heftigkeit, die mich zusammenzucken ließ, fügte er brüllend hinzu: *ÄRGERN!*

Diese Worte sollten mir nicht mehr aus dem Kopf gehen. Hatte der Schreihals vom U-Bahnhof das Narrenkostüm gebraucht, um Weisheiten zu verkünden? Seine kleine Geschichte über Europa betrachte ich seither als ein Gleichnis: Die Parabel von der Plattentektonik erzählt von der Erde als einem dynamischen System, innerhalb dessen sich die Kontinentalplatten auf dem Erdmantel aufeinander zu oder voneinander weg bewegen und dabei doch stets miteinander verbunden sind – ganz so, wie auch die Menschen in ihrem Dasein über die eigenen vier Wände hinaus mit der Welt verbunden sind und auf Gedeih und Verderb auf den Austausch von Energie, Materie und Informationen und ganz besonders auf die Anteilnahme anderer Menschen angewiesen sind. In einer Zeit, in der in Europa die trennenden Kräfte wieder einmal stärker zu werden drohen, wurden mir die Zeilen der Parabel zum Denkbild, das ich auf mein Interesse am Miteinander der Menschen im Allgemeinen und das Wohnen in hohen Häusern im Besonderen anwendete.

Anfangen mit dem Begriff der Plattentektonik selbst, dessen zwei Worthälften in ihrem Zusammenspiel meinen Forschungsgegenstand versinnbildlichten: Zum einen die „Platte“ als Betonfertigteil, das charakteristische Bauelement sogenannter „Plattenbauten“. Die Plattenbauweise, auch Großtafelbauweise genannt, beschreibt ein weit verbreitetes Bauverfahren; in der Umgangssprache jedoch wird der Begriff „Plattenbau“ häufig in seiner Bedeutung verengt auf einheitlich gestaltete Wohnplattenbauten in Großwohnsiedlungen bezogen. Und zum anderen die Tektonik, die in der Baukunst das Zusammenfügen von Bauteilen zu einem Bauwerk bezeichnet.¹

Wohngebäude gestalten Materie zu Wohnräumen und ordnen damit Lebenswelten. Mochten diese in einem Haus auch nicht alle unmittelbar miteinander in Verbindung stehen, so sind sie doch unweigerlich allesamt Teile eines gemeinsamen Ganzen. In diesem Sinne sehe ich die Erzählung von der „Plattentektonik“ durchdrungen von der Frage nach dem Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft und der Menschheit, dem Teil und dem Ganzen. In mir regte sie das Denken über das mitmenschliche Neben-, Über-, Unter-, Gegen-, Mit- und Durcheinander im Zusammenleben an. Vor allen Dingen das Zwischenmenschliche ist es doch, das unsere Gesellschaft im Kleinen und letztlich auch im Großen zusammenhält. Zu erhellen, was zwischen den Menschen ist, dazu soll dieses Werk seinen bescheidenen Beitrag leisten.

1 Vgl. Semper, G. (1879): 199.

Einführung

Das Neben-, Über-, Unter-, Gegen- und Miteinander der Menschen mag mitunter anstrengend sein. Nirgendwo tritt dies deutlicher zutage als im dichten Durcheinander der großen Städte, dort, wo die Gegensätze der Gesellschaft aufeinandertreffen. Doch das Drängen der Stadt hat auch sein Gutes: Es übt den Einzelnen zwangsläufig im Umgang mit dem Unbekannten und Unerwarteten – eine gute Voraussetzung für das Leben unter Fremden, das für die Stadt charakteristisch ist. Die Fähigkeit zum Aushalten des Anderen ist einer der bedeutsamsten zivilisatorischen Fortschritte der Menschheitsgeschichte. Die große Stadt ist uns im besten Falle ein Ort, an dem wir einander in Frieden fremd sein können – ohne es zu müssen. Dies möglich zu machen, muss das Streben von Städtebau und Architektur sein. Baumeisterinnen und Baumeister müssen deshalb vertraut sein mit den Bedingungen des menschlichen Daseins. Um unsere Städte zukünftig als lebenswerte Orte zu erhalten, ist es unerlässlich, das Zusammensein der Menschen zu erforschen.

Das ganze Unglück der Menschen rührt vielleicht daher, dass es ihnen schwer fällt ruhig in einem Zimmer zu bleiben.² Vielleicht ermöglicht das Vermögen, es alleine mit sich selbst auszuhalten,

- 2 „Wenn ich mich zuweilen daran gemacht habe, die verschiedenen rastlosen Bewegungen der Menschen zu betrachten, und die Gefahren und Mühen, denen sie sich bei Hof, im Krieg aussetzen, wo so viele Streitigkeiten, Leidenschaften, kühne und oft unrechte Unternehmungen usw. entstehen, habe ich oft gesagt, dass das ganze Unglück des Menschen einzig davon kommt, nicht ruhig in einem Zimmer bleiben zu können“. Pascal, B. (2016) [1610]: 107.

gar das Glücklichein. Doch was, wenn durch die Wände lautstark das Leben der Anderen drängt? Der unmittelbare Umgang mit den Mitmenschen gerät bisweilen zur Zumutung. Ohne gegenseitigen Austausch wäre jedoch weder die Verbesserung des Einzelnen noch der Gesellschaft als Ganzem möglich. Auch darin, dass der Mensch sein Zimmer verlässt, um mit anderen zu sein, liegt seine Größe begründet – denn was die Menschheit an weltbewegenden Werken hervorgebracht hat, geschah selten im Alleingang, sondern zumeist in Zusammenarbeit. Das Leben in Gemeinschaft ist gleichermaßen die Ursache des Übels als auch ein Weg hinaus. Mit Sicherheit gilt: Es will geübt sein! Es braucht die Fähigkeit und die Möglichkeit zum Rückzug in sich selbst wie auch zur Kooperation.³

Zwei Errungenschaften der Menschheit sind vor diesem Hintergrund bemerkenswert: Zum einen die gewisse Reserviertheit,⁴ die Städter zuweilen gegenüber den Eigenarten der Anderen an den Tag legen – sie ist für das Miteinander vieler verschiedener Menschen ein Segen. Zum anderen die Fähigkeit zur Zusammenarbeit von Individuen, die kein gemeinsames Weltbild teilen.⁵ Eine besonders wichtige Rolle im Miteinander der Menschen spielt die Grenze. Grenzen markieren Trennungen, gleichwohl sind sie es, an denen Berührung und Austausch möglich sind.⁶ Auch zwischen guten Nachbarn verläuft eine Grenze. Umso größer die Zahl der

3 Dieser Gedankengang entspringt einem Gespräch mit Tim Kamasch.

4 Hiermit nehme ich Bezug auf Georg Simmels Ausführungen über die Reserviertheit als typische geistige Haltung des Großstäders. Vgl. Simmel, G. (2006) [1903]: 23.

5 Vgl. Sennett, R. (2012): 18.

6 „Der unbeirrbar Advokat der menschlichen Freiheit, Friedrich Schiller, hat den Zusammenhang zwischen Freiheit und Schönheit in ein immer noch gültiges Bild übersetzt, in dessen Zentrum die Performanz einer architektonischen Rahmung steht. In Gestalt einer zur Schwellenzone kultivierten Grenzsituation finden sich Gegensätze vermittelt und wird dem Individuum die freie Wahl zwischen Mit-sich-selbst-Sein und Teilnahme an Gemeinschaft zugestanden. Nur in diesem jederzeit möglichen Übergang zwischen dem Gespräch mit sich selbst oder mit Mitmenschen, so Schiller, könne sich eine Kultur des freiheitlichen Miteinander entwickeln.“ Kamasch, T. (2016): 50.

Menschen, die an einem Orte zusammenleben, desto wichtiger wird die Wahrung von Grenzen – zwischenmenschlich als auch räumlich; zumeist bedingt beides einander. Die Herausforderungen des Zusammenlebens zeigen sich in besonderem Maße dort, wo viele Menschen wohnen. In der großen Stadt glückt es oft auf staunenswerte Weise, mitunter auch unversöhnliche Lebensweisen nebeneinander existieren zu lassen. Dieses Wunder der großen Stadt in Erzählungen zu fassen, das ist der Anspruch dieses Werkes. Ihm zugrunde liegt der Wunsch, unsere Städte mögen sich auf wünschenswerte Weise so weiterentwickeln, dass wir uns in Frieden fremd sein können – ohne es zu müssen.

Will man die Herausforderungen des Zusammenlebens untersuchen, so liegt es nahe dafür Orte auszuwählen, an denen sich besonders viele verschiedene Menschen versammelt finden. Große Wohngebäude der Nachkriegsmoderne eignen sich deshalb hervorragend für die Erforschung von nachbarschaftlichen Gegensätzen und Gemeinsamkeiten. Das Erkenntnisinteresse richtet sich dabei auch auf die Rolle der Architektur für das Zusammensein – wie wirkt der Raum im zwischenmenschlichen Zusammenspiel von Zugehörigkeit und Abgrenzung? Grenzen existieren zwischen Menschen und sie existieren im Raum. Dieses Buch berichtet vom Forschen an den Grenzen des Miteinanders im Wohnen. Mit diesem Werk verbunden ist die Absicht, verschiedene Lebensansichten zur Sprache zu bringen und Aufmerksamkeit für deren jeweilige Umstände zu schaffen. Es will Menschen füreinander interessieren.⁷ Durch die ausführliche Darstellung der Begegnungen mit Bewohnerschaft und anderen Akteurinnen und Akteuren kommt das Wesentliche der großen Gebäude zum Vorschein: Sie sind das Zuhause vieler, vieler Menschen und ihrer Geschichten. Diese gilt es zu erzählen – denn das Erzählen von Geschichten macht es uns Menschen möglich, Zusammenhänge in der Welt nachzuvollziehen und nachzuempfinden.⁸ Auf diesem Wege gelingt es, dem „Anderen“ in Gedanken selbst gegenüberzutreten.

7 Eine Referenz an Hans Ostwald, der dies als Beweggrund für sein Schreiben über das Leben von Menschen anführte. Vgl. Ostwald, H. (1905): 8.

8 „Erzählen [...] ist als sprachliches Handeln [...] eines der prominentesten Mittel, mit denen der Transfer von Erfahrung bewältigt werden kann.“ Ehlich, K. (2015): 20.

Was tut der Mensch, wenn er wohnt? Die Antworten auf diese Frage mögen unterschiedlich ausfallen. Unweigerlich aber ist das Wohnen mit des Menschen Existenz im Raum verbunden. Die Untersuchung menschlichen Zusammenlebens sollte demnach sinnvollerweise einhergehen mit der Betrachtung des Raumes, in dem es stattfindet. Auf welche Weise sich Erkenntnisse über das Allzumenschliche im Alltag gewinnen lassen steht im Zentrum der Forschung.

Eine Reihe von Forschungsarbeiten war Vorbild für die Annäherung an den Untersuchungsgegenstand nachbarschaftlichen Wohnens. Gemeinsam ist ihren Autorinnen und Autoren, dass sie allesamt der unmittelbaren Anschauung der Begebenheiten an Ort und Stelle größte Bedeutung zumaßen. Auf verschiedene Weise nahmen diese über die Beobachtung hinaus auch teil an den Lebenswelten, die sie erforschten – die eigene Erfahrung als Mittel der Erkenntnis spielte für sie stets eine besondere Rolle. Die mitunter berühmten Werke „Teilnehmender Beobachtung“, die diese Arbeit inspirierten, vernachlässigten mehr oder minder die Analyse der Räume, in denen die menschlichen Handlungen sich zutragen. An exakt dieser Stelle knüpft diese Arbeit methodisch an: Der wissenschaftliche Zugewinn des Ansatzes dieser Forschungsarbeit besteht in der Entwicklung einer Forscherrolle, die sich dem Forschungsgegenstand weder rein beobachtend, noch durch imitierendes Mitmachen annähert, sondern die eine eigenständige Position und eine dazugehörige Funktion im sozialen und räumlichen Gefüge entwirft, um deren Zusammenspiel zu untersuchen. Im Falle dieser Forschung war es das Gefüge von Wohnhaus und Bewohnerschaft. Einen angemessenen Feldzugang zu entwerfen musste in diesem Zusammenhang beinhalten, den richtigen Ort und eine für alle Beteiligten passende Ansprache zu wählen. Genaues Hinschauen und Zuhören waren die Werkzeuge, um die Geschichten von den Grenzen des Miteinanders in Erfahrung zu bringen.

Turmbau. Das Motiv

Eine der ältesten Geschichten der Menschheit handelt vom Bauen an einem gewaltigen Turm, dessen Spitze bis in den Himmel ragen sollte. Doch der allmächtige Gott erzürnte darüber und verhinderte das Werk. Mehr noch – er sorgte dafür, dass die Menschen einander nicht länger verstanden und sich in der Welt verstreuten.⁹ Die gerechte Strafe für den Hochmut, sich Gott gleichstellen zu wollen? Oder der Ursprung einer wunderbaren Vielfalt an Menschen, Sprachen und Weltanschauungen? Unverändert ist das menschliche Miteinander voll von Missverständnissen. Seit jeher bestimmt die Frage, was die Menschen trennt und auf welchen Wegen sie zueinander finden, ihr Zusammenleben. Städte erfüllen dabei eine wichtige Aufgabe. Städte sind Anordnungen, in denen das Menschliche in all seinen Zusammenhängen organisiert wird. Keine Gesellschaftsform der Neuzeit, die auf die Zusammenführung von Menschen, Arbeit, Waren und Wissen hätte verzichten können.¹⁰ Immer aufs Neue wird versucht, lebenswerte Zustände herzustellen und zu erhalten. Ein jeder gesellschaftlicher Zustand bildet zu seiner Zeit seine eigenen Formen von Stadt aus.¹¹ Im Durcheinander und den Brüchen der Städte wird das Wechselspiel von Chaos und Ordnung offenbar. Zeigt sich in der gesellschaftlichen und räumlichen Ausbildung von Widersprüchen der

9 Vgl. Die Bibel: 11f.

10 Vgl. Benevolo, L. (1983): 5f.

11 Vgl. Siebel, W. (2015): 15.

gesamte Gehalt des Menschlichen?¹² Wie müssen unsere Städte gebaut sein, damit offene Gesellschaften in ihnen zu Hause sein können? Wie lassen sich Räume gestalten, in denen die Menschen einander in Frieden fremd sein können – ohne es zu müssen? Zu vielfältig sind die Wirklichkeiten von Stadt und Gesellschaft, als dass sich allumfassend auf den Punkt bringen ließe, was sie sind. Doch muss dennoch zur Sprache gebracht werden, wie sie sein sollten – wie sonst wollte man sich über wünschenswerte Entwicklungen verständigen? Es geht um nicht weniger als die Frage, wie wir Menschen auf der Erde zusammen sind und sein wollen.

Von Stadt im Allgemeinen lässt sich zwar nicht vernünftig sprechen,¹³ wohl aber kann das Städtische durchaus aufschlussreich von seinem Gegensatz, dem Dörflichen, unterschieden werden.¹⁴ Kennen in der Übersichtlichkeit dörflicher Gemeinschaft alle einander – in ihrer öffentlichen Funktion als Berufstätige oder Amtsinhabende, wie auch als Privatpersonen – so bringt das Stadtleben eine Trennung dieser Rollen mit sich. Durch die Masse an Menschen wird es unmöglich, mit allen Beziehungen einzugehen und zu pflegen. Das Großstadtleben ist anonym als das Leben im Dorf. Diese Anonymität ermöglicht es weitgehend, selbst zu entscheiden,¹⁵ welche Teile von sich man anderen zeigen möchte, und welche man lieber verborgen wissen will.¹⁶

12 Vgl. Werner Heisenberg über Niels Bohrs Begriff der Komplementarität. Heisenberg, W. (1996) [1969]: 98.

13 Vgl. Siebel, W. (2010): 3.

14 Vgl. Siebel, W. (2004): 25.

15 Eine Eigenschaft, die durch die massenhafte Preisgabe personenbezogener Daten zusehends bedroht wird.

16 Walter Siebel nennt die Stadt „ein System ‚unvollständiger Integration‘“, denn die „Sozialbeziehungen erfassen hier nicht die Person als ganze, sondern immer nur einen Ausschnitt.“ Siebel, W. (2015): 64.

Im Großen und Ganzen gewährt die Stadt die Freiheit,¹⁷ sich selbst ins Leben zu rufen. In ihren öffentlichen Räumen – insofern diese wahrhaftig offen sind, also weitreichend frei von räumlichen und sozialen Barrieren – werden gesellschaftliche Unterschiede in allen Variationen sichtbar. Bisweilen gibt es so viel zu sehen, dass man den Überblick verlieren kann. Mit solch einer Unübersichtlichkeit muss man umgehen können. Die städtische Lebensweise drückt sich aus in einer Haltung zur Welt, die mit den Verunsicherungen menschlicher Vielfalt umzugehen gelernt hat. Sie ermöglicht eine Form des Zusammenlebens, in der sich nicht alle kennen, wo aber die Andersartigkeit der Anderen anerkannt wird. Eine große Errungenschaft ist es doch bereits, wenn in der Stadt bisweilen selbst unvereinbare Gegensätze nebeneinander existieren können, ohne dass die Menschen sich bekriegen.

Die Berührung durch das Unbekannte ängstigt viele Menschen.¹⁸ Was manchem eine freudige Überraschung ist, mag andere überfordern, gar erschrecken oder ärgern. Nicht immer obliegt den Bürgerinnen und Bürgern die Entscheidung darüber, wie nahe ihnen die Stadt zu Leibe rückt. Manche Menschen zwingen es einem auf, über sie nachzudenken und zu ihrem Verhalten eine Haltung zu finden – Verständnis zu zeigen oder aber sich abzugrenzen. Werden die individuellen Grenzen übertreten, so wird das Leben in der großen Stadt zur Zumutung. Das Zusammenspiel von Nähe und Distanz bestimmt das Dasein der Menschen in der Welt, gleichwohl räumlich als auch zwischenmenschlich. Grenzen markieren das Hier und Dort, das Drinnen und Draußen und trennen das Eigene von dem der Anderen. Ohne Grenzen wäre keine Gemeinschaft möglich. Die wundervolle Vielfalt der Menschen lässt sich mitunter nur in der Gesellschaft von Fremden ertragen. Die Reserviertheit der Großstädterinnen und Großstädter¹⁹ räumt den

17 In diesem Zusammenhang muss auch Jane Jacobs angeführt werden, die schreibt: „Privatleben ist wichtig in Großstädten. Es ist unentbehrlich [...]. Diese Freiheit ist eines der Attribute einer Großstadt, das den meisten Großstädtern besonders wertvoll ist [...]. Jacobs, J. (2015) [1963]: 49.

18 Elias Canetti formulierte dies in absoluter Form. Vgl. Canetti, E. (1995) [1960]: 14f.

19 Vgl. Simmel, G. (2006): 23.

Menschen in ihrem Miteinander die Möglichkeit ein, einander in Frieden fremd zu sein.

In der Ordnung von Lebewesen und Gegenständen lässt sich etwas über die Beziehungen der Einzelnen zueinander ablesen. Die Ungleichheit und Differenzierung der Gesellschaft findet sich wieder im Raum.²⁰ Das war noch nie anders. Von Beginn an waren die Abgrenzung nach außen und die Unterscheidung verschiedener Gruppen und Funktionen im Inneren die grundlegenden Merkmale der Stadt. Hierzu lohnt sich die Betrachtung eines rund 3.000 Jahre alten assyrischen Basreliefs, das Szenen aus dem städtischen Leben darstellt.²¹ Es zeigt einen Kreisbogen, dessen Inneres von einem gleichschenkligen Kreuz durchteilt wird. Dieser Kreis markiert die Stadtmauer, die Grenze, welche die Stadt vom Land trennt und damit das Drinnen vom Draußen scheidet. Die gekreuzten Linien stellen Wege dar, die vom Rande in das Innere der Stadt führen. In der Mitte des Kreises, wo sich die Weglinien schneiden, wäre der Marktplatz zu vermuten – der Ort der Begegnung und des Tausches. Die Linien sind aber nicht nur die Korridore der Bewegung, sondern unterteilen die Fläche in verschiedene Bereiche. In diesen finden sich Situationen aus dem Alltagsleben der damaligen Zeit dargestellt, in denen Menschen mit verschiedenen Werkzeugen Tätigkeiten ausüben – das Prinzip der Arbeitsteilung in funktional differenzierten Stadträumen. Auf der Grundlage der Ur-Symbole „Punkt/Zentrum“, „Kreis“ und „Kreuz“²² versammelt dieses Jahrtausende alte Kunstwerk auf beeindruckende Weise bereits alle wesentlichen Eigenschaften des Städtischen: Grenzen, Mobilität, Konzentration, Produktion, Tausch, Differenz.

In der ungleichen Aufteilung des Raumes, so kann man zu Recht sagen, liegt der Ursprung des Städtischen gegründet. Auf die moderne Großstadt übertragen könnte die Tatsache, dass sich unter der Maßgabe verschiedener Lebenslagen unterschiedliche Quartiere ausbilden, mit Fug und Recht für eine elementare und

20 Vgl. Löw, M. (2001): 271f.

21 Vgl. Benevolo, L. (1983): 29. „Gypsum wall panel relief: carved showing a scene in the Assyrian camp“ heißt es dazu auf der Webseite des British Museum.

22 Vgl. de Champeaux, G. & Sterckx, D.S. (1990): 25ff.

sinnvolle Einrichtung städtischer Entwicklung gehalten werden.²³ Könnte auf diese Weise doch schließlich ein jeder nach seiner Fassung selig werden.²⁴

Eine räumliche Entsprechung der Abgrenzung seiner Individualität findet der Mensch in seiner Wohnung. Sie bietet Schutz und grenzt die Privatsphäre vom öffentlichen Raum ab. Wohnraum setzt den Rahmen für eine Vielzahl existenzieller Aktivitäten: Schlaf, Ernährung, Hygiene, Arbeit, Bildung, Entspannung, Intimität. Doch kann man diese Aktivitäten auch ohne festen Wohnsitz ausüben? Kann man ohne Wohnung wohnen? Wer eine Wohnung bezieht, stellt damit einen Bezug zum „Ich“ her. Wie wir wohnen, erzählt viel über unsere Verfassung und wie wir uns selbst verfassen, wie wir leben und wer wir sind oder sein wollen. Das Wohnen ist eine Tätigkeit, die das innere Sein im äußeren ausdrückt. In seiner Wohnung ist man bestenfalls bei sich selbst zu Hause. Die Inanspruchnahme von Raum ist eine Tätigkeit, die am deutlichsten zutage tritt durch das Wohnen. Es zeigt sich darin das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft. Architektur und Städtebau dienen dazu, die Existenzen der Menschen räumlich zu ordnen: Wohnen, Arbeit, Bildung, Mobilität, Versorgung und Entsorgung, Erholung und das Leben in Gemeinschaften – in all seinen Zusammenhängen wirkt der Menschen Handeln auf die Welt und nimmt darin Raum ein.²⁵ Wenn die Stadt das räumliche Spiegelbild der Gesellschaft ist, spiegelt die Wohnung dann das Selbst? Welche Rolle käme dann der Nachbarschaft zu? Das Nachbarschaftliche entspricht in diesem Sinne einem „Dazwischen“. Es bildet eine Ebene des Aufeinandertreffens zwischen dem Privaten, als Rückzugsort in intime Gemeinschaft, und dem Öffentlichen, als Sphäre gesellschaftlicher Begegnung unter einander Fremden.

Nachbarschaft bezeichnet ein menschliches Miteinander, dessen Grundlage das Wohnen von Personen in räumlicher Nähe ist. Doch mitnichten geht mit der Gemeinsamkeit des Wohnortes

23 Vgl. Häußermann, H. & Siebel, W. (2004): 139ff.

24 Eine Reminiszenz an Friedrich den Großen und seinen Ausspruch, der zum geflügelten Worte wurde: „ein jeder nach Seiner Fassung Selig werden“. Dokumentiert in: Lehmann, M. (1893): 4.

25 Vgl. *Die sieben Grunddaseinsfunktionen der Münchner Schule der Sozialgeographie*. Vgl. Heineberg, H. (2004): 27.

zwangsläufig auch die Entstehung eines Gemeinschaftssinnes einher. Zumeist zeigt sich, dass es dazu auch einer gewissen sozialen Nähe bedarf. Ist beides gegeben, so kann eine nachbarschaftliche Gemeinschaft entstehen, muss aber nicht. Das Nicht-Müssen ist dabei wesentlich. Denn beim Eingehen nachbarschaftlicher Beziehungen steht nicht weniger auf dem Spiel, als einen der wichtigsten Vorzüge des Stadtlebens zu verlieren: Die Freiheit selbst zu entscheiden, wie viel Privates man gegenüber anderen preisgeben möchte. Das Eingehen nachbarschaftlicher Beziehungen will deswegen wohl überlegt sein, im Zweifel gilt es lieber besonnen Distanz zu wahren.²⁶ Gute Grenzen machen gute Nachbarschaft.²⁷ Pflügt so mancher Großstadtmensch womöglich wenig oder keinen Kontakt zu seinen Nachbarinnen und Nachbarn, so ist daraus keineswegs zu schlussfolgern, dass dieser ungesellig oder einsam sei.

Wer in welchem Maße ein Interesse hat an nachbarschaftlichen Beziehungen oder gar auf sie angewiesen ist, das hängt von den Lebensumständen und -ansichten des Individuums ab.²⁸ Die Vermutung liegt nahe, dass „vielfältige Nachbarschaften“ bei eingehender Betrachtung weniger dem Ideal sozialer Durchmischung, als vielmehr einer Überlagerung verschiedener nachbarschaftlicher Beziehungsnetze entsprechen.²⁹ Die zwischenmenschliche Ungebundenheit und die damit einhergehende Möglichkeit der Bürgerinnen und Bürger in „Wahlnachbarschaften“ zu leben sind ein grundlegendes Merkmal der modernen Großstadt.³⁰

Nicht jeder Lebensentwurf funktioniert an jedem Ort. Beschreibt der viel umstrittene Begriff der sozialen Segregation nicht letztlich den räumlichen Ausdruck gesellschaftlicher Vielfalt? Raum für sich zu beanspruchen konfrontiert mit den Vorstellungen

26 Vgl. Siebel, W. (2009): 9.

27 „Good fences make good neighbours“ lautet ein englisches Sprichwort.

28 Vgl. Siebel, W. (2009): 12.

29 Vgl. Bührig, S. (2017): 75.

30 „Früher war Nachbarschaft Schicksal, heute ist sie wählbar, früher war Nachbarschaft eine räumliche Tatsache, die sich sozial organisiert, heute ist sie eine soziale Tatsache, die sich räumlich organisiert.“ Siebel, W. (2009): 12.

der Anderen über die Verteilung der Dinge. Nicht alle haben die Wahl: Wer in welchem Maße Raum nach eigenem Willen gestalten kann, ist abhängig von der jeweiligen gesellschaftlichen Stellung. „Die Reichen wohnen wo sie wollen, die Armen wo sie müssen.“³¹ Nicht hinnehmbar ist dies, wenn ein Quartier der Benachteiligten zu einem benachteiligenden Quartier wird, das sich negativ auf die Lebenschancen seiner Bewohnerschaft auswirkt.³² Es geht am Ende darum, wem der Zutritt zu vorteilhaften Lebensbedingungen verschafft oder verwehrt wird.³³ Mit Wohnraum wird heutzutage wie mit einer Ware Handel getrieben.³⁴ Doch wenn das Wohnen dem Sein des Menschen in der Welt entspricht,³⁵ dann wird auf dem Wohnungsmarkt folglich mit Existenzen Handel getrieben. Menschen können nicht nicht wohnen.³⁶

In einer Zeit, von der es heißt, der gesellschaftliche Zusammenhalt würde schwächer, ist es umso entscheidender, genau hinzuschauen, an welchen Stellen das Zwischenmenschliche in unheilvolle Unordnung gerät. Wenn dieser Tage unsere Gesellschaft und die Gemeinschaft Europas einmal wieder in Stücke zu brechen drohen – und die Stadt doch das Ergebnis gesellschaftlicher Zusammenhänge ist – dann ergibt sich daraus die Frage, auf welche Weise sich dies in der Stadt auswirkt? Wo verlaufen die Bruchlinien? Traut man sich, in die Tiefe der umkämpften Gräben zu schauen, erkennt man dort vielleicht, was die Widersacher im Verborgenen doch noch verbindet. Entfernen sich Teile einer Gesellschaft erst so weit voneinander, dass sie keinerlei Berührungspunkte mehr miteinander haben, geraten ihre Orte des friedlichen Fremdseins in Gefahr. Es droht dann die Vergiftung durch

31 Hartmut Häußermann zitiert in einem Artikel des Tagesspiegels: Schönball R. (2007).

32 Vgl. Häußermann, H.; Kronauer, M. & Siebel, W. (2004): 13.

33 Teilhabe aller an den Chancen der Gesellschaft: Einkommen, Ansehen, Beruf, Wohnqualität. Vgl. Häußermann, H. & Siebel, W. (2004): 153 ff.

34 Vgl. Dell, C. (2013).

35 In Anlehnung an Martin Heideggers „Mensch sein heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen.“ Heidegger, M. (2000) [1954]: 149.

36 Vgl. Bührig, S. & Kniess, B. (2016): 12.

das Vorurteil, einer Vor-Verurteilung des Fremden, die nicht nach Gewissheit verlangt. Es ist ein Gift, das in die Leere zwischen den Menschen sickert und Zwietracht unter ihnen sät.³⁷

Schaut man mit an, wie Neugier und Toleranz in Ablehnung und Vorurteil umschlagen, so fällt es schwer, sich darüber nicht zu ärgern. Das Leben in der Großstadt eröffnet die Einsicht, dass man von anderen umgeben ist, die nicht so sind wie man selbst.³⁸ Womöglich werden dabei eben auch Haltungen zur Welt offenbar, die missfallen. Das Stadtleben bietet zum Ärgern viel Anlass. Ärger kann lähmen. Doch kann Ärger auch etwas Gutes bewirken – wenn er nachdenklich stimmt. Ärgernisse können Ausgangspunkte für die Arbeit an den eigenen Ansichten sein. Gelangt man darüber zu einem aufrichtigen Selbsteingeständnis der eigenen Ablehnung des unangenehmen Anderen, wird der Weg frei für Veränderung. Ärger dieser Art hält Individuen und die Gesellschaft in Bewegung.

Die Grenzen des Miteinanders zu untersuchen, ist das Anliegen dieser Arbeit. Dazu besonders geeignet sind Orte, an denen viele verschiedene Menschen miteinander sind. Dies führt zum Gegenstand der Forschung – den hohen Wohnhäusern in der Mitte Berlins.

37 Vgl. Olschanski, R. (2015): 16ff.

38 Vgl. Bauman, Z. (2017): 155.

Turmbau zu Berlin. Der Gegenstand

In der Mitte Berlins stehen hohe Türme. Sie sind das Zuhause vieler, vieler Menschen. Erbaut wurden sie in einer absonderlichen Situation: Über Jahrzehnte entzweite eine Mauer das Herz der Hauptstadt Deutschlands und schuf damit einen Ost- und einen Westteil und in der Mitte ein zentrales Nirgendwo. Diese steinerne Wand war die Grenze zweier politischer Systeme, eine Trennlinie zwischen Widersachern. Der Beantwortung der Wohnungsfrage kam eine grundlegende Rolle zu: Es galt zu demonstrieren, welches Gesellschaftsmodell es nach dem Zweiten Weltkrieg besser vermochte, sein Volk mit Wohnraum zu versorgen.³⁹ Die Behauptung ihrer Überlegenheit zementierten beide Parteien in ehrgeizigen Bauvorhaben, mit denen man die Gegenseite in den Schatten zu stellen trachtete.

Von weit her sichtbar standen sich die hohen Häuser mitten am Rand gegenüber, nur einen Steinwurf von einander entfernt und doch in getrennten Welten. Beiderseits entwarfen berühmte Baumeister: Auf der Ostseite Joachim Näther, Chefarchitekt von Ost-Berlin mit Werner Strassenmeier;⁴⁰ im Westen Hans Scharoun, früherer Stadtbaurat von West-Berlin, mit Werner Düttmann, einem früheren Senatsbaudirektor.⁴¹ Beiderseits baute man in die Höhe

39 Vgl. Häußermann, H. & Kapphan, A. (2000): 57ff.; Müller, U. (2015): 17.

40 Vgl. Datenbank Bundesstiftung Aufarbeitung in Kooperation mit dem Ch. Links Verlag.

41 Vgl. Website des Brücke Museums: Werner Düttmann. Berlin. Bau. Werk.

und alsbald erhoben sich hohe Häuser über die Kriegstrümmer der Mietskasernenstadt – eine gewaltige Masse Stahl und Beton, ein komplexes Netzwerk von Versorgungsleitungen für Wasser, Luft und Energie – eine technische Hochleistung. War diese Bauweise das Ergebnis eines gemeinschaftlichen Willens der Menschen auf eben diese Weise zusammenzuleben oder der Ausdruck eines gesellschaftlichen Bedarfs, eines Zwangs gar? So sehr die Ideen der zwei Systeme sich widerstrebten, stimmten sie zeitweilig doch darin überein, wie man sich das Wohnen der Zukunft vorstellte. Die Notwendigkeit der Rationalisierung des Bauens für den gesellschaftlichen Fortschritt drückte sich in Ost und West auf ähnliche Weise aus.⁴² Die Idee, Wohnhäuser in die Höhe zu bauen, war wirtschaftlich nicht rentabel. Doch war sie politisch gewollt, um nach außen und innen die Prosperität des Staates zu demonstrieren.⁴³ Stadtentwicklung war den Gesellschaftssystemen das Mittel, ihrem Volk die eigene Fortschrittlichkeit unter Beweis zu stellen.⁴⁴ In der gleichförmigen Gestaltung der Großwohnstrukturen drückte sich eine in Beton gegossene Gleichheit des Wohnens aus. Doch die dahinterstehenden ideologischen Vorstellungen vom gesellschaftlichen Stellenwert individueller Freiheit standen einander entgegen.⁴⁵

42 Vgl. Sonne, W. (2017): 15f.; Hannemann, C. (2005): 47.

43 Vgl. Bodenschatz, H. (2000): 120.

44 Vgl. Weilemann, D. (2015): 86.

45 „Sehr viel stärker als in der Bundesrepublik waren die gesellschaftlichen Bedingungen der DDR [...] mit dem politischen System verknüpft. [...] Im täglichen Leben kam es [...] immer wieder zu Situationen, in denen man sich zum Nachsprechen von politisch-ideologischen (Leer-)Formeln gezwungen sah, da andernfalls kein sozialer Aufstieg, kein Erreichen von einigermaßen befriedigenden Berufspositionen möglich war. [...] Neben diesem Verhalten einer breiten Mehrheit gab es aber auch das aktive Mitmachen einer Minderheit überzeugter Parteigänger wie es ebenso die Verweigerung und den Widerstand Einzelner beziehungsweise einzelner Gruppen gegeben hat, wobei Letztere meist den unterschiedlichsten Repressionen ausgesetzt waren und dies mit persönlichen und individuellen Nachteilen zu bezahlen hatten.“ Heydemann, G. (2002): 43f.

Von Beginn an entwickelten sich die Hochhäuser zu den beiden Seiten sehr unterschiedlich: Auf der einen schaute man zu ihnen hinauf⁴⁶ – dort wurden sie zum Wohnsitz einer Elite; auf der anderen blickte man bald auf sie herab, hier sah man in ihnen vor allem Behausungen für die Masse. Hohe Häuser vermögen Menschen gleichermaßen aus der Menge hervorzuheben, als sie auch in ihr unterzugehen zu lassen. Das Leben im Hochhaus ist anonym – so lautet ein gängiges Vorurteil, das an hohe Häuser herangetragen wird.⁴⁷ Eine Betrachtung von außen legt dies nahe: Aufrecht in Reih und Glied stehen sie da, ein strenges Raster ordnet die Fassadenfront – eine ‚Diktatur‘ durchgehender Linien. Die Wohnungen dahinter wiederholen sich mit den Wänden: Hauswände, Außenwände, Innenwände, tragende Wände, Trennwände, Zwischenwände, dutzende Male. Führt gebaute Gleichheit zu einer Verringerung zwischenmenschlicher Distanzen, sodass die Menschen sich im Wohnen in ihren Unterschieden näherkommen? Wohnhochhäuser verstecken die Verschiedenheit der Menschen, ließe sich meinen. Doch ruht der Blick auf den Außenwänden, fallen feine Unterschiede auf.⁴⁸ Das Menschliche (ver-)steckt im Detail. Jede Wohnung ist anders. Die Menschen richten sich ein. Unter dem Dache ihrer Wohnung sammeln sie sich, um von dort ausgehend mit der Welt in Beziehungen zu treten. In hohen Häusern verdichtet sich in besonderem Maße das Neben-, Über-, Unter-, Gegen-, Mit- und Durcheinander des Wohnens. Unterschiedliche Vorstellungen der Menschen von sich in Raum, Zeit, Geschichte, Gemeinschaft und Gesellschaft lassen sich dort besonders eindrücklich beobachten.

Mit der Wiedervereinigung Ost- und Westdeutschlands rückten die innerstädtischen Randlagen Berlins über Nacht in den Mittelpunkt der Stadtentwicklung. Seither wird das Stadtbild dort durch Neubau, Umbau und Abriss bestimmt. Ein Umbruch auch in der

46 „Das Wohnen in den innerstädtischen Neubaugebieten im Ostteil war ein absolutes Privileg.“ Häußermann, H. & Kapphan, A. (2000): 88.

47 Vgl. Koch, M. (2012): 7f.; Bührig, S. (2017).

48 Eine Anspielung auf Pierre Bourdieus Werk *Die feinen Unterschiede*, das an späterer Stelle noch Erwähnung finden soll. Bourdieu, P. (1987).

Zusammensetzung der Bevölkerung, die dort zu Hause ist. In den wachsenden Großstädten ist das Wohnen teurer geworden und wird es weiterhin.⁴⁹ Zeitgenössische Lebens- und Arbeitsmodelle setzen verstärkt kurze Wege im Alltag voraus. Eine vielfältige Mischung an Nutzungen und Menschen gilt vielen als Wunschbild städtischen Zusammenlebens – Verhältnisse, wie sie vor allem in Innenstadtquartieren zu finden sind, beziehungsweise vermutet werden. Vielerorts kommt es zur Verdrängung einkommensschwächerer Bevölkerung durch Wohlhabendere.⁵⁰ Steigende Wohnkosten sind in Zeiten großer Nachfrage eine zwangsläufige Entwicklung in der Stadt – so heißt es. Genauer betrachtet jedoch ist es eine Kombination aus wachsenden Bevölkerungszahlen bei geringer Bautätigkeit, dem Abbau des sozialen Wohnungsbaubestandes, zunehmendem Flächenverbrauch pro Kopf und steigender Investitionstätigkeit in Luxusimmobilien, die das Übrige tut, um in den Zentren wachsender Städte das Verhältnis stark zu den Ungunsten Wohnungssuchender mit geringem Einkommen zu verschieben.⁵¹ In den Konflikten darüber, wer in welchen Stadträumen leben darf, geht es im Kern immer um das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Vorstellungen von einem guten Leben. Dabei ist sich zumeist ein jeder Mensch selbst der Nächste.

Vor allem in bisher preiswerteren Stadtteilen, die in der öffentlichen Wahrnehmung für Armut und Probleme standen, kam es im Verlauf weniger Jahre zu Mietsteigerungen um das Doppelte und mehr.⁵² Zunächst wurden die Bestände gründerzeitlicher Altbauten

49 Vgl. Holm, A. (2014).

50 „Es zeigt sich eine Zweiteilung am Wohnungsmarkt“, kommentiert Reiner Wild, Chef des Berliner Mietervereins die Zahlen. Während sich zugezogene Mieter mit hoher Kaufkraft flexibel auf dem Berliner Wohnungsmarkt versorgen könnten, komme die Wohnkostenbelastung der einkommensschwächeren Haushalte an ihre Grenzen. Der Berliner Mieterverein befürchtet nun, dass auch die noch immer relativ günstigen Ausweichquartiere in den Randbezirken nicht mehr lange als Alternative erhalten würden, da auch dort die Mieten insgesamt steigen.“ Berliner Morgenpost vom 02.02.2016: Berliner Mieten seit 2009 – Wo sich die Preise verdoppelt haben.

51 Vgl. Breckner, I. (2010): 29ff.; Siebel, W. (2010): 8f.

52 Vgl. Holm, A. (2014): 15ff.

auf dem Immobilienmarkt Gegenstand von Wertsteigerungsstrategien. Eindrücklich lässt sich diese Entwicklung in Berlin nachvollziehen: In einer größer werdenden Kreisbewegung gerieten die „Mietskasernen“ der ehemaligen Arbeiterquartiere in den Fokus – denn dort klaffte die Lücke zwischen alten Mietpreisen und den Erwartungen an durch Steigerungen mögliche Erträge am weitesten auseinander.⁵³

Ausgenommen war dabei bislang das Gros der Bauten der Nachkriegsmoderne. Im Zusammenhang mit den Großwohnstrukturen war bisher kaum die Rede von Aufwertungstendenzen. Im Gegenteil: Ihr Imageverfall nahm seinen Anfang in den 1970ern und heute gelten sie vielerorts immer noch als Auffangbecken für die Verdrängten des Wohnungsmarktes.⁵⁴ In zentralen Lagen Berlins werden ausgewählte Wohnhochhäuser aber nunmehr zu einer attraktiven Alternative zum Altbau.⁵⁵ Vereinzelt wird die „Platte“ – wie der monotone Massenwohnungsbau dieser Zeit heutzutage abwertend genannt wird – zum begehrten Wohnort.⁵⁶ Ein Wandel aufgrund neuer Wertschätzung und Imagewechsel oder das Ergebnis pragmatischer Abwägungen, einer Entscheidung für bezahlbare Zentrumslagen um den Preis des Verzichts auf Altbaucharme? Wurde in den zurückliegenden Jahren viel gegen die unmenschliche Bauweise von Wohnhochhäusern gewettert, mehren sich dieser Tage Stimmen, die zuversichtlicher auf die umfangreichen Bestände hoher Häuser blicken. Gleichwohl führt dies möglichenfalls dazu, dass damit letzte Standorte günstigeren

53 Vgl. Holm, A. (2010).

54 Vgl. Kraft, S. (2011): 49.; Holm, A. (2014): 22.

55 Vgl. Bührig, S. (2017).

56 „Niemand in der Platte sagt Platte zur Platte. ‚Ich kannte den Begriff nicht‘, meint Klett. ‚Wir sagten Vollkomfortwohnung, denn uns interessierte, dass warmes Wasser aus dem Hahn kam.‘ Vom ‚komplexen Wohnungsbau‘ war im offiziellen DDR-Deutsch die Rede, auf den Schildern der Expo heisst es politisch korrekt: ‚Grosssiedlung in industrieller Bauweise‘ [...]. Steht die Platte im Westen, heisst sie ‚Betonfertigteilbauweise‘ und ist in der Regel ein soziales Notstandsgebiet.“ Neue Zürcher Zeitung vom 20.01.2001.

Wohnens in der Innenstadt verschwinden.⁵⁷ Gerade die Bauten der Nachkriegsmoderne, mit denen die Weltkriegsnarben, die sich durch die deutsche Hauptstadt zogen, oftmals aufgefüllt wurden, sind ein Grund dafür, dass die Berliner Bevölkerung im Vergleich mit anderen europäischen Metropolen noch immer etwas weniger stark nach dem Einkommen unterschieden wohnt.

Gerade weil die beiden für dieses Forschungsvorhaben ausgesuchten Hochhaus-Ensembles aus Ost und West ein gegensätzliches Paar sind – ähnlich im Aufbau und in ihrem Innenleben doch merklich verschieden – eignen sie sich hervorragend für eine vergleichende Betrachtung. Schaut man an, was aus den hohen Häusern geworden ist, birgt dies die Möglichkeit zu erkennen, was aus ihnen werden könnte. Auf einem solchen Fundament lassen sich neue Vorstellungen über den Umgang mit den großen Beständen dieser großen Wohnbauten als auch das Wohnen und Bauen der Zukunft entwickeln. Forschungsarbeiten haben sich bereits ausführlich mit den baulichen Strukturen großer Wohnhäuser beschäftigt: Rückbau, Umbau, Weiterbau – verschiedenste Szenarien wurden durchdacht, manche auch verwirklicht.⁵⁸

Zur Aufwertung weniger attraktiver Wohnlagen findet sich eine ganze Reihe von Veröffentlichungen.⁵⁹ Was die Großwohnstrukturen anbelangt, so gibt es zu deren Um- und Aufwertung vereinzelte erste Forschungen: Beschreibungen des Wandels hoher Häuser vermochten zu zeigen, dass auch die Wirklichkeit großer Wohnstrukturen letztlich daran hängt, wie Menschen mit ihnen umgehen und was sie aus ihnen machen.⁶⁰ Große Gebäude sind, so viel vorweg, nie von sich aus gut oder schlecht. Entscheidend ist,

57 Die durch Christiane Felscherinow auf tragische Weise berühmt gewordene Gropiusstadt soll rund 50 Jahre nach ihrer Entstehung zum Milieuschutzgebiet erklärt zu werden. Selbst in dieser peripher gelegenen Großwohnsiedlung sind steigende Mieten zu einem Problem geworden. Vgl. Haarbach, M. (2020); Breckner, I. (2015).

58 Vgl. das mittlerweile berühmte Umbauprojekt von Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal „Tour Bois-le-Prêtre“ in Paris. Lacaton, A. & Vassal, J.P. (2011): 110–115.

59 Eine Auswahl: Dangschat, J. (1988); Blasius, J. & Dangschat, J.S. (1990); Friedrichs, J. & Kecskes, R. (1996); Breckner, I. (2010).

60 Vgl. Harnack, M. (2014): 7f.; Bührig, S. (2017).

wie sie gebaut werden und wie ihre Bewohnerschaft sich zusammensetzt oder zusammengesetzt wird.⁶¹

In einem Wohn-Hochhaus leben viele Menschen. Viele Menschen haben auch viele Interessen. Diese können übereinstimmen, einander aber auch zuwiderlaufen. Interessen verbinden Menschen, doch sind auch sie es, an denen sie sich scheiden.⁶² Darum drängt dort, wo viele Menschen leben, in besonderem Maße die Notwendigkeit, Mittel und Wege zu finden, um miteinander sittlich umzugehen. Das Leben im Hochhaus ist anonym, das hört man immer wieder. Doch ist das ein Problem? Oder ist dies vor dem Hintergrund der vorangestellten Überlegungen gar von Vorteil? Und zu guter Letzt: Stimmt das überhaupt? Auf welchem Wege lassen sich in den hohen Häusern die Grenzlinien des Nachbarschaftlichen erhellen? Welche Methoden ermöglichen die Forschung an den Grenzen des Miteinanders im Wohnen?

- 61 „Größere, mehrgeschossige Gebäude sind nicht *per se* schlecht. Man muss sich aber ganz genau überlegen, wie sie gebaut werden. Wie ist die Erschließung, wo sind Räume, wo sich die Leute begegnen? Wenn man einen riesigen Turm hat, in dem sich die Leute maximal im Aufzug treffen können und sonst nichts stattfindet, dann ist das schwierig. Aber selbst da kann es funktionieren. Auch Hochhäuser in Berlin geraten nach ersten Forschungsergebnissen eines meiner Doktoranden unter Gentrifizierungsdruck, wenn sie interessant gelegen sind.“ Breckner, I. (2015).
- 62 Eine Bezugnahme auf Hannah Arendts Ausführungen über die Dingwelt, in der die Menschen miteinander sind. Vgl. Arendt, H. (2002) [1960]: 224f.

Einmischen. Die Methode

Wie gelangt man zu Erkenntnissen über das Miteinander der Menschen in ihrem Wohnen? Diese Frage leitete mich auf der Suche nach den Voraussetzungen möglicher Erkenntnis und dem angemessenen wissenschaftlichen Werkzeug.

Mitunter mag man geneigt sein anzunehmen, einen einzigartigen Einfall gehabt zu haben und dank diesem einen originellen Weg beschreiten zu können. Wo aber haben die einfallenden Gedanken ihren Ursprung? Woher die Ideen letztlich stammen, dem nachzuspüren kann Gegenstand dieser Arbeit nicht sein – führte dies doch zu den zentralen Problemen der Metaphysik. Zweifels- ohne aber wird wie wir denken und wie wir erkennen in weiten Teilen dadurch beeinflusst, wie wir zu denken und zu erkennen gelernt haben.⁶³ Die Entstehung von Ideen hängt wesentlich von den Gedankenwelten und Erkenntniszusammenhängen ab, in denen die Denkenden beheimatet sind. Die Menschen und Dinge, die uns umgeben und die Themen, mit denen wir uns beschäftigen, hinterlassen Spuren und führen uns auf Fährten zu möglichen Einfällen.

63 Ludwig Fleck schilderte die Auffassung eines erfahrenen Lehrers, dass Schüler selten nur aus sich selbst heraus Neues zu erkennen vermögen, sondern meist darauf aufmerksam gemacht werden müssen – „Sie müssen erst sehen lernen.“ Erkenntnistätigkeiten seien von Erkenntnisständen abhängig, folgert er. Vgl. Fleck, L. (1983): 46f. Weiterhin beschreibt er das Zustandekommen von „Denkstilen“ als den Umstand, dass Gemeinschaften von Menschen zu einer Zeit die Bereitschaft ausbilden, die Welt auf eine bestimmte Weise zu betrachten, was maßgeblich darauf wirkt, was deren Mitglieder sehen können. Vgl. ebd.: 75.

„Man tritt zurück, um besser zu springen“, pflegte Gottfried Wilhelm Leibniz zu bemerken.⁶⁴ Darum werde ich nachzeichnen, welche Werke mir Vorbild waren, sodass sie – mehr oder minder bewusst – ihren Teil dazu beigetragen haben, die Ideen dieser Arbeit in mir entstehen zu lassen. Der Vollständigkeit halber sollen zudem auch die Arbeiten erwähnt werden, die mir anempfohlen wurden, weil sie Ähnlichkeiten oder Überschneidungen mit meinen Ansätzen aufweisen, auch wenn dies mitunter erst erfolgte nachdem ich meinen Forschungsweg bereits gegangen war.

Zur Schau stelle ich diejenigen Bausteine, aus denen diese Forschung über das menschliche Miteinander in den hohen Wohnhäusern zusammengesetzt wurde. Es ist ein Blick zurück auf die Geschichte der Erforschung des Zusammenlebens der Menschen in der Stadt. Erst diese Rückschau ermöglichte es mir, unerforschtes Terrain zu erkennen und zu seiner Untersuchung Fragestellung und geeignete Methoden zu entwerfen.

Die Sichtbarmachung der Verhältnisse Die Stadtforschung konzentrierte sich in ihren Anfangstagen vor allem auf die Erkundung städtischen Elends. Dass sie als Forschungszweig aufkam, war auf das Engste verbunden mit den rasanten Verstädterungsprozessen während der industriellen Revolution. In verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden ungekannte Ausprägungen menschlichen Zusammenlebens. In dem dichten Gedränge der Großstadt herrschten mitunter moralische und gesundheitliche Zustände, die von der herrschenden Klasse als Bedrohung empfunden wurden, denn Krankheiten und soziale Unruhe rückten ihr allzu nahe.⁶⁵ Humanitär gesonnenen und einflussreichen Einzelnen war dies ein Anlass, um auf eine Besserung der Verhältnisse hinzuwirken – was sich in der Vielzahl an Einrichtungen für die Bedürftigen und Schwachen zeigt, die zu dieser Zeit gestiftet wurden. Fragen des Gemeinwohls sowie der Wahrung der öffentlichen Ordnung waren es, die tiefgreifende stadtplanerische Eingriffe veranlasst haben.⁶⁶ Es galt zunächst in Erfahrung zu bringen, auf welche Weise die großen Städte sich entwickelten. Die Untersuchungs-

64 Zit. nach Cassirer, E. (1990): 274.

65 Vgl. Häußermann, H. & Siebel, W. (2004): 24ff.

66 Vgl. Sennett, R. (2018): 33ff.

tätigkeit der Stadtforschung diente Ende des 19. Jahrhunderts zur Sichtbarmachung der Verhältnisse in der Stadt. Nicht zuletzt waren ihre Erkenntnisse ein Mittel zur Kontrolle – denn das Unbekannte und das Unsichtbare entziehen sich der Einflussosphäre staatlicher Macht.⁶⁷ Das Fremde besaß damals zudem aber auch einen gewissen Reiz für bürgerliche Kreise. Berichte aus der Halb- und Unterwelt erfreuten sich durchaus großer Beliebtheit und begründeten geradezu ein eigenes Genre.⁶⁸ Die Grenzverläufe zwischen sozialreformistischem Anspruch und voyeuristischer Sensationsgier waren darin nicht immer eindeutig gezogen.⁶⁹ Es entstand eine Vielzahl an Studien und Reportagen über die neuen städtischen Lebenswelten, deren Anspruch von mengenmäßiger Erfassung bis hin zu Unterhaltungslektüre reichte.

Eine Arbeit, die in diesem Zusammenhang eine prominente Stellung einnimmt, ist die Dokumentation der Lebensverhältnisse der Londoner Arbeiterklasse *Life and Labour of the People in London* von Charles Booth.⁷⁰ Diese systematische Untersuchung geographischer Raumeinheiten, deren Daten in kartographische Darstellungen und Tabellen gefasst wurden,⁷¹ besticht durch die gezielte und ausführliche Anreicherung mit Informationen aus Ortsbegehungen und Interviews mit lokalen Akteuren in zentralen Funktionen wie zum Beispiel Schulen oder Kirchengemeinden.⁷² Sie darf zurecht als wegweisend für die Erforschung von Stadt und

67 Vgl. ebd.: 13ff.

68 Lindner zählt eine ganze Reihe solcher Schriften auf. Vgl. Lindner, R. (2004): 32ff.

69 „Sehet Menschen, von Hunger gewürgt, von Krankheit verdorben, die im Kote nächtigen“, heißt es in der Einleitung von Emil Klaegers *Wanderbuch aus dem Jenseits*. Klaeger, E. (2011) [1908]: 5; Lindner benennt diese Soziale-Reportage als „eine der wenigen deutschsprachigen Studien“. Lindner, R. (2004): 35.

70 Booth, C. (2018) [1903].

71 Vgl. ebd.: 43f.

72 Vgl. ebd.: 30ff.

Gesellschaft angesehen werden.⁷³ Vergleicht man das Werk mit zeitgenössischen Veröffentlichungen wie zum Beispiel dem regelmäßig erscheinenden Sozialstrukturatlas des Landes Berlin,⁷⁴ dann ähnelt dessen Aufbau in den Grundzügen der Arbeit von Booth und seinen Mitstreitenden. Insbesondere der Umstand, dass in diesem frühen Werk der Stadtforschung die Verbindung statistischer Werte mit eigenen Beobachtungen und Gesprächen mit den Menschen vor Ort eine Schlüsselrolle spielt, ist der Grund weshalb es als wichtiger Vorgänger der vorliegenden Forschungsarbeit nicht unerwähnt bleiben darf.

Die Stimmen der Stadtbewohner zu Wort kommen lassen Waren es in Booth' Studie vornehmlich Vertreterinnen und Vertreter staatlicher Fürsorge und Autorität, die zum Zustand in Arbeiter- und Armutsquartieren befragt wurden, gilt Henry Mayhew hingegen als der Erste, der in einer Studie die Stimmen der Bewohnerinnen und Bewohner zu Wort kommen ließ:⁷⁵ „to publish the history of a people, from the lips of the people themselves“,⁷⁶ war sein Bestreben, als er im Jahr 1851 *London Labour and the London Poor* veröffentlichte. Mittels Hunderter Interviews gewann Mayhew, 50 Jahre früher als Booth, Einblicke in die Lebensrealitäten ärmerer Bevölkerungsschichten Londons. Unweigerlich traten in diesen Untersuchungen Blindflecken zutage – denn berichten konnte er nur von denjenigen, die willens waren, mit ihm zu sprechen.⁷⁷ Sein Ansatz war es, stets am Ort des Geschehens in Kontakt zu treten, offene Fragen zu verwenden und das Erzählte ungeschönt zu notieren und wiederzugeben. Wichtig zu erwähnen ist dabei, dass er die von ihm gestellten Fragen in den Veröffentlichungen ausge-

73 Rolf Lindner liefert in seinem Buch *Walks on the Wild Side* einen ausführlichen Überblick über Gegenstand und Methodik des Forschungsfeldes „Großstadt“. Ihren Anfang nehmen seine anekdotenhaften Ausführungen über Persönlichkeiten der Stadtforschung mit Charles Booth. Vgl. Lindner, R. (2004): 11.

74 Vgl. zum Beispiel: Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales (2014).

75 Vgl. Lindner, R. (2004): 16.

76 Mayhew, H. (2008) [1851]: XLIX.

77 Vgl. Englander, D. & O'Day, R. (2008): XIX.

spart hat, wodurch der Effekt einer erzählerischen Verdichtung erreicht wurde.⁷⁸ Mitunter wirft man ihm vor, nicht ausreichend klar unterschieden zu haben, zwischen ernsthaften investigativ-journalistischen Arbeiten und seinen anderen Schriften.⁷⁹ Wie dem auch sei – die Ausführlichkeit, mit der Mayhew die Menschen aus ihren individuellen Lebenslagen heraus zu Wort kommen lässt und wie er das Erzählte durch die Darstellung des jeweiligen Ortes und Umfelds rahmt, macht sein Hauptwerk zu einer wichtigen Referenz für mein Vorhaben.

Auch die Reportage von Emil Klaeger *Durch die Wiener Quartiere des Elends und des Verbrechens. Ein Wanderbuch aus dem Jenseits* aus dem Jahr 1908 steht in dieser Tradition. Klaeger ermöglicht darin tiefe Einblicke in die Biografien von Menschen, die einst am Leben scheiterten: „Und ganz unvermittelt begann er plötzlich zu sprechen“, beginnt „die Geschichte des verlumpten Studenten“.⁸⁰ Die Ausführlichkeit, mit der auch er seine Gesprächspartnerinnen und -partner erzählen lässt, führt der Leserschaft deren Schicksale auf eine Weise vor Augen, die nicht nur nachvollziehen, sondern auch nachempfinden lässt. Geschickt versetzt er dabei an die Schauplätze der Begebenheiten.

Ausführlich beschäftigt habe ich mich mit den Schriften Hans Ostwalds. Mit seiner Sammlung an Geschichten wollte dieser gleichermaßen die „Vorzüge der Großstadt“ sowie auch deren „Mißstände, Verderbtheiten und Verkehrtheiten“ dokumentieren.⁸¹ Ähnlich wie andere Zeitgenossen hatte auch Ostwald sich unter anderem im Milieu der „mittellosen Menschen ohne festen Wohnsitz“, wie es im Amtsjargon hieß, herumgetrieben.⁸² Dies jedoch nicht unbedingt freiwillig, wie nachzulesen ist.⁸³ Ostwald machte das Beste aus seiner misslichen Lage und verarbeitete seine Erlebnisse in dem Roman *Vagabunden*. Die Dinge anschaulich und wirklichkeitsgetreu wiederzugeben war ihm wichtig. Dabei maß er der Sprache der Menschen und ihren Ausdrucksweisen eine

78 Vgl. ebd.: XXIII.

79 Vgl. ebd.: XLI.

80 Klaeger, E. (2011): 16ff.

81 Vgl. Ostwald, H. (2014): 7.

82 Seeliger, P. (2018): 5.

83 Vgl. ebd.

große Bedeutung zu.⁸⁴ Volkslieder, Witze und Redensarten trug er zusammen und vermochte es damit, etwas von dem so schwer greifbaren Phänomen namens Zeitgeist oder Lebensgefühl einer Stadt und ihrer Menschen zu Papier zu bringen.⁸⁵ Eine der größten Unternehmungen deutschsprachiger Stadtforschung – wenn nicht die größte – war seine 50 Bände umfassende Reihe „Großstadt-Dokumente“,⁸⁶ die er als Herausgeber editierte und denen er selbst fünf Bände als Autor beisteuerte. „Das Leben selbst soll sich mitteilen“,⁸⁷ schrieb Ostwald im Vorwort des ersten Bandes *Dunkle Winkel*. „Mein Trieb war immer: Menschen anderen Menschen nahezubringen, Menschen für einander zu interessieren“,⁸⁸ schreibt Ostwald in seiner Einleitung zu *Zuhältertum in Berlin*, dem fünften Band der „Großstadt-Dokumente“. Eine schönere Wendung für die Formulierung eines persönlichen Motives für meine Forschung hätte ich nicht zu finden vermocht. Seine „Methode des unmittelbaren Betrachtens und des Dokumentierens“⁸⁹ wie auch „das sympathisierende, mitfühlende Moment in seinen Beschreibungen“,⁹⁰ in denen er „Wertungen weitgehend außen vor“⁹¹ ließ und „die Aufmerksamkeit weg von den Häuserfassaden hin zu den Menschen, ihren Lebensumständen und Schicksalen“⁹² lenkte, das ist etwas, an dem ich mich orientiere.

Die Zustände aus eigenem Erleben kennen In den Erzählungen Emil Klaegers findet sich eine Episode, die vor dem Hintergrund meines Feldzugangs unbedingt zu nennen ist: „Ich legte mir also das Kostüm eines armen Teufels zurecht“⁹³ – er verkleidete sich als einer derjenigen, über deren Leben er etwas in Erfahrung bringen

84 Vgl. ebd.: 6.

85 Vgl. Ostwald, H. (1991) [1928]: 7.

86 Vgl. Topp, M. (2014): 123.

87 Ostwald, H. (2014): 7.

88 Ostwald, H. (1905): 8.

89 Topp, M. (2014): 120.

90 Ebd.

91 Ebd.: 122.

92 Topp, M. (2014): 115.

93 Ebd.: 73.

wollte. Nicht aufzufallen war dabei sein Bestreben, seine Rolle als Kundschafter suchte er zu verbergen.⁹⁴ Nachts im „Männerheim“ von einem Obdachlosen nach seinen Ansichten befragt, gibt er zur Antwort: „Meine Meinung von der Welt hab’ i mit meine guten Kleider verklopft“.⁹⁵

Ähnlich verfuhr Hans Richard Fischer schon im Jahr 1887. „Ein Jeder, der über sociale Zustände schreibt“, so seine Überzeugung, der ich beipflichte, „sollte dieselben aus eigener Anschauung kennen und solange es sich nicht um unüberwindbare Schwierigkeiten handelt, die Dinge an der Quelle studiren“.⁹⁶ Auch er hatte entschieden, sich zum Studium der Armut ihren Darstellerinnen und Darstellern anzugleichen: „In einem altersschwachen Anzuge, zu dem ein zerlöcherter Hut vortrefflich passte“,⁹⁷ machte er sich auf zu seinen Erkundungen.

Menschliches Verhalten in der urbanen Umwelt Immer wieder begegnete mir in Vorträgen und Literatur die sogenannte „Chicagoer Schule“ der Soziologie, die heute als „die bedeutendste Strömung der Stadtforschung“⁹⁸ gilt. Die Geschichten über die mitunter abenteuerlichen Forschungen über das Zusammenleben der Menschen in der großen Stadt haben stets eine große Faszination auf mich ausgeübt. Einige Studien aus diesem Zusammenhang werden heutzutage als Pionierarbeiten bezeichnet und gelten als Klassiker. Die Berühmtheit dieser Arbeiten führte mir im Zuge vergleichender Lektüretätigkeit vor Augen, dass die Bekanntheit wissenschaftlicher Werke über die Zeit auch in großem Maße auf deren Kanonisierung durch Universitätslehrkräfte zurückzuführen

94 Solcherlei temporäre Selbst-Deklassierungen durch die Kostümierung als mittelloser Mensch werden über 100 Jahre später erstaunlicherweise noch immer von Journalisten aufgeführt, die es als besonders wagemutig empfinden, für eine Nacht den Schutz und den Komfort ihres bürgerlichen Daseins zu verlassen, dabei meinen einen authentischen Eindruck gewonnen zu haben und gar glauben, damit etwas Neues getan zu haben. Vgl. zum Beispiel Ahr, N. & Sußebach, H. (2012).

95 Topp, M. (2014): 81.

96 Fischer, H.R. (2019) [1887]: 10.

97 Ebd.

98 Ebd.: 113.

ist – die bei näherer Betrachtung wiederum sehr wesentlich abhängt von der Öffentlichkeitswirksamkeit von Veröffentlichungen. Woran sonst mag es liegen, dass in einem deutschsprachigen Kompendium über die Geschichte der Stadtforschung der Chicagoer Schule der Stadtethnografie ein eigenes Kapitel gewidmet wird, darin von nur „wenigen deutschsprachigen Arbeiten“⁹⁹ die Rede ist und beispielsweise das bemerkenswerte Werk eines Hans Ostwald mit keinem Wort Erwähnung findet? Ihre Bekanntheit besitzt die Chicagoer Schule jedoch keineswegs zu Unrecht – diese kritische Anmerkung soll die Verdienste ihrer herausragenden Köpfe nicht herabsetzen, sondern vielmehr die Arbeiten Hans Ostwalds zu ihnen emporrücken.¹⁰⁰

„The city, in short“, schrieb Robert Ezra Park, der als Begründer der Chicagoer Schule gilt, „shows the good and evil in human nature in excess. It is this fact, perhaps, more than any other, which justifies the view that would make of the city a laboratory or clinic in which human nature and social processes may be conveniently and profitably studied“.¹⁰¹ Geprägt durch Vorlesungen von Georg Simmel,¹⁰² denen er als Student in Berlin beiwohnte, etablierte Park die Forschungsrichtung der „Humanökologie“.¹⁰³ Im Zentrum des Interesses stand die räumliche Organisation gesellschaftlicher Ordnung, die Wechselwirkung menschlichen Verhaltens und der urbanen Umwelt.¹⁰⁴ Als Grundlage für eine systematische Analyse dieses Zusammenhangs stellte er in *The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment* eine Reihe von leitenden Fragen zusammen.¹⁰⁵ Eine Vielzahl an Studien entstand im geistigen Umfeld der Chicagoer Schule, mikrosoziologische Arbeiten über spezifische Lebensum-

99 Lindner, R. (2004): 35.

100 Einige wenige Publikationen unternahmen den Versuch, das Werk Ostwalds in gebührendes Licht zu rücken. So zum Beispiel: Thies, R. (2006).

101 Park, R.E. (2019) [1925]: 46.

102 Park hörte 1899/1900 Georg Simmels soziologische Vorlesungen an der Friedrich-Wilhelms-Universität. Vgl. Lindner, R. (2004): 120.

103 Vgl. ebd.: 123.

104 Vgl. Park, R.E. (2019): 3ff.

105 Vgl. ebd.: 6ff.

stände, beispielsweise von Sub-Kulturen oder bestimmten Berufsgruppen, die in ihrer Gesamtheit den Facettenreichtum des menschlichen Zusammenlebens in der großen Stadt illustrierten.¹⁰⁶ Ungeachtet der großen Bandbreite an Themen ähnelten diese Arbeiten einander in der Vorgehensweise. Ihnen gemein war zum einen die große Bedeutung von Feldforschung und teilnehmender Beobachtung für den Informationsgewinn. Charakteristisch ist zudem der journalistisch-literarische Stil, in dem die Forschungsergebnisse präsentiert werden.¹⁰⁷ Unter den Werken der Chicagoer Schule ragt eines in seiner Bekanntheit als auch in seiner Bedeutung für meinen Forschungsweg heraus. Es soll deshalb an dieser Stelle gesondert vorgestellt werden.

Das gewöhnliche Leben der Menschen in seinen Beziehungen

„I want to see all that I can. I want to get as complete a picture of the community as possible“,¹⁰⁸ schrieb William Foote Whyte zu seiner *Street Corner Society*. Diese soziologische Fallstudie ist ein Werk, das für die Stadtforschung lange schon den Status einer Legende innehat. Whyte erforschte in den 1930er Jahren ein von italienischen Eingewanderten geprägtes Wohngebiet namens Cornerville im Norden der US-amerikanischen Stadt Boston. Sein Anspruch war es, Innenansichten über das Zusammenleben der Menschen in diesem Immigrantenviertel von zwielichtigem Ruf zu gewinnen.¹⁰⁹ Im Vorwort der Studie schildert er, weshalb er sich nicht allein auf das Bild verlassen wollte, das Zeitungsberichte von dem Stadtteil zeichnen – Nachrichtenblätter nämlich heben zumeist sensationelle Begebenheiten hervor und vernachlässigen das Alltägliche. Das gewöhnliche Leben der Menschen in seinen Beziehungen zu verstehen, das war für Whyte hingegen entscheidend.¹¹⁰ Um darüber Wissen zu gewinnen – davon war er überzeugt – war es unumgänglich, selbst in einem Viertel zu leben und teilzunehmen an den Aktivitäten seiner Bewohner-

106 Vgl. Lindner, R. (2004): 128ff.

107 Vgl. ebd.

108 Whyte, W.F. (1993) [1943]: 291.

109 Vgl. ebd.: XV.

110 Vgl. ebd.: XVI.

schaft.¹¹¹ In seiner Forschung geht es um Begegnungen mit Menschen und die Dinge, die diese tun.¹¹² Über drei Jahre lebte er selbst in Cornerville. Auf verschiedene Weise verließ er die Rolle des rein beobachtenden Forschers und brachte sich ein in der Nachbarschaft, wobei seine persönliche Biographie sich mit denen der Bewohnerinnen und Bewohner verknüpfte. Auf unterhaltsame Weise berichtet er von seinen Erlebnissen und schildert eindrücklich den Aufbau und die Organisation unterschiedlicher sozialer Netzwerke, porträtiert deren Schlüsselfiguren und erklärt, wie das alltägliche Leben im Viertel funktioniert.

Für die Forschung in besonderem Maße interessant sind die Reflexionen Whytes im Kapitel „On the evolution of street corner society“, die er seiner Studie als Anhang hinzufügte. Darin betont er die Notwendigkeit, dem tatsächlichen Forschungsprozess Aufmerksamkeit zu schenken – etwas, das in vergleichbaren Studien nur selten vorkam. Dass die forschende Person selbst eine Rolle zu spielen hat, dass sie zudem genauso wie die Beforschten selbst Mensch ist, ein Mensch mit einer eigenen Persönlichkeit, die sich unvermeidlich mit der Forschung vermischt – und das insbesondere, wenn sie sich über längere Zeit innerhalb des beforschten sozialen Zusammenhangs aufhält – das darf seiner Meinung nach nicht außen vor gelassen werden.¹¹³ Sein Ansatz war es, soziale Strukturen durch die unmittelbare Beobachtung von Menschen und ihren Handlungen zu untersuchen.¹¹⁴ Damit verbunden war in der Praxis stets die Frage nach dem Zugang zu den unterschiedlichen Kreisen von Akteurinnen und Akteuren. Warum sollte man sich mit ihm austauschen, weshalb ihm Einblicke gewähren? Whyte erkannte die Bedeutung der Etablierung einer eigenen sozialen Position inmitten des Gefüges des Wohnviertels¹¹⁵ und er sah damit das Erfordernis verbunden, den Menschen von Cornerville eine rechtfertigende Erklärung für sein Dabeisein und seine Studie geben zu können.¹¹⁶ Die Akzeptanz durch Schlüsselfiguren

111 Vgl. ebd.: XV.

112 Vgl. ebd.: XIX.

113 Vgl. ebd.: 279.

114 Vgl. ebd.: 285.

115 Vgl. ebd.: 296.

116 Vgl. ebd.: 300.

benennt er für ein solches Vorhaben als von allergrößter Wichtigkeit. Und schließlich – unter anderem dafür ist die Studie berühmt geworden – beschreibt er seine Methode des „Abhängens“ an der in den Titel aufgenommenen Straßenecke, eines ergebnisoffenen und dennoch zielgerichteten Aufenthaltes. Es ist eine Technik des Präsentseins im Stadtteil und im Alltag der Menschen, die Kontaktaufnahmen begünstigt: „When I had established my position on the street corner, the data simply came to me without very active efforts on my part.“¹¹⁷ Wichtig war es zu erkennen, dass es eben nicht darum ging, sich anzugleichen und lokale Gepflogenheiten zu übernehmen. Gerade seine Andersartigkeit als Forscher machte Whyte interessant für die Leute, denen er mit „freundlichem Interesse“ begegnete.¹¹⁸ Entscheidend sei es schließlich, sich klar über sich selbst und seine Rolle zu sein.¹¹⁹ Sich durch eigene unmittelbare Anschauung der Dinge selbst ein Bild zu machen, das ist der Anspruch, der Whyte antrieb.

Selbst zum Teil der Lebenswelt werden In manchen Fällen waren Forschende durch die eigene Biografie eng verbunden mit dem Gegenstand ihrer Forschung: Nels Anderson, der mit seiner Studie *The Hobo. The Sociology of the Homeless Man*¹²⁰ große Bekanntheit erlangte, lebte selbst einige Zeit als ein heimatloser Wanderarbeiter – und wandelte damit auf den Pfaden seines Vaters, der sich einst als junger Einwanderer auf diese Weise durchgeschlagen hatte.¹²¹ Anderson sollte später feststellen, dass viele Reportagen und Studien, die sich den „Hobos“ widmeten, dem wahren Leben kaum nahezukommen vermochten. Seine Schilderung des Daseins von Wanderarbeitern konnte hingegen für sich beanspruchen authentisch zu sein. Die Radikalität dieser teilnehmenden Beobachtung ist es, die sie so bedeutsam macht. Im Unterschied zu Whyte hielt sich Anderson nicht in der Rolle des außenstehenden Forschers innerhalb der zu erforschenden Lebenswelt auf, auch tauchte er nicht nur kurzzeitig und in Verkleidung in sie ein,

117 Ebd.: 303.

118 Vgl. ebd.: 304, 317.

119 Vgl. ebd.: 317.

120 Anderson, N. (2014) [1923].

121 Vgl. ebd.: V.

sondern er lebte das Leben der untersuchten Betroffenen, tat, was sie taten – wenngleich er dies anfangs nicht zu Forschungszwecken und auch nur bedingt freiwillig tat.¹²² Hieran leitet sich die Frage ab, wie sehr man selbst Teil der Lebenswelt, die man erforschen will, sein sollte oder darf – wie viel Abstand ist erforderlich, um deren größeren Zusammenhang zu erkennen, wie viel Nähe ist nötig, um die Bedeutung der entscheidenden Details verstehen zu können? Eine der wesentlichen Lehren, die aus Andersons Werk zu ziehen ist, lautet, dass manche Dinge sich schwerlich durch reine Beobachtung, sondern durch Dabeisein und Mitmachen nur begreifen lassen.

81 Jahre später entstand eine Studie, die vergleichbar konsequent vorging in der teilnehmenden Beobachtung, sich aber im Zugang zum Feld auf eine Weise unterschied, die erwähnt zu werden verlangt: In einem Armenviertel von Chicago unternahm Loïc Wacquant den bemerkenswerten Selbstversuch, zu Forschungszwecken Mitglied eines Boxclubs zu werden. Drei Jahre lang trainierte er mit den lokalen Boxern bis zu sechsmal die Woche, spätabends schrieb er seine Notizen nieder.¹²³ Den Boxverein betrachtete Wacquant, so seine Absicht zu Anfang, als ein Fenster in den Mikrokosmos junger Männer im „Ghetto“.¹²⁴ Er nahm teil an allen Aktivitäten, die für die erforschte Lebensrealität bedeutsam waren – mehr noch: Dadurch, dass er sich nicht scheute, selbst in den Ring zu steigen – er brach sich dabei sogar die Nase – gewann er den Respekt seiner Trainingspartner und wurde von ihnen auch zu privaten Anlässen eingeladen.¹²⁵ Anders als im Falle Andersons war die exotische Rolle Wacquants als Forscher, stärker noch als bei Whyte, für alle Beteiligten offensichtlich – nicht zuletzt, weil er das einzige weiße Mitglied im Club war.¹²⁶

122 Vgl. ebd.: Vff.

123 Vgl. Wacquant, L. (2004): VIIff.

124 Vgl. ebd.: 9.

125 Vgl. ebd.: 10f.

126 Vgl. ebd.: 10.

Die lebensweltliche Logik der Anordnung der Objekte im Raum

Nicht fehlen darf in meiner Aufzählung die aufmerksame Beobachterin Jane Jacobs. Wie sie es vermochte, mittels lebhafter Erzählungen die komplexen Verstrickungen nachbarschaftlichen Lebens in der Großstadt zu veranschaulichen, ist beispielhaft. Der Frage nachzugehen, ob und bei wem Menschen einen Schlüssel zu ihrer Wohnung hinterlegen, ermöglicht es zum Beispiel, ein nachbarschaftliches Netzwerk nachzuvollziehen¹²⁷ – und Schlüssel sollten, wie sich zeigte, schließlich auch in dieser Untersuchung sehr wichtig werden. Auf eben solche Kleinigkeiten, die eine große Tragweite haben können, Acht zu geben, dies ist etwas, das sich von Jacobs lernen lässt. Ihre „Neugier auf Menschen“¹²⁸ war es, wegen der Richard Sennett sie eine „direkte Erbin der Chicago School“ nannte.¹²⁹

Eine maßgebende Betrachtung des Zusammenhanges der Organisationsweise einer sozialen Gruppe und der architektonischen Anordnung ihrer Lebenswelt unternahm Pierre Bourdieu in seinem Werk *Entwurf einer Theorie der Praxis* im Kapitel „Das Haus oder die verkehrte Welt“.¹³⁰ Bourdieu beleuchtet das Innere eines kabyliischen Hauses bis in den letzten Winkel und analysierte die Logik der Anordnung der Objekte im Raum, deren alltägliche Gebrauchsweisen als auch die damit verbundenen symbolischen Bedeutungen und sozialen Beziehungen.¹³¹

Schlussfolgerungen – Einmischende Beobachtung Welche Elemente aus dieser Auswahl an vorbildhaften Arbeiten waren dazu geeignet, von mir angewandt zu werden? An welchen Stellen bedurfte es der Anpassung oder der Weiterentwicklung?

Für meine Arbeit übernahm ich den Anspruch, Menschen anderen Menschen nahebringen zu wollen, daran zu wirken, Menschen füreinander zu interessieren. Vor diesem Hintergrund war mir sehr daran gelegen, auch der Form der Vermittlung große Beachtung zu schenken. Die Leserinnen und Leser sollten durch

127 Jacobs, J. (2015): 49f.

128 Sennett, R. (2018): 102.

129 Vgl. ebd.

130 Bourdieu, P. (2015) [1979].

131 Vgl. ebd.: 48ff.

den Forschungsprozess geleitet und die Entscheidungsschritte nachvollziehbar gemacht werden. Gerade dadurch gewinnt dieses Werk für mein Verständnis an Wissenschaftlichkeit. Während es in vielen jüngeren Arbeiten qualitativer Sozialforschung zum Beispiel sinngemäß heißt: „Das teilstandardisierte Experteninterview fand am Wohnort der Person XY statt“ und darüber hinaus keine Auskunft zu den räumlichen Gegebenheiten mitgeteilt werden, finden sich in dieser Arbeit auch die näheren Umstände der Gesprächssituationen dargestellt. Zudem werden darin die Stimmen der Interviewten in der gebotenen Ausführlichkeit wiedergegeben und nicht, wie in wissenschaftlichen Werken sonst üblich, bloß in ausgewählten Fragmenten. Ferner werden Argumentationslinien und deren Wendepunkte nachvollziehbar gemacht. Sucht man nämlich die Haltungen der Menschen allzu sehr durch Bruchstücke zu belegen, so birgt dies die Gefahr, den Menschen damit Unrecht zu tun, da das Gesagte – aus seinem Gedankengang gerissen – mitunter auch das Gegenteil der eigentlich vertretenen Überzeugung auszusagen vermag. Eine Verdichtung der Erzählung, jedoch ohne Aussparung wesentlicher Aussagen und unter Wahrung der ungeschönten Originalsprache, hielt ich indessen nicht nur für vertretbar, sondern für notwendig: denn die verwendete Technik offener Fragestellungen und ausdauernden Zuhörens führt gelegentlich zu Themen fernab des Forschungsinteresses.

Einem jeden Menschen mit aufrichtigem Interesse zu begegnen, diese Maßgabe galt es zu verinnerlichen. Denn dies ist wohl die entscheidendste Fähigkeit – vielmehr eine Geisteshaltung – die eine Person mitbringen muss, möchte sie in direktem Austausch etwas über das menschliche Miteinander in Erfahrung bringen. Nicht, wie es über Hans Ostwald hieß, die „Aufmerksamkeit weg von den Häuserfassaden hin zu den Menschen“ zu lenken war indes mein Anliegen. Vielmehr zwischen die Sphären des gebauten Raumes und des nachbarschaftlichen Lebens wollte ich gelangen, um deren Wechselwirkungen untersuchen zu können. Eben darin besteht die Erweiterung des Forschungsblickes im Vergleich zur Chicagoer Schule – denn diese „vermochte nicht zu erkennen, dass auch die Gebäude Einfluss auf Ihre Forschung hatten“.¹³² Für meinen Forschungsansatz bedeutete dies, Orte inner-

132 Sennett, R. (2018): 90.

halb des architektonischen Raumes zu identifizieren, an denen das Nachbarschaftliche für mich als außenstehenden Forscher sichtbar werden konnte. Es stellte sich die Frage: Wo in den hohen Häusern findet die Nachbarschaft der Bewohnerinnen und Bewohner statt, welche gestalterischen Elemente erfüllen dabei eine wichtige Funktion? Da eine Beobachtung ohne Beeinflussung nicht möglich ist, muss eine Forschungsarbeit, die das menschliche Miteinander zum Gegenstand hat, die Vorgehensweise bei der Informationserhebung zum Thema machen. Eine solche Offenlegung des Forschungsprozesses ist es, wodurch der Anspruch auf die Wissenschaftlichkeit dieser qualitativen Forschung gewahrt wird. Mehr noch: Sie ist zwingend erforderlich, da die Zusammenhänge zwischen physischen Artefakten und sozialen Beziehungen nicht standardisiert erfassbar sind.

Um zu Erkenntnissen zu gelangen über das Miteinander der Menschen in den hohen Häusern, spielten die Beobachtung und das Gespräch die entscheidende Rolle. Mir durch eigene unmittelbare Anschauung der Dinge selbst ein Bild zu machen, darum sollte es gehen. Ich wollte einen Überblick der unterschiedlichen nachbarschaftlichen Beziehungen gewinnen. Dazu war es notwendig, vor Ort Schlüsselfiguren zu identifizieren und für Gespräche zu gewinnen – denn solche können viel Wissen über Verhältnisse und Regeln vermitteln.

Über mein Auftreten als Forscher war vorab Klarheit zu erlangen. Es galt für mich eine geeignete Form der Beobachtung zu finden und entsprechend einen Feldforschungszugang zu entwerfen. Als Forscher musste ich mir eine eigene soziale Position innerhalb der lebensweltlichen Zusammenhänge der Bewohnerinnen und Bewohner der hohen Häuser erschaffen. Die „Tarnung“ der Forscherrolle war meiner Einschätzung nach nicht erforderlich – im Gegenteil: Den Menschen im Haus aufzufallen und dadurch die Gelegenheit zu erwirken, ihnen vom Forschungszusammenhang zu berichten, das musste das Ziel sein. Meine Nicht-Zugehörigkeit ganz offensichtlich zur Schau zu stellen, so meine Überlegung, würde Neugier erregen und hoffentlich Gespräche eröffnen. Eine gewisse Verwandtschaft meines Ansatzes zu soge-

nannter Interventionskunst war nicht von der Hand zu weisen.¹³³ Für mein Verständnis unterschied sich die Vorgehensweise vom Künstlerischen vor allem durch die wissenschaftliche Planungs- und Auswertungsweise.

Denjenigen Menschen, die im Rahmen meiner Arbeit zum Gegenstand der Forschung wurden, galt es gut zu erklären, wie und warum dies geschehen würde. In welche Bereiche des Alltags der Bewohnerschaft ich mich einmischen und auf welche Weise ich dort tätig sein wollte, war im Vorfeld zu überlegen. Es war in diesem Zusammenhang sinnvoll, einen Ort oder mehrere Orte zu identifizieren, an denen man im Alltag der Menschen wahrnehmbar wurde – denn dies ermöglicht potenziell Situationen des Kontaktes, die spontan nebenher entstehen. Worin sich mein Forschungsansatz wesentlich unterscheidet gegenüber den vorangegangenen vorbildhaften Arbeiten, das ist die präzise Bestimmung einer Position im gebauten als auch im sozialen Raum. Neuartig ist zudem das Entwerfen einer spezifischen Rolle für den Forschungsaufenthalt an einem Untersuchungsort unter der Maßgabe eines Erkenntnisinteresses. Auf diese Weise füge ich der Geschichte der Feldforschung ein weiteres Kapitel hinzu.

Einen explorativen Versuch dieser Vorgehensweise unternahm ich mit der Forschungsarbeit für den Buchbeitrag *Das Stadtschiff*.¹³⁴ Der Herausgeber des Bandes *Betrachtungen der Architektur. Versuche in Ekphrasis* Tim Kamasch betont das Unvermögen quantitativer Methoden abzubilden, „was Gebäude, die alltägliche Lebenswelten rahmen, den Menschen bedeuten, geschweige denn bedeuten könnten“.¹³⁵ Die Eigenschaften eines Gebäudes unter dem Gesichtspunkt ihrer „Bewandnis für die Lebenswelt“ zu veranschaulichen, dies nennt er das Potenzial von Beschreibungskunst.¹³⁶ Einen „Versuch in Ekphrasis“ zu unternehmen und in diesem Zuge ein Bauwerk derart „anschaulich zur

133 „Interventionskunst“, [...] das Werk von Künstlern, die in die Alltagswelt eingreifen, um diese zu kritisieren oder ironisieren, die stören und agitieren, um ein soziales Bewusstsein zu schaffen und Veränderungen anzuregen.“ Pasternak, A. (2015): 306.

134 Bührig, S. (2020).

135 Kamasch, T. (2020b): 21.

136 Vgl. ebd.: 21ff.

Sprache zu bringen“,¹³⁷ dass die Leserinnen und Leser dadurch den Eindruck gewinnen „die beschriebene Sache selbst vor Augen zu haben“¹³⁸ lautete die Aufgabenstellung für die Beitragenden.

Da das in diesem Zusammenhang betrachtete große Wohnhaus in seiner Gestaltung augenscheinliche Reminiszenzen an ein Kreuzfahrtschiff aufwies, heuerte ich in seemännischer Kleidung als „Schiffsjunge“ bei der Hausverwaltung an, bot meine Arbeitskraft an, um als Dank dafür an Bord kommen zu dürfen. Auf diese Weise wurden mir detaillierte Einblicke in den Aufbau des Gebäudes und die Abläufe des Alltages möglich. Ich sammelte konkrete Eindrücke sowie Geschichten von Schlüsselfiguren und brachte diese zusammen in einer Erzählung, die das Wesen des großen Wohngebäudes sowie auch den Forschungsprozess zur Sprache brachte. Um dem Wesentlichen des „Stadtschiffs“ auf die Spur zu kommen, hatte ich eine Rolle erdacht, mit der ich mich auf sinnvolle Weise tätig in das Gebäude begab und mich zwischen Infrastruktur, Haustechnik-Team und Bewohnerschaft bewegte. Die Eigenart meines Auftretens führte dazu, dass sich mein Handeln innerhalb des Hauses herumsprach, was im weiteren Verlauf Türen öffnete.

Genau dort setzt diese Forschungsarbeit an. Sie entwirft eine Rolle, um große Wohngebäude im Gebrauch als sozialräumliche Lebenswelten vieler Menschen zu erforschen. Um als Forscher zu Erkenntnissen über das Miteinander der Menschen im Wohnen in den hohen Häusern zu gelangen, begab ich mich an Schlüsselstellen innerhalb der Gebäude und mischte mich als Forscher gezielt in den Alltag ein. Die wissenschaftliche Innovation besteht in der Entwicklung einer Forscherrolle, die eine eigenständige Position und eine dazugehörige Funktion im sozialen und räumlichen Gefüge entwirft, um deren Zusammenspiel zu untersuchen. Dazwischenzukommen – zwischen die Menschen und die gebaute Umwelt – das war der Zweck. Dazwischenzukommen gleichwohl auch im Sinne von sich einmischen, sich redend oder handelnd mit etwas zu befassen oder an etwas zu beteiligen, womit man eigentlich nichts zu tun hat, was einen nicht betrifft.¹³⁹ Die Methode, ziel-

137 Kammasch, T. (2020a): 11.

138 Ebd.

139 So umschrieben findet sich „einmischen“ im Duden.

gerichtet an einem bestimmten Ort und auf eine bestimmte Weise den Menschen in ihrem Alltag dazwischenzukommen, nenne ich Einmischende Beobachtung.

Von der Stadtforschung erzählen Immer stellt sich Forschenden die Frage, wie sie über ihre Forschung und deren Erkenntnisse berichten können. Unter den voran genannten Studien finden sich sachliche Dokumentationen als auch journalistische Reportagen und literarische Erzählungen. In der Geschichte von Stadtforschung und teilnehmender Beobachtung finden sich Autorinnen und Autoren, die durch spätere literarische Werke zu großer Berühmtheit gelangten, mit denen sie ihre präzisen Analysen der menschlichen Natur zugespitzt in die Zukunft projizierten – so Eric Arthur Blair, als Schriftsteller bekannt als George Orwell, der unter anderem die Lebenswelt von Bergarbeitern in Nordengland dokumentierte¹⁴⁰ oder, den Wirren seiner Zeit geschuldet, das Obdachlosendasein kennenlernte und darüber schrieb.¹⁴¹

Seltener sind es soziologische Studien selbst, die den Weg in die Unterhaltungsindustrie finden. Einen solchen Erfolg erlangte Sudhir Venkateshs Studie *Gang Leader for a Day*,¹⁴² die es in die Bestsellerlisten schaffte und sogar verfilmt werden soll. Ihm gelang das Kunststück, ein großes Publikum für seine soziologische Forschung zu begeistern. Wird auf derart eindrucksvolle Weise Wissen über die menschliche Welt gewonnen, so ist eine derart weitreichende Aufmerksamkeit wünschenswert – wenngleich auch herabwürdigende Kritik dazu nicht ausblieb.¹⁴³ Die zu lernende Lektion: Das rechte Maß zu finden zwischen wissenschaftlicher Exaktheit und unterhaltsamer Erzählweise ist die wesentlichste Herausforderung bei der Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten, die die Kommunikation über ein Fachpublikum hinaus zum Ziel haben.

In der Methodik dieser Forschungsarbeit liegt es begründet, dass die Erzählperspektive die des Beobachters ist, die des Forschers, der sich einmischt. Entsprechend gibt es eine berich-

140 Blair, E.A. (2001) [1937].

141 Blair, E.A. (2001) [1933].

142 Venkatesh, S. (2009a).

143 Vgl. Venkatesh, S. (2009b): 215–219.

tende Ebene, in der sich zahlreiche Darstellungen von Begegnungen finden. Diese Erzählebene wird durchzogen von einer Zwischenebene der Reflexion, die das Beobachtete interpretiert, theoretisch einordnet und an den roten Faden der Forschungsarbeit anbindet. Als Erzähler mischt sich an diesen Stellen der Forscher und Autor schauend, deutend, bewertend und fühlend ein.¹⁴⁴ Die Einmischung des Forschers findet sich auf diese Weise wieder in der Erzählerfigur wie auch im Aufbau der Erzählstruktur. Auf welchen Wegen die einmischende Beobachtung in die Tat umgesetzt wurde, um Erkenntnisse zu gewinnen über das nachbarschaftliche Wohnen der Menschen in hohen Häusern, davon wird im Folgenden berichtet.

144 Vgl. Stanzel, F.K. (2008): 15.

Der rote Faden – Zusammenfassung

Diese fünf Punkte leiten durch die Forschungsarbeit:

Motiv Unsere Städte sollten Orte sein, an denen Menschen einander in Frieden fremd sein können – ohne es zu müssen. Um dieses Vermögen der Städte zu stärken, gilt es das Zusammensein der Menschen zu erforschen.

Gegenstand Der Forschungsgegenstand sind Wohnhochhäuser aus den 1970er Jahren, die einst zu den zwei Seiten der Berliner Mauer entstanden. Weil die beiden beschriebenen Hochhaus-Ensembles sich räumlich gegenüberstehen und ein gegensätzliches Paar sind – ähnlich in ihrem Aufbau und in ihrem Innenleben doch merklich verschieden – eignen sie sich hervorragend für eine vergleichende Betrachtung.

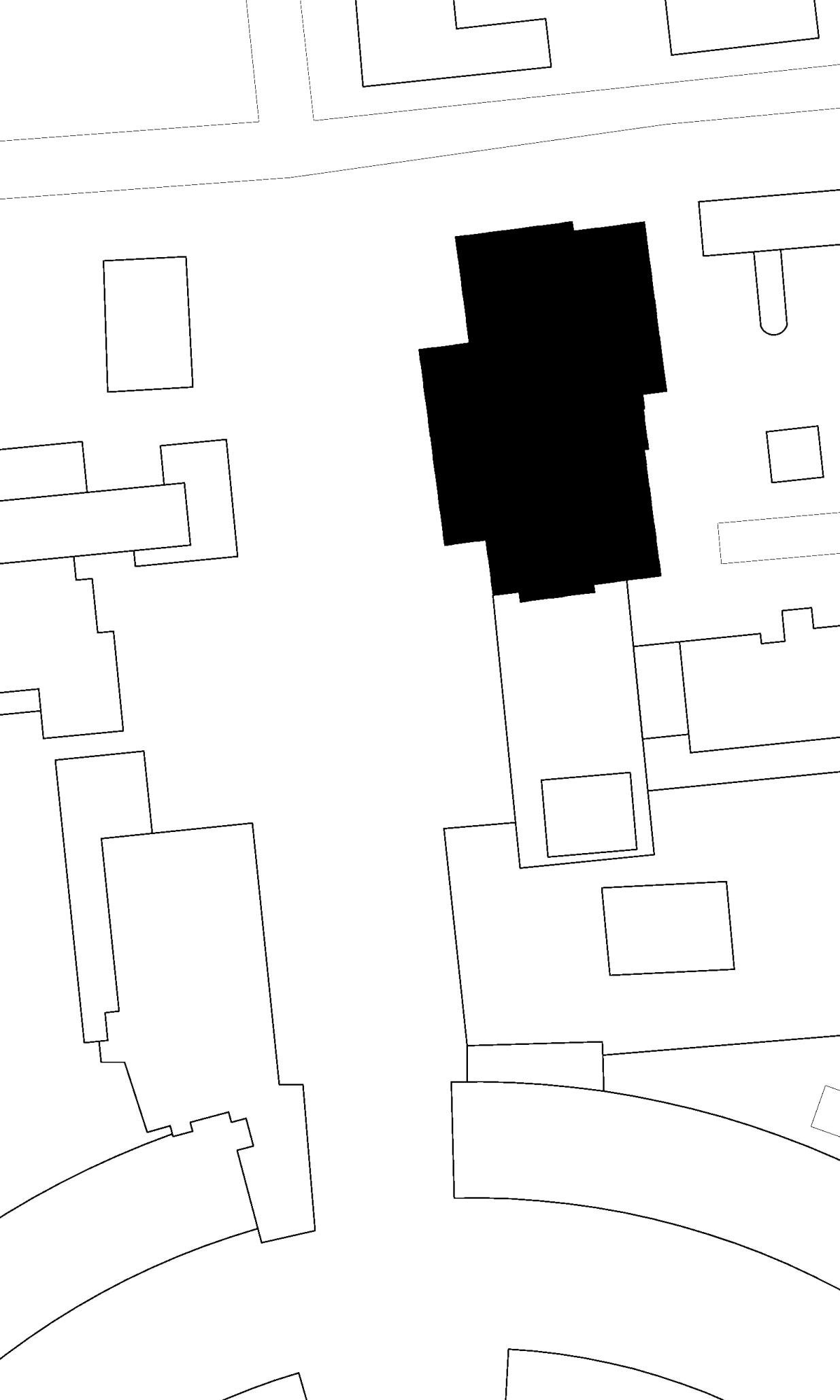
Frage Mit welchen Mitteln können Erkenntnisse über das nachbarschaftliche Leben in hohen Wohnhäusern gewonnen werden?

Forschungslücke Der wissenschaftliche Zugewinn des Ansatzes dieser Forschungsarbeit besteht in der Entwicklung einer Forscherrolle mit einer eigenständigen Position und dazugehöriger Funktion im sozialen und räumlichen Gefüge, um das Zusammenspiel von menschlichem Verhalten und Architektur zu untersuchen.

Methode Um als Forscher zu Erkenntnissen über das Miteinander der Menschen in ihrem Wohnen in den hohen Häusern zu gelangen, begab ich mich an Schlüsselstellen innerhalb der Wohngebäude und brachte mich als Forscher gezielt in den Alltag im Haus ein. Die Methode, Menschen in ihrem Alltag zielgerichtet an einem bestimmten Ort und auf eine bestimmte Weise dazwischenzukommen, heißt Einmischende Beobachtung.





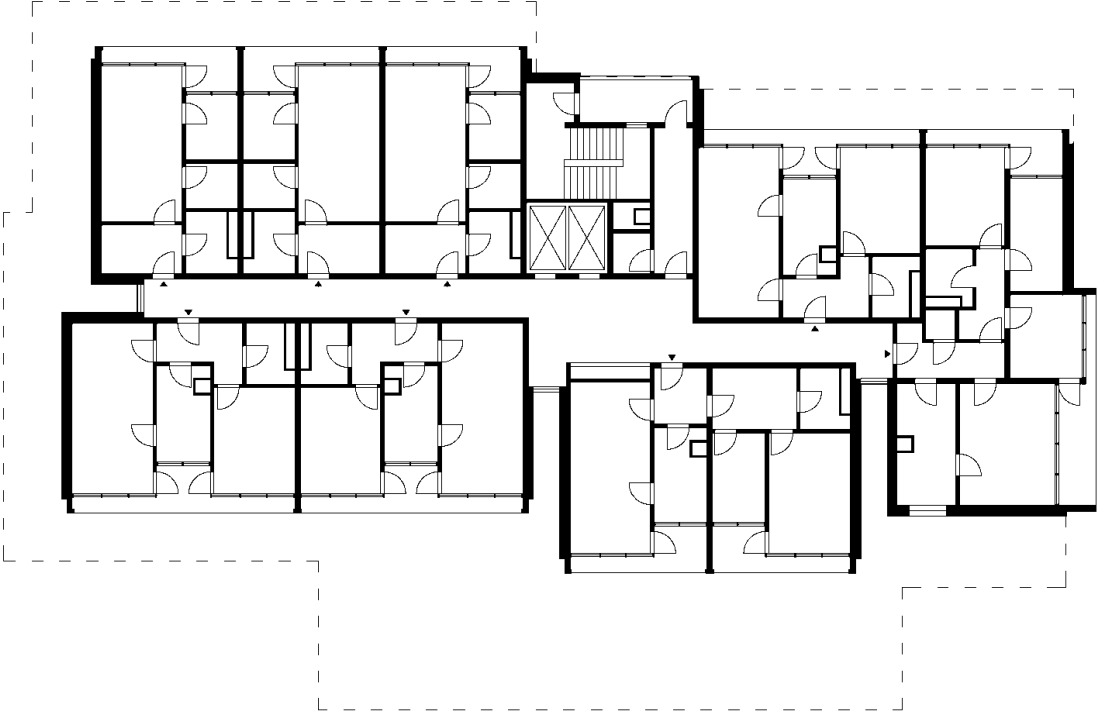


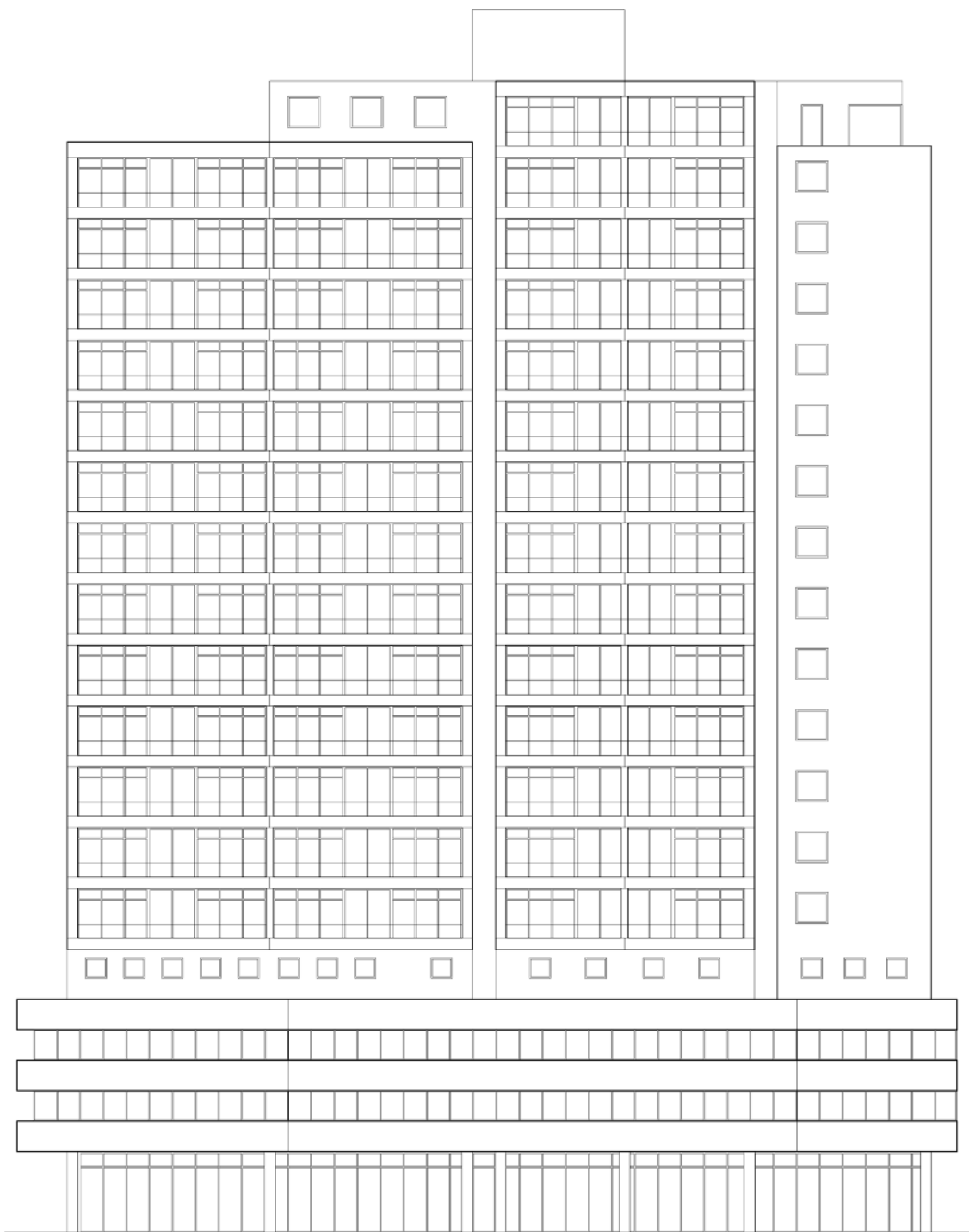
The image is a black and white architectural site plan. It features several geometric shapes representing buildings and structures. A prominent feature is a large, irregularly shaped area in the upper right quadrant, which is labeled 'Forschungsgegenstand' (Research Object). Below this area, there is a horizontal, elongated shape with a pointed right end, labeled 'West'. The plan also shows various other rectangular and polygonal shapes scattered across the upper and middle sections. At the bottom of the image, there are several curved lines, possibly representing a road or a boundary. The overall layout is clean and technical, typical of a site plan.

Forschungsgegenstand

West

- 1 Friedrichstraße. Fotografie von Pauli Beutel
- 2 Lageplan / Wohnhochhaus in der Friedrichstraße, Maßstab 1:1.000. Zeichnung von Jonas Trittmann
- 3 Regelgeschoss / Wohnhochhaus in der Friedrichstraße, Maßstab 1:500. Zeichnung von Jonas Trittmann
- 4 Ansicht West / Wohnhochhaus in der Friedrichstraße, Maßstab 1:500. Zeichnung von Jonas Trittmann





Erste Annäherung. Mit Mut zur Lücke

Bitte beachten sie beim Aussteigen die Lücke zwischen Zug und Bahnsteigkante, warnte eine mechanische Frauenstimme während der Einfahrt in den U-Bahnhof. Noch eine Station bis zur Ankunft am ersten Ort meiner Forschung. Am Zielbahnhof fiel mir als Erstes die blaue Farbe ins Auge – schmutzig hellblaue Kunststoffplatten verkleideten die Wände. Das Stationsschild verkündete in weißer schnörkelloser Schrift auf rotem Grund den Stationsnamen: „Hallesches Tor“. Ein- und ausgestiegen war ich hier in meinem Leben schon unzählige Male. Doch dieses Mal wollte ich dem vertrauten Ort begegnen, als wäre er mir fremd.

Der Waggon kam auf der Höhe einer größeren Gruppe Menschen zum Stehen. Um eine Sitzbank fanden sich um die zehn Personen versammelt, Bier- und Schnapsflaschen wurden herumgereicht, einige rauchten Zigaretten. Flüchtig musterte ich im Vorübergehen die Gestalten. Kaum, dass ich sie passiert hatte, krächzte mir von der Seite eine Stimme ins Ohr: *NAAAAAAAAA???!!!* Ich erschrak und wich zurück. Einen Augenblick lang musterte ich ihn, dann hatte ich keinen Zweifel mehr – es war tatsächlich wieder der Schreihals. Seine funkelnden Augen blickten mich durchdringend an. *Haste mal 'ne Mark?!*, fragte er mit knarrender Stimme. Mich erstaunte, dass er „Mark“ gesagt hatte, gab es diese doch seit einigen Jahren nicht mehr. Mein irritierter Gesichtsausdruck schien ihn zu amüsieren. Er grinste, als er einen Schritt auf mich zu machte. Derweil griff ich in meine leeren Hosentaschen und schüttelte verneinend den Kopf. Meine Antwort betrubte ihn nicht. Geradezu erheitert deutete er mit dem Zeigefinger auf mein Gesicht: *Aber da – da hast du was!*, krächzte er. Fragend fasste ich mir ans Kinn. *Weiter oben!*, wies er mich an. Suchend strich ich mir über

die Wange. *Stück nach rechts!* Neben meinem Mundwinkel fühlte es sich ein wenig rau an, dort klebte etwas. Mein Gegenüber nickte. Mit dem Daumen rieb ich die Stelle – ich hatte Zahnpasta im Gesicht. Zufrieden wandte er sich ab und lief in Richtung Ausgang. Mein Dankeswort hatte er wohl gerade noch gehört. Ohne zurückzusehen hob er im Gehen die Hand, nahm mit Schwung mehrere Stufen, lachte laut auf und verschwand die Treppe hinauf.

Verdutzt schaute ich ihm hinterher und beschloss ihm zu folgen. Der Ausgang, Richtung Hallesches Ufer, Tempelhofer Ufer, Gitschiner Straße führte zunächst auf ein kreisrundes Zwischengeschoss. Rundum zeugten alte schwarz-weiß Fotografien an den Wänden davon, wie es dort früher einmal ausgesehen hatte. Eindruck machte auf mich eine alte Aufnahme, die eine eingebrochene Hochbahnbrücke und kriegszerstörte Häuser zeigte. Auf der Zwischenebene lag links ein Kiosk, rechts zweigte ein türkisblauer Tunnel ab – der Übergang zur U-Bahnlinie 1. In der Mitte führte eine Treppe nach draußen. Von dort oben drang die Stimme des seltsamen Herrn. Mir schien als rief er nach jemandem.

Geschwind eilte ich die Stufen empor. Über diesen Ausgang gelangte man direkt unter ein zweistöckiges Wohnhaus. Es war Teil einer Wohnbebauung, die einen runden Platz von etwa 125 Meter Durchmesser umfasste. Wie ein großes offenes Tor bildete das Gebäude an dieser Stelle über dem U-Bahnausgang einen breiten Durchgang, durch den der Hauptstrom des Publikumsverkehrs ein- und ausging.¹ An seinem gegenüberliegenden Ende im Norden war der Häuserkreis geöffnet, sodass die Formation aus der Luft besehen einem Hufeisen ähnelte. Von diesem Standpunkt aus nur knapp zu sehen, reihte sich dahinter ein zweiter Gebäudering, der um ein Stockwerk höher war. Außerhalb der Ringbebauung ragten zu beiden Seiten Hochhäuser empor. Suchend drehte ich mich und trat aus dem Ringkreis heraus, sozusagen „vor das Tor“. Den Blick nach oben gerichtet bewunderte ich die üppige Bepflanzung der Balkone. Auf dem überschaubaren Platz fielen eine schlichte große Standuhr, eine Hinweissäule der U-Bahn und vier Bruchstücke marmorner Säulen ins Auge. Wie ich später von einem Anwohner

1 An ungefähr dieser Stelle hatte sich einst ein Stadttor befunden. Ab dem 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war das Hallesche Tor eines der Tore der Berliner Zoll- und Akzisemauer. Der Abbruch der Mauer erfolgte 1868. Vgl. Reuther, H. (1985): 96.

erfuhr, waren diese Artefakte angeblich Überreste einer Arkade, die Teil der alten Bebauung des Platzes war, die im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde.

Zwischen den beiden Wohnbauringen verlief ein verkehrsberuhigter Bereich. Rechter Hand bog ich ein und durchschritt die östliche Kurve. Von der inneren Ringbahn zweigten Hausgänge und zahlreiche Unterführungen ab, die auf den großen runden Mehringplatz führten. Die äußere Reihe beherbergte im Erdgeschoss Gewerbeflächen. Im Vorübergehen blickte ich in die Fenster dieser Geschäftszeile. Dort reihten sich seinerzeit aneinander: ein geschlossenes griechisches Restaurant; ein Schuh- und Schlüsseldienst mit einer Auswahl von Damenhandtaschen an einem Kleiderständer vor der Tür; ein Obst- und Gemüsehändler, der zusätzlich auch einen Telefon-, Fax- und Kopierservice sowie Tabakwaren anbot; zwei ungenutzte Gewerbeflächen, eine Bürogemeinschaft; ein weiterer Leerstand, dessen Zugang mit Maschengittern versperrt war; ein „Sozialladen“; ein Café; ein Friseursalon für Damen und Herren; und ein großes Optikerfachgeschäft. Ich passierte die Öffnung des „Hufeisens“ und bog in die Westkurve ein. An Geschäften entdeckte ich dort ein türkisches Restaurant; eine Apotheke; ein Bekleidungsgeschäft; eine Spielothek; eine Kneipe; ein Kosmetikstudio; einen Blumenladen; ein weiteres Café; eine Reinigung und einen Zeitungsladen. Das letzte Stück des äußeren Rings bildete dort der Neubau einer großen Versicherungsgesellschaft, der die Kreisform exakt aufnahm. Sodann hatte dieser erste Rundgang mich zurück an meinen Ausgangspunkt geführt.

Von dort aus durchschritt ich nun das „Tor“. Fünf flache Stufen führten hinab auf den kreisrunden Platz. Eine der bedeutendsten Straßen der Stadt begann hier – die Friedrichstraße, wenngleich man ihr ihre ruhmreiche Geschichte an dieser Stelle nicht ansah. Seit geraumer Zeit schon war der Platz in eine große Baustelle verwandelt, Bauzäune machten ihn weitgehend unzugänglich. In der Mitte des Platzes wachte, von einer marmornen Säule aus, ein kupferblauer Engel² über das Geschehen.

- 2 Die Friedenssäule mit dem Friedensengel, der kupferblauen Victoria, wurde Mitte des 19. Jahrhunderts von Cantian geschaffen. Vgl. Wunsch, F.R. (1998): 22. Errichtet wurde sie zum Gedenken des Sieges über Napoleon. Vgl. Berndt, P. & Sinning, H. (2016): 182.

Hinter einem Bauzaun entdeckte ich den Schreihals wieder. Er stand inmitten einer Gruppe von Männern, mit denen er recht aufgeregt diskutierte. Einer dieser Herren hockte umringt von den anderen am Boden. Zu ihm beugte sich der Schreihals vor. Es sah aus, als ob dann etwas ausgetauscht wurde. Sogleich stahl der Wüterich sich wieder hastig davon, wobei er sich gehetzt umblickte. Rund 100 Meter vom U-Bahnhof entfernt verschwand er in ein Hochhaus, das eine prominente Stellung unter den Gebäuden dieser Großwohnsiedlung einnahm. Was trieb der Schreihals dort?

Sichtlich in die Jahre gekommen markierte dieses hohe Haus das weniger schöne Ende der eleganten Straße. Seine Außenwände hatten einen braun-gelblichen Farbstich. Die Bausubstanz wirkte deutlich von der Zeit gezeichnet, hier und da bröckelte der Beton. Eiserne Klammern sollten verhindern, dass an besonders maroden Stellen gar Teile herababstürzten. Ich nahm das Haus genauer in Augenschein: Sein Eingang lag zurückversetzt, wodurch ein überdachter Vorraum entstand. Darüber ruhten auf dunkelgrauen Pfeilern die ersten beiden Geschosse. Sie bildeten einen im Verhältnis breiteren Sockel, auf dem sich der große Teil des Gebäudes als Turm erhob.³ Die Fenster in diesen beiden Sockel-Stockwerken wirkten recht klein. Mir erschien dieser Gebäudeteil eher in sich gekehrt – insbesondere im Vergleich mit den Fenstern des Turms, die in großzügiger Offenheit fast die volle Höhe der Geschosse einnahmen. Den Sockel durchzogen ober- und unterhalb der Fenster drei Reihen schmutzig hellgrauer Platten, die seine Fassade horizontal gliederten. Im dritten Stock – oberhalb des Sockels und am Fuße des Turms – befand sich eine nur von wenigen Standpunkten aus einsehbare Zwischenebene mit winzigen vergitterten Fensterluken. Wie ich später herausfand, lagen hinter ihnen zusätzliche Lagerabteile für die Hausbewohnerinnen und -bewohner.

3 In einem Vortrag von Matthias Sauerbruch über Hochhausbauten an der Leibniz Universität Hannover im Jahre 2019 hatte ich vom Phänomen der Fallwinde gehört, die so kräftig werden können, dass der Aufenthalt in der unmittelbaren Nähe eines Hochhauses nahezu unmöglich wird. Entgegenwirken kann ein Sockelgeschoss. Machte dieser Vorsprung in der Konstruktion dieses hohen Hauses in diesem Zusammenhang womöglich bereits einen wesentlichen Unterschied?

Ich schaute aufwärts. Ab dem dritten Stock lagen die großen Fenster der Wohnungen leicht zurückversetzt. Davor liefen dunkle Maschengitter entlang, die sich hüfthoch als Brüstung über die volle Breite der Wohneinheiten erstreckten. Zu jeder gehörte eine kleine Loggia. Gut zu sehen war, wie sich die Bewohnerschaft diese privaten Außenräume einrichtete: Balkonmöbel aus Holz, Plastik oder Metall, Sonnenschirme, eine kleine Hollywoodschaukel, Markisen – allesamt rot-orange, Teppiche über den Brüstungen, Wäscheleinen und -ständer, Blumenkästen, in Einzelfällen üppig zugewucherte Wände und gar kleine Bäume, Satellitenschüsseln, Fahrräder ... und manche Abteile sahen, zumindest von hier unten, gänzlich leer und ungenutzt aus. An den Außenwänden des Gebäudes waren eindrücklich die Bauteile zu erkennen, aus denen es zusammengesetzt worden war. Gut ließ sich nachvollziehen, wie die großen Betonplatten die einzelnen Einheiten bildeten, wie sie die Wohnräume voneinander trennten und dabei gleichwohl Elemente waren, die die Nachbarinnen und Nachbarn miteinander teilten.

Mein Blick wanderte wieder herunter: Die gläserne Haustür saß inmitten eines grauen Betonkubus, der von einer Wand aus Glas gerahmt wurde. Durch die Tür blickte man in ein geräumiges Foyer. Seine Wände waren aus braunem Backstein. Links, unmittelbar neben dem Eingang, war die Hausnummer angebracht. Stellenweise war die Ziffer angekokelt worden, etwas geschmolzener Kunststoff war am Schild heruntergelaufen. Unter den Rahmen hatte jemand mit Kreide ein kleines weißes Herz gemalt.

Ich trat einen Schritt zurück. In der Fußgängerzone strömte eine Menge Menschen vorüber. Um das Treiben in Augenschein nehmen zu können ohne dabei störend im Weg zu stehen, stellte ich mich neben einen großen Blumenkübel in der Nähe des Eingangs. Das Publikum zu dieser nachmittäglichen Stunde war mannigfaltig gemischt: Frauen und Männer in unterschiedlichster Businessbekleidung, Reisegruppen und Schulklassen aus aller Welt mit vielen Taschen, Rucksäcken und Einkaufstüten im Gepäck. Wenige Meter weiter nördlich begann schon das facettenreiche Geschäftsviertel der Friedrichstraße, rundherum lagen gleich mehrere touristische Attraktionen der Stadt. Viele radelten durch das Bild, nicht selten mit rasanter Geschwindigkeit. Immer mal wieder tauchten Gestalten auf, die Obdachlosigkeit oder Drogenabhängigkeit vermuten ließen. Schlurfend oder gehetzt zogen sie ihre Bahnen.

Eine Zeit lang versuchte ich mir jede einzelne Person zu vergegenwärtigen, die vorbeiging. Unter ihnen waren auch Anwohnerinnen und Anwohner auf ihren alltäglichen Wegen. Manchmal gelang es, sie daran zu erkennen, dass sie Wege anders kreuzten oder mitunter etwas langsamer, etwas „anders“ gingen. Meist aber fielen sie mir erst als solche auf, wenn sie den Hausschlüssel zückten und in Richtung Eingang abbogen. Wenige Meter von mir entfernt kickten Jugendliche einander einen schwach aufgepumpten Fußball zu. Ein Schuss ging daneben und der Ball flog in meine Richtung. Ich spielte ihn zurück.

Hinter mir hörte ich, dass sich die Haustür öffnete. Heraus trat ein sehr großer junger Mann, der energischen Schrittes in Richtung des Supermarktes gegenüber marschierte. Kurz darauf vernahm ich das Schließen der Tür. Ins Haus zu gelangen, das wollte ich versuchen. Kurz darauf kam der Großgewachsene schon wieder zurück. Kaum, dass er an mir vorüber war, folgte ich ihm zum Hauseingang. So viel Selbstverständlichkeit wie möglich suchte ich in meine Schritte zu legen. Als er seinen Schlüsselbund aus der Hosentasche zog, hielt ich diskreten Abstand und grüßte, als er mir einen Blick über die Schulter zuwarf. Er nickte und hielt beim Eintreten die Tür für mich auf. Die Funktion der Tür, sie diente gleichermaßen dem Ausschließen Fremder wie dem Durchlassen der Bewohnerschaft. Ich trat über die Schwelle.⁴ Von dem dunklen Mauerwerk des Foyers hob sich diejenige Wand ab, die die beiden roten Aufzugtüren rahmte – sie war mit dunkelroten Mosaiksteinen in vielfältigen Schattierungen bestückt. Der junge Mann drückte den Rufknopf für den Fahrstuhl, der sogleich rot umrandet aufleuchtete. Mit federndem Gang ging er im Foyer auf und ab und musterte mich derweil aus dem Augenwinkel. War ihm klar, dass ich nicht zum Haus gehörte? Merkte er mir meine leichte Nervosität an? Für die Eröffnung einer Unterhaltung, wollte mir kein sinnvoller Anlass einfallen. Drum ließ ich meinen Blick wartend umherwandern: An der Wand ein Mülleimer, linkerseits ein Mauervorsprung, der als Sitzfläche dienen konnte. Ein Schild, das recht hoch darüber aufgehängt worden war, verkündete die Order: „Der unberechtigte Aufenthalt im gesamten Bereich der Hauseingangs-

4 Damit passierte ich einen Übergang von einer Zone der Öffentlichkeit hinein in einen teil-privaten Raum. Über die Bedeutung von Schwellen in Architektur und Städtebau vgl. Boettger, T. (2014): 21.

halle ist nicht gestattet“ ... Rechts neben den Aufzügen war ein gläserner Schaukasten mit allerlei Ankündigen der Hausverwaltung angebracht. Das rote Licht des Rufknopfes erlosch. Selbstredend überließ ich dem Hausbewohner den Vortritt. Die Fahrstuhlkabine war gut zwei Meter tief, einen Meter breit, und etwa zwei Meter hoch. Eine Edelstahlverkleidung verkleidete Wände und Decke, der Bodenbelag war aus einem genoppten Gummi, Geländer fanden sich auf Hüfthöhe, an beiden Seiten der Decke war eine matte Beleuchtung aus kreisförmigen Leuchten angebracht und an der linken Wand nahm ein großer Spiegel die volle Länge und halbe Höhe des Raumes ein. In der Kabine wartete ich ab, welche Etage der junge Mann ansteuern würde – denn im gleichen Stockwerk zu landen wie er, galt es tunlichst zu vermeiden. Zudem, so dachte ich, sollte ich nicht das oberste Geschoss wählen – denn ich nahm an, dass Fremde, die sich ins Haus schlichen, meist genau eben das taten. Während der Fahrt wurde weiterhin kein Wort gesprochen. Er stieg in einem Stockwerk im oberen Drittel aus. Zum Abschied nickten wir einander stumm zu. Meine Fahrt endete dann bald darauf zwei Stockwerke unterhalb der obersten Etage.

Mit dem Öffnen der Fahrstuhltür wurde ich einer tiefroten Wand gewahr, auf der in schwarzer, schnörkelloser Schrift die Etagenzahl geschrieben stand. Ich stieg aus. Ein langer Flur führte nach rechts und links zu den Wohnungen. Zwei Fenster gab es, die spärlichen Lichtschein einließen – eines lag am langen Ende des Flures, das andere auf Höhe der Fahrstühle. Gegenüber den Aufzugtüren waren Briefkästen angebracht. Acht Stück waren es, so viel wie die Anzahl an Wohnungen auf der Etage. Ungewöhnlich, dass sich in einem so großen Gebäude die Briefkästen auf den Etagen befanden – welch ein erheblicher Mehraufwand für die Post. Hinter mir schloss die Aufzugtür und man konnte hören, wie der Fahrstuhl in Bewegung versetzt wurde. Gerade war ich im Begriff die Namensschilder auf den Briefkästen zu studieren, als von der nächstgelegenen Wohnungstüre Geräusche drangen. Als ungebetener Besucher ertappt zu werden, galt es zu verhindern. Spontan beschloss ich den Rückzug durch das Treppenhaus. Neben den Aufzügen befand sich eine Drahtglas-Tür. Geschwind eilte ich hindurch und drückte sie gegen den sanften Widerstand des federnden Schließmechanismus leise hinter mir zu. In diesem Durchgangsraum begegnete mir ein intensiver süßlicher Geruch, der vom Müllschlucker verströmt wurde. Am Fußboden fiel mir

eine Plastikfolie auf, die an den Außenkanten mit Klebeband befestigt war.⁵ Für nähere Inspektionen war indes keine Zeit. Nach wenigen Schritten war ich an einer weiteren Tür, die auf einen Balkon führte. Beim Öffnen verspürte ich einen kräftigen Sog. An ihrer Außenseite war keine Klinke angebracht, nur ein Handknäuf mit einem Schloss darunter. Ohne Schlüssel gab es hier kein Zurück.

Für einen Moment ließ ich den beeindruckenden Blick vom Balkon über den Osten der Stadt auf mich wirken. Dann gelangte ich durch eine weitere Tür ins Treppenhaus. Über helle Betonstufen in „Terrazzo“-Optik ging es hinab – 15, 14, 13 ... die Kennzahl jedes Stockwerks stand schwarz an der schmutzig gelben Wand geschrieben. Der Abstieg führte vorbei an rot lackierten Rohren und Heizkörpern – ungewöhnlich, dass das Nottreppenhaus über Heizungen verfügte. Hier und da fanden sich kleine und größere Löcher im Putz der Wände und zudem Kritzeleien mit unterschiedlichen, zum Teil obszönen Botschaften. Bemerkenswert fand ich Graffiti, die offenbar mit Feuerzeugen an die Treppenunterseiten gebrannt worden waren. Vereinzelt lagen Überbleibsel von Drogenbesteck wie Aluminiumfolie, Taschentücher oder Spritzen-Deckel auf dem Boden. In einer Ecke hatte jemand seine Notdurft verrichtet. Durchweg roch es scharf nach Urin. Die Unwirtlichkeit des Treppenhauses beschleunigte meine Abwärtsbewegung. Mit Schwung eilte ich hinab, bis mich mehrere Stockwerke tiefer ein gehöriger Schrecken erteilte: Um die Ecke biegend erblickte ich plötzlich zwei Gestalten – an die Wand gelehnt kauerten dort eine junge Frau und ein junger Mann, die einen zerrütteten Eindruck auf mich machten. Augenscheinlich hatte ich sie mitten in den Vorbereitungen ihres Drogenkonsums gestört. Besonders in Erinnerung blieb mir die Frau, die völlig abwesend gewirkt hatte, mehr noch, die mir vorgekommen war, als ob sie das Tageslicht in sich aufsaugen würde wie ein schwarzes Loch. Der Mann hingegen fuhr überaus hektisch auf. Nuschelnd fragte er mich nach einer Zigarette. Laut verneinte ich und drosselte mein Tempo. Langsamem Schrittes näherte ich mich den beiden, wobei sie regungslos

5 Eine gängige Methode, um schadhafte Stellen Asbest belasteter Bodenplatten vorläufig abzusichern. Dies erfuhr ich von Karsten Michael Drohsel, der neben unzähligen Kenntnissen auch professionelle Erfahrung mit Asbestsanierungen gesammelt hat.

verblieb, er aber soweit wie möglich in die Ecke auswich, sodass ich halbwegs gut passieren konnte. Dicht am Geländer schob ich mich an den beiden vorbei. Kaum, dass ich ihnen den Rücken zugewandt hatte, beschleunigte ich meinen Schritt. Endlich unten angekommen trat ich durch eine Tür aus Sicherheitsglas hinaus ins Freie.

Das Treppenhaus hatte mich zur Rückseite des Hauses geführt. Das Erste, was ich dort auf der Hinterseite erblickte, war ein Bauzaun, der den Zutritt zu einem kleinen Spielplatz versperrte. Dahinter lag eine von Bäumen umringte PKW-Stellfläche von der Größe eines halben Fußballfeldes. Grob geschätzt waren an diesem frühen Abend knapp etwas mehr Parkbuchten belegt als frei. Ich begab mich zur Mitte des Parkplatzes und schaute von dort zurück auf das hohe Haus. Bei dieser Betrachtung fiel mir zum ersten Mal auf, dass das oberste Stockwerk anders beschaffen war als die anderen. Es lag zurückgesetzt und erstreckte sich auch nicht über die volle Breite der darunterliegenden Etagen. Es wirkte beinahe so, als ob obenauf ein flacher Bungalow gesetzt worden war. Darüber strebte eine große Antenne in die Luft. Etwa in der Mitte des Gebäudes befand sich, dunkelgrau abgehoben, das Treppenhaus und teilte die Fassade in zwei Hälften. Klar abgegrenzt ließen sich darin die Wohneinheiten unterscheiden. Reihe für Reihe sah ich sie mir an – im ersten Durchlauf von oben nach unten, darauf von links nach rechts. Weit oben erregte etwas meine Aufmerksamkeit: An einer der Balkonbrüstungen flatterte etwas im Wind. Ein Handtuch, wohl zum Trocknen dort aufgehängt, bäumte sich mehrmals auf, bevor es den Halt verlor und über das Geländer rutschte. Vom Windzug wurde es ein paar Meter weitergetragen – es schien als ob das Tuch tanzte – dann segelte es außerhalb meines Blickfelds zu Boden. Nach kurzer Suche entdeckte ich es hinter einer Hecke und entschied es an mich zu nehmen. Mit dem Tuch in der Hand lief ich um das Haus herum zurück zum Haupteingang. Gerade kam eine alte Dame mit einem Einkaufsroller aus dem Haus. In wenigen Worten erklärte ich ihr, auf welche Weise ich zu dem Handtuch gekommen war. *Na von welchem Balkon ist es denn geflogen?*, fragte sie in etwas barschem Ton. Misstrauisch beäugte sie mich. *Geben sie mal ruhig her. Ich leg es auf dem Rückweg auf den Sims. Ich gehe nur eben was einholen. Schönen Tag.* Sie verstaute das Handtuch in ihrem Gefährt und ging gegenüber in den Supermarkt. Dort neben dem Eingang stand ein Herr,

der den Leuten beim Kommen und Gehen die Türe aufhielt. Ab und an drückte ihm jemand dafür wohl eine Münze in die Hand. Die alte Dame grüßte ihn freundlich.

Mensch! Pass doch auf!, schimpfte jemand. *Pass doch selber auf, Mann!* Beinahe war es in der Fußgängerzone zu einer Kollision zwischen einem Fahrradfahrer und einem Passanten gekommen. Die beiden Beteiligten tauschten bitterböse Blicke. Angesichts der Fülle von Menschen, deren Wege sich hier zu den betriebsamen Zeiten kreuzten, überraschte es nicht, wenn es ab und an zu Tumult kam. War es aber andererseits nicht bemerkenswert, dass die Menschen nicht viel öfter zusammenkrachten? Die alte Dame von vorhin kam wieder aus dem Supermarkt. Sie und der Mann, der in Hoffnung auf Spenden die Türe aufhielt, grüßten sich auch zum Abschied wieder beinahe herzlich. Ihr Einkaufsroller war bis über den Rand voll – so voll, dass eine Packung Nudeln auf den Boden fiel. Ohne das geringste Zögern trat der selbsternannte Pförtner von seinem Posten und half der Dame, wofür sie sich überschwänglich bedankte. Lächelnd gingen die beiden auseinander. Und ich begab mich nachdenklich zurück zum U-Bahnhof. Den Schreihals sollte ich sobald nicht wieder sehen.

Für meinen Rundgang hatte ich mir vorgenommen, mich dem vertrauten Ort zu nähern, als wäre er mir fremd. Damit bezog ich mich auf Zygmunt Bauman, der die Aufgabe der Soziologie darin sieht, das „Vertraute unvertraut zu machen und das Unvertraute vertraut“⁶ und auch auf Pierre Bourdieu, der die Überzeugung vertrat, man müsse „das Vertraute exotisch [...] machen, indem man mit den geläufigen Verhältnissen bricht, mit den gewohnten Lebens- und Denkweisen, welche einem nicht einsehbar erscheinen, weil sie zu bekannt sind“.⁷ Das ausdauernde und genaue Hinschauen war mir in diesem Zusammenhang eine Methode der Annäherung an das Untersuchungsgebiet gewesen.

6 Vgl. Bauman, Z. (2017): 118.

7 Bourdieu, P. (1988): XI.

Eine Fülle von Themen war mir bereits bei dieser ersten Begehung begegnet: Sanierungsbedarf und beginnende Bauarbeiten in der Großwohnanlage aus den 1970er Jahren, vereinzelter Ladenleerstand, Vorkriegsgeschichte, Tourismus, Vandalismus, Drogenkonsum. Zeitungs- und Fernsehberichte hatten mir im Vorfeld ein düsteres Bild gezeichnet: Ausländerinnen und Ausländer, Arbeitslose, Arme und Alte – wer hier lebte, tat dies nicht freiwillig, so lautete das Vorurteil. In Zeitungsartikeln und Fernsehberichten tauchten Hochhauskomplexe seit Jahren immer wieder als Sinnbild sozialer Probleme auf. Doch was wurde wirklich gewusst? Hausverwaltungen ahnten vielleicht vage, wer in den von ihnen verwalteten Wohnungen wohnte, Bezirksämter verfügten über allgemeine Kennzahlen zur Zusammensetzung der Bevölkerung – doch was sagte das über die Menschen aus, die hier tatsächlich lebten? Im Sinne meiner Vorbilder der Stadtforschung musste ich mir selbst ein Bild machen – doch wie? Gegenüber der Haustür hätte ich nur lange genug ausharren müssen und zwangsläufig wäre mir dabei das Gros der Bewohnerschaft begegnet. Doch was hätte ich auf diese Weise in Erfahrung gebracht? Wäre ich dort nicht vor allem meinen eigenen Vorurteilen darüber begegnet, wer diejenigen seien, die ich dort sah? Aus erster Hand selbst Geschichten über das Leben im Haus in Erfahrung zu bringen, das war mein Anspruch. Wie aber würde ich dies anfangen? Zu diesem Zwecke Fragebögen in die Briefkästen zu werfen erschien wenig erfolgsversprechend – die Zahl der Rückmeldungen war dabei doch zumeist verschwindend gering.⁸ An den Wohnungstüren zu läuten und sich als Forscher vorzustellen würde hingegen viele überrumpeln, so fürchtete ich – trat man damit doch direkt an die Schwelle zum Privatesten. Es musste folglich darum gehen, einen Weg zu finden, um mit den Bewoh-

8 Der Eindruck, dass die Kontaktaufnahme über den Briefkasten schwierig ist, hat sich durch eigene Studienarbeiten und den Austausch mit Forschungskolleginnen und -kollegen verfestigt. Auch im Rahmen dieser Arbeit sollte diese Vorannahme im späteren Verlauf eine Bestätigung erfahren.

nerinnen und Bewohnern ins Gespräch zu kommen – mehr noch: Es würde darum gehen, einen Gesprächsraum zu schaffen, in dem „bedeutungsvolle Begegnungen“ möglich wurden.⁹ Wohl überlegt wollte es demnach sein, wie ich den Menschen hier gegenüber treten würde. In Gedanken vollzog ich nochmal meinen heutigen Weg durch das hohe Haus und stellte mir vor, wie mögliche Zusammen treffen mit ihnen verlaufen könnten. Wo und auf welche Weise drückte sich das Zwischenmenschliche in den hohen Häusern aus? Wie wirkten die verschiedenen Räume auf den Austausch der Hausgemeinschaft aus? Wo verliefen gemeinsame Grenzen und die Grenzen des Gemeinsamen? Im Alltag der Menschen des hohen Hauses galt es, den rechten Ort zu entdecken, an dem ich der Bewohnerschaft mit meinem Forschungsinteresse dazwischenkommen konnte.

9 So beschreibt Richard Sennett die notwendigen Fertigkeiten für eine gelungene Gesprächsführung im Rahmen ethnografischer Feldforschung. Vgl. Sennett, R. (2012): 41.

Im Fahrstuhl. Dazwischenkommen

Stellen Sie sich vor: Ich trage eine Uniform. Klassischerweise wäre sie von kräftigem Rot oder strahlendem Blau, tailliert geschnitten und zweireihig von goldenen Knöpfen verziert. Doch die meine ist moderner – anthrazitgrau mit silbernen Nähten und Knöpfen und einem schmalen chinesischen Kragen. Dazu gehören gleichfarbige Hosen, blitzblank geputzte schwarze Schuhe und eine runde Kappe. In diesem Anzug stehe ich für Service und Sicherheit, gehe helfend zur Hand, wo immer ich kann, kontrolliere die Tür, halte sie offen, wenn auf die Schnelle noch jemand mit möchte, Sorge für Sauberkeit, gebe nach bestem Gewissen Auskünfte und grüße stets in vollendeter Höflichkeit. Der Ort, an dem ich diesen Dienst verrichte, ist jedoch kein „Grand Hotel“,¹⁰ sondern einer von zwei Fahrstühlen (Thyssen Krupp, 1975, 900 kg, 12 Personen, N° 24 40 40 033) eines siebzehnstöckigen Hochhauses, das in den 1970er Jahren nach den Maßgaben des sozialen Wohnungsbaus im ehemaligen West-Berlin errichtet wurde.

Das Nachdenken über die Schlüsselstelle im Hochhaus, welche die Einmischende Beobachtung begünstigen konnte, hatte mich in den Fahrstuhl geführt. Alle Bewohnerinnen und Bewohner, vom ersten bis zum obersten Stock, nutzten ihn in der Regel. Stellte ich mich dort hinein und harrte nur lange genug aus, dann würde ich zwangsläufig alle, wenn nicht zumindest die meisten Menschen im Haus früher oder später treffen. In der Kabine würde das Aufeinan-

10 Ein großes und herausragend luxuriös ausgestattetes Hotel, das höchste bauliche, architektonische und kulinarische Standards erfüllt sowie finanziell als auch sozial exklusiv ist. Vgl. Goebel, E. (2009): 218.

dertreffen buchstäblich unausweichlich. Angesichts meines Vorhabens, ins Gespräch kommen zu wollen, bot der Fahrstuhl also eine vortreffliche Gelegenheit.

Eine ausführliche Betrachtung des speziellen Raumes der Fahrstuhlkabine war geboten – wie wirkte dieser im Zusammenspiel von Gebäude und Menschen? Der Fahrstuhl ist die vertikale Verbindung zwischen den Wohngeschossen. In seiner Bedeutung für die Entwicklung moderner Großstädte ist dieser Umstand kaum zu überschätzen. Erst seine Erfindung beflügelte einst das Bauen in weite Höhen und erschloss als technische Entwicklung neue Wohn- und Arbeitsweisen. Die wirtschaftlichen Erträge mit den knappen Grundstücksflächen in den rasant anwachsenden Großstadtzentren konnten durch den Hochhausbau um ein Vielfaches gesteigert werden.¹¹ Der Begegnungsraum des Treppenhauses verlor im Hochhaus an Bedeutung, da die Niedergänge zumeist nur im Notfall aufgesucht wurden.¹² Der Fahrstuhl war indes ein neuartiger Raum des Aufeinandertreffens der Menschen.

Der Aufzug ist ein Zwischenraum. Er verbindet Drinnen und Draußen, privat und öffentlich. Es ist ein Durchgangsraum vom Zuhause hinaus in die Welt – obgleich man in ihm ja nicht geht, sondern zumeist steht. Der Fahrstuhl versetzt seine Insassen während des Transports in einen bewegten Stillstand. Handelt es sich bei der Kabine, wie in den meisten Fällen, um eine geschlossene Kapsel, so verändert dies zudem die Wahrnehmung der eigenen Bewegung in ihrem Zusammenhang mit Raum und Zeit. Für die Dauer der Fahrt geben die Fahrenden die Kontrolle über ihr Fortkommen ab.¹³ Derweil gilt es sich die Zeit zu vertreiben, sich zu beschäftigen, um die Zeit des Wartens zu überbrücken – das Warten darauf, dass man endlich da ist. Wo aber ist man, wenn man nicht mehr hier und noch nicht dort ist? Im Zwischenraum, in der Zwischenzeit? Je höher ein Haus, desto mehr Zeit und körperliche Mühen erspart das Fahrstuhlfahren. Doch ist die Zeit, die dadurch frei wird, freie Zeit? Ist das Fahrstuhlfahren Freizeit? Während des Fahrens gibt es nicht wirklich etwas zu tun. Nichts zu tun zu haben, das ist im alltäglichen Sprachgebrauch wiederum gleichbe-

11 Vgl. Rodenstein, M. (2020): 269; Hirschauer, S. (1999): 223.

12 Vgl. ebd.: 225.

13 Vgl. ebd.: 231.

deutend damit, Zeit zu haben. Doch gerade in Augenblicken des Wartens, beispielsweise während der Fahrstuhlfahrten, beschleicht viele Menschen, obwohl oder gerade weil sie nichts zu tun haben, in besonderem Maße das Gefühl, Zeit zu verlieren. Anscheinend setzt „Zeit zu haben“ weniger voraus nichts zu tun zu haben, als vielmehr tun zu können, was man möchte. Die Gewissheit, nicht Herr über die eigene Lage zu sein, missfällt den meisten Menschen – mögen die Momente, in denen sie es jemals wahrhaftig sind, auch selten sein.

Interessant wird es, wenn Fahrgäste einen solchen Kontrollverlust in der Gegenwart anderer erfahren. Im Aufzug ist die Zeitspanne des Aufeinandertreffens mit anderen nur bedingt steuerbar. Anders, als bei einer Begegnung im Treppenhaus, besteht nicht die Möglichkeit, aneinander vorbeizugehen. Wird ein Gespräch begonnen, so kann der Zeitpunkt seiner Beendigung weniger frei gewählt werden. Erst einmal in Gang gebracht, heißt es den Wortfluss aufrecht zu erhalten.¹⁴ Und nimmt ein Gespräch erst mal an Fahrt auf, beginnt ein ganzes Regelwerk zu wirken.¹⁵ Für viele ist das ein Grund, solcherlei Kontaktaufnahmen zu vermeiden.¹⁶ Nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich geraten Fahrstuhl-

14 Vgl. dazu Erving Goffman über die Regeln der Gesprächsführung: „Während dieses Prozesses gegenseitiger Bestätigung befinden sich die so bestätigten Personen in einem sogenannten Gesprächszustand, das heißt sie haben sich zu einer sprachlichen Kommunikation bereit erklärt und sich gegenseitig garantiert, den Wortfluß aufrechtzuerhalten. Ebenso ist eine Anzahl signifikanter Gesten nötig, damit neue Teilnehmer sich offiziell dem Gespräch anschließen können, damit zugelassene Teilnehmer sich offiziell zurückziehen können und damit der Gesprächszustand beendet werden kann.“ Goffman, E. (1986): 41.

15 „Immer wenn die konkrete Möglichkeit sprachlicher Interaktion auftaucht, kommt offensichtlich ein System von Praktiken, Konventionen und Verfahrensregeln ins Spiel, das als ein Mittel fungiert, den Verlauf der Mitteilungen zu regeln und zu organisieren.“ Ebd.: 40.

16 „Ebenso bewahrt einen oft Furcht vor möglichem Verlust des Images davor, Begegnungen zu beginnen, in denen wichtige Informationen übermittelt werden und wichtige Beziehungen wiederhergestellt werden können.“ Ebd.: 46; vgl. Hirschauer, S. (1999): 235.

fahrten zur Zumutung. Nicht bloß die eigene Bewegung, sondern auch die Begegnung mit Fremden hat man nur bedingt selbst „im Griff“. Regelmäßig werden in Aufzugkabinen die körperlichen Abstände so weit unterschritten, dass es Unwohlsein hervorruft. Werden räumliche Abstände zwischen Menschen geringer, so steigt die Notwendigkeit zwischenmenschlicher Distanz, um diesen Zustand erträglich zu halten.¹⁷ Die Nähe zu Fremden führt zu bemüht taktvollen Umgangsweisen – oder besser gesagt: Umgehungsweisen des Beisammenseins. Wohl die meisten derer, die in ihrem Leben schon einmal mit Fremden Seite an Seite im Aufzug standen, wissen um die stillschweigende Regel, sich dabei nicht zu nahe zu treten. Viel muss dafür getan werden, dass nichts geschieht: Die Raumaufteilung unter den Personen, Nähe und Distanz, Blickkontakte,¹⁸ die gesamte Körperlichkeit – insbesondere Atem, Geräusche, Gerüche, sowie Gespräche und ganz besonders deren Inhalte müssen umsichtig bedacht werden.¹⁹ Dabei ist es schwer, wenn nicht gar unmöglich, allzeit richtig zu liegen. Denn die Unterschiede zwischen den Menschen spiegeln sich in dem, was sie jeweils als angemessen oder unangemessen erachten. Und die Erfahrung zeigt diesbezüglich: Menschen sind doch recht verschieden.

Was für das Aufeinandertreffen unter Fremden gilt, verkehrt sich bei Zusammenkünften von Bekannten ins Gegenteil: Kein Weg führt daran vorbei, sich zu grüßen und sich zumindest zu einem kleinen Gespräch bereit zu erklären. Hat man sich auch nichts zu sagen, kann dennoch nicht geschwiegen werden. Ein Verstoß gegen dieses Gebot hätte unweigerlich eine Störung des gemeinsamen Verhältnisses zur Folge. Begrüßungsformeln sind in diesem Zusammenhang von größter Bedeutung – sie ermöglichen zu zeigen, dass das persönliche Verhältnis noch so ist, wie es

17 „In unserer Gesellschaft gibt es viele und strenge Regeln für die Einhaltung von Distanz.“ Goffman, E. (1986): 73.

18 „Nichts braucht so viel Platz im Aufzug wie Blicke“. Hirschauer, S. (1999): 232.

19 Vgl. ebd.

beim letzten Mal war.²⁰ Fahren mehrere Personen gemeinsam, so verschachtelt sich die Vertraulichkeit der Gespräche entsprechend der jeweiligen Bekanntheitsgrade. Im Fahrstuhl kreuzen sich die Lebenswelten. Eine Übung im Aushalten des Anderen, bei der man sich nahbar werden kann.²¹ Unter den richtigen Voraussetzungen ist der Aufzug ein guter Ort, um ins Gespräch zu kommen oder innerhalb des Hauses zum Gespräch zu werden. Für eine kurze Unterhaltung müssen sich die Bewohnerinnen und Bewohner nicht extra Zeit nehmen – im Fahrstuhl trifft man sich in der Zwischenzeit. So kam ich den Menschen in ihrem Alltag quasi dazwischen. Dazwischenzukommen, das hieß in diesem Fall an die Grenzlinien des nachbarschaftlichen Lebens zu treten, ohne jedoch genau zu wissen, wie und wo sie verliefen. Im Fahrstuhl befand ich mich sozusagen mittendrin im Dazwischen.

Sich einfach in den Fahrstuhl zu stellen, barg eine nicht unerhebliche Schwierigkeit: Die Anwesenheit im Aufzug als Außenstehender würde bei längerer Dauer sicherlich befremdlich wirken. Sichtlich fehl am Platze hätte ich die Bewohnerschaft vermutlich in erster Linie irritiert. Es brauchte einen Anlass – oder besser noch: eine sinnvolle Aufgabe, die es begründete dort zu stehen. Wie konnte ich den Menschen hier im besten Falle gar nützliche Dienste erweisen? Nichts ist leichter, als einen Fahrstuhl zu bedienen.²² Wie man ihn in Bewegung setzt, erklärt sich nahezu von selbst, ein Kinderspiel. Doch war dem nicht immer so: In den Anfangstagen des Fahrstuhlfahrens war die Steuerung der Technik eine wichtige Aufgabe, die es gewissenhaft zu erfüllen galt. Neben der Ausübung der Kontrolle über die damals noch nicht automatisierten Abläufe war es wichtig, den Fahrgästen die Furcht vor der neuen Technologie zu nehmen – eine zur Schau gestellte Überwa-

20 „Begrüßungsformen machen es möglich, zu zeigen, daß die Beziehung noch das ist, was sie am Ende des letzten Zusammenseins war.“ Goffman, E. (1986): 48.

21 Nachbarschaft bestand für Ferdinand Tönnies in der „Gemeinschaft des Ortes“; Tönnies, F. (1970) [1887]: 16; die Wortherkunft „Nachbar“ ist etymologisch „nahgebur = der nahe Bauer“. Man versteht unter Nachbarn angrenzende oder räumlich nahe wohnende Personen. Vgl. Dell, C. & Kniess, B. (2009): 226.

22 So heißt es in Thomas Manns *Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*. Mann, T. (2005) [1922]: 195.

chung der Umstände, in die sich die Fahrgäste begaben. Heutzutage wirkte die Rolle des Fahrstuhlführers oder „Liftboys“ wie ein Überbleibsel aus einer anderen Zeit. Sie ist nicht mehr notwendig. Sich das nicht Notwendige zu leisten, ist ein Luxus. Einen solchen Service dennoch angeboten zu bekommen, wird deshalb naheliegender Weise mit luxuriösen Lebenswelten in Verbindung gebracht.

Begab ich mich in der Kleidung eines Liftboys in die halb-private, halb-öffentliche Sphäre des Aufzugs, so stellte ich damit verschiedene Fragen in diesen Raum²³: Weshalb wirkte die schicke Uniform hier fehl am Platze?²⁴ Was unterschied dieses Wohnhaus von einem Luxushotel? Was bedeutete überhaupt Luxus? Wäre es möglich, dass das Wohnen hier künftig zum Luxus werden könnte? Und welchen „Luxus“ gab es denn bereits? Meine Vorstellung passte nicht zum Ort und den Gewohnheiten der Hausbewohnerinnen und -bewohner. Die Uniform unterstrich meine Anwesenheit als jemand, der dort nicht hingehörte. Die Irritation des alltäglich Gewohnten sollte Gespräche eröffnen. Für das Vorhaben fehlte nur noch der standesgemäße Dress – eine passende Uniform musste her. Zu diesem Zwecke schritt ich schnurstracks durch das Hauptportal des berühmtesten Hotel Berlins und sprach dort beim Concierge vor. Es folgte ein längerer Schriftverkehr in dessen Verlauf es durch höfliche Beharrlichkeit gelang, eine Hoteldienersjacke mit passender Hose ausgeliehen zu bekommen.²⁵

Vorab hatte ich das große Berliner Wohnungsunternehmen²⁶ kontaktiert, welches das hohe Haus verwaltet. In E-Mails und Telefonaten schilderte ich mein Vorhaben und bat um ein offizielles Einverständnis dafür, mich zu Forschungszwecken in den Fahrstuhl stellen zu dürfen. Es folgte ein sehr freundlicher Austausch, in dessen Verlauf ich auf alle Fragen zu meiner Forschung in der

23 Danke an Professor Bernd Kniess! – im Austausch mit ihm entstand diese Idee.

24 Wengleich auch weniger stark als in vorangegangenen Jahrhunderten, ist die Kleidersprache ein Mittel der Orientierung, welchem gesellschaftlichen Stand Individuen zuzuordnen sind. Vgl. Sennet, R. 1986): 97.

25 Die Korrespondenz mit dem Hotel Adlon findet sich in der unveröffentlichten Originalschrift dieser Dissertation.

26 Die Korrespondenz mit der zuständigen Hausverwaltung findet sich ebenfalls in der unveröffentlichten Originalschrift.

gebotenen Ausführlichkeit einging. Schließlich versicherte man mir, über mein Anliegen auf höherer Ebene zu diskutieren. Wochen verstrichen ohne Antwort. Nach mehrfachem Nachhaken erhielt ich schließlich telefonisch eine Absage. Die Begründung: Man wolle nicht riskieren, die Bewohnerschaft mit Themen wie „Aufwertung“ zu beunruhigen. Ich entschied das Experiment trotzdem zu wagen und legte für mich deshalb die Spielregel fest, die Einmischende Beobachtung sofort abzubrechen, wenn mir zu Ohren kommen sollte, dass sich auch nur eine einzige im Haus wohnhafte Person durch meine Anwesenheit gestört fühlte. Eine offizielle Genehmigung hätte mich zwar gegenüber der Wohnungsbaugesellschaft abgesichert; wie die Situation sich für die Betroffenen darstellte, musste jedoch ohnehin der gewichtigere Aspekt in meinen Abwägungen sein.

Vorgenommen hatte ich mir zunächst einmal voll und ganz in der Rolle des Pagen zu bleiben. Denn Strenge im Spiel fordert dazu auf, den Eindruck, den man hervorrufen möchte, ernst zu nehmen.²⁷ An den edlen Stoff der Uniform knüpften sich bestimmte Erwartungshaltungen: Aufmerksam, hilfsbereit, verständnisvoll und verschwiegen hat ihr Träger zu sein, geschult ist er in der Kunst für andere da zu sein.²⁸ Sie machte mich gewissermaßen zu einem Diener. Gleichwohl verlieh mir die Uniform merklich auch Verantwortlichkeit und, ich hätte es wahrlich nicht erwartet, durchaus auch einen Schimmer von Autorität. Das aus dem Französischen stammende Wort „Concierge“ bezeichnete ursprünglich den Torhüter oder Pförtner einer Burg oder eines Gefängnisses. Die zu meiner Garderobe gehörenden weißen Handschuhe verhinderten bei meiner Tätigkeit, dass ich die Berührung der Oberflächen der Fahrstuhlknöpfe teilte. Gewissermaßen blieb ich immer ein Stück weit außen vor. Die Uniform hob zudem meine Anwesenheit hervor und versteckte die Privatperson.²⁹ Einem ordentlichen Auftritt

27 Goffman, E. (2003): 19.

28 Vgl. Carl, J. (2015).

29 Mir lag sehr daran, dass es eine „echte“ Uniform aus einem „echten“ Hotel war. Auch in Kostümhandlungen hatte ich Erkundigungen eingeholt. Doch war ich überzeugt, dass die meisten Menschen auf den ersten Blick erkennen, ob es sich um einen Faschingsartikel oder das Ergebnis anspruchsvoller Verarbeitung hochwertiger Stoffe handelt.

stand nun kaum noch etwas im Wege. Um während dieses bevorstehenden Abenteuers nicht den Überblick über die Ereignisse zu verlieren, trug ich ein kleines Notizbüchlein bei mir. Pausen im Fahrstuhlbetrieb nutzte ich, um meine Eindrücke so zeitnah wie möglich aufzuschreiben.³⁰ Anders aber als im Falle des „Cardex“, dem streng unter Verschluss gehaltenen Buch eines Concierge, machte ich meine Aufzeichnungen auf Nachfrage stets einsehbar. Mit offenen Karten zu spielen war überaus wichtig. An heimliche Ton- oder Videoaufzeichnungen – nicht wenige argwöhnten zu Beginn tatsächlich, ob denn nicht etwa eine versteckte Kamera mitschnitt – war nicht zu denken. Von Anfang an klarzumachen, mit welchem Motiv und auf welche Weise ich Informationen erhob und wie ich mit ihnen umzugehen gedachte, war entscheidend für den Verlauf meines Versuchs. Ohne das Vertrauen der Hausbewohnerschaft wäre mein Vorhaben gescheitert.

Endlich konnte es losgehen: In Uniform stand ich parat, atmete noch einmal tief durch und drückte dann den Ruf-Knopf des Aufzugs. Ich betrat die Kabine und damit die „Bühne“. In der hinteren Ecke lag ein buntes Bonbonpapier auf dem Boden, das ich sogleich in meiner Hosentasche verschwinden ließ. Ein prüfender Blick in den Spiegel, noch einmal rückte ich die Uniform zurecht. Hinter ihr verborgen kam eine weitere Rolle zum Vorschein – die des Forschers, der sich Zutritt zu den Wirklichkeiten der Hausbewohnerinnen und -bewohner verschaffen wollte. Ob ich sie mit meinem Spiel überzeugte, würde sich jeweils binnen Sekunden entscheiden. In wenigen Worten würde ich zu vermitteln haben, was mein Anliegen war und was von mir erwartet werden dürfte. Würde mein Auftritt angemessen sein?

Plötzlich setzte sich der Fahrstuhl in Bewegung und rüttelte mich aus meinen Gedanken. Es gab jetzt kein Zurück mehr. Trotz oder gerade wegen all der Überlegungen im Vorfeld, war ich einigermassen aufgeregt. Im Erdgeschoss kam die Kabine zum Stehen. Mit dem Öffnen der automatischen Schiebetür erblickte ich

30 „Da das gleichzeitige Beobachten und Protokollieren dem eigentlichen Sinn einer teilnehmenden Beobachtung zuwiderläuft, kann das Beobachtete erst nach Abschluss der Beobachtung schriftlich fixiert werden. Dass dabei Gedächtnislücken und subjektive Fehlinterpretationen den Wert derartiger Protokolle in Frage stellen können, liegt auf der Hand.“ Bortz, J. & Döring, N. (1995): 240f.

meine ersten Fahrgäste: Drei junge Männer, die nach Krafttraining aussahen – dunkle Jacken, dunkle Pullover, dunkles Haar. Sie schienen in heiterer Stimmung zu sein. Mit einem großen Lächeln begrüßte ich sie und fragte die Herren in welchen Stock ich sie bringen durfte. Sie schoben sich an mir vorbei. Ihre Gangart wirkte herausfordernd auf mich. *Nach ganz oben! Wohin sonst?*, gaben sie als Fahrtwunsch an. Über den Spiegel schaute mich einer von ihnen an und tauschte Blicke mit seinen Kumpels. Dann stieß er mich von der Seite an: *Ey, kommst du mit einen kiffen?*, fragte er. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Rauf oder runter? Fahrstuhlgespräche

Öffnete im Erdgeschoss die Haustür, so heulte kurz ein Windzug auf. Dieses Pfeifen wurde für mich zum Signal dafür, dass es vermutlich gleich weiterging mit der Fahrt. Wurde der Aufzug gerufen, so war immer noch etwas Zeit, um sich zu sammeln und auf die kommende Begegnung vorzubereiten – denn selten war es der Fall, dass der Aufzug gerade dort stand, wo die Beförderung begonnen werden sollte. Im Wartezustand schloss die Tür.³¹ Immer mal wieder blickte ich während der Wartezeiten in die Spiegelwand, durch welche die Kabine erheblich größer wirkte, als sie war. Manchmal schaute ich in Gedanken versunken durch mich hindurch, dann wieder studierte ich alle Einzelheiten um mich herum und von Zeit zu Zeit auch mich selbst.

Eine volle Arbeitswoche lang tat ich im Frühling des Jahres 2015 meinen Dienst im Fahrstuhl des hohen Hauses. An fünf Tagen verbrachte ich jeweils acht Stunden im Raum der Aufzugkabine, wobei Fahrgastfahrten und Standzeiten sich immerzu abwechselten – eine intensive Erfahrung. Mal begann ich in den frühen Morgenstunden und andermal erst zum Nachmittag – so beabsichtigte ich den unterschiedlichen Alltagsroutinen der Menschen im Haus zu entsprechen. Es ging zu Beginn der Fahrstuhlfahrten und Kabinengespräche vor allem darum, der Bewohner-

31 Es gibt auch Aufzüge, die so programmiert sind, dass die Türe stets offen stehen bleibt.

schaft in wenigen Worten zu vermitteln warum und mit welchem Interesse ich mich in ihrem Hause aufhielt und was mit den gesammelten Informationen geschehen würde. Für den Erkenntnisgewinn meiner Forschung galt es so aufmerksam wie möglich zu beobachten, zuzuhören und währenddessen, soweit es die Situation erlaubte, die gewonnenen Eindrücke gut zu dokumentieren. Welche Möglichkeiten gab es, die erzählten Reden mit Zettel und Stift zu erfassen? Für mich war es wichtig, Redewendungen und andere sprachliche Eigenheiten festzuhalten – denn darin drücken sich die Eigenheiten der Menschen aus. Mitunter schrieb ich nicht alles mit, was gesagt wurde – so schnell wäre ich auch kaum hinterhergekommen. Entscheidend war es, Sprachwendungen, die mir weniger geläufig waren, wortwörtlich zu notieren. Darüber hinaus notierte ich in Stichworten Gesprächsverläufe, Gedankengänge und auch Assoziationen, die ich allabendlich im unmittelbaren Anschluss an meine Forschungsarbeitseinsätze in der gebotenen Ausführlichkeit ausarbeitete. Im Aufzug erfuhr ich viel über das Neben-, Über-, Unter-, Gegen-, Mit- und Durcheinander der Hausgemeinschaft. Die folgenden Passagen erzählen davon, was durch die Einmischende Beobachtung in Erfahrung gebracht wurde.

Die Kabine setzte sich in Bewegung. Bis fast ganz oben ging die Fahrt. *Ach, hallo! Tachchen! Na wer sind Sie denn?*, fragte mich ein bestens gelaunter alter Herr. Tief gebräunt war er, sein strahlend weißes Haar kontrastierte eindrucksvoll zu seinem Teint. *Was ist das denn Originelles, sagen Sie mal? Bieten Sie uns hier einen neuen Service an? Wollen Sie etwa Geld junger Mann?* Wie ich es mir im Vorfeld zurechtgelegt hatte, erklärte ich kurz und knapp ich sei Wissenschaftler, der sich für das Haus und seine Bewohnerschaft interessierte und der sich dachte, der Fahrstuhl sei ein guter Ort, um diese kennenzulernen. Freundlich nickte er: *Auf jeden Fall! Da sind Sie hier goldrichtig! Eine wissenschaftliche Arbeit schreiben Sie, ja? Na was kann ich Ihnen denn da erzählen, um Ihnen zu helfen? Erzählen kann ich Ihnen viel – was wollen Sie denn hören?* Nach kurzer Pause knüpfte er an: *Also ich lebe gerne hier, seit 35 Jahren schon. So manche Ups and Downs habe ich da schon miterlebt, das kann ich Ihnen sagen!* Auf unserem Weg

nach unten folgte ein weiterer Halt. *Hallo! Hereinspaziert!* Freudig begrüßte der Weißhaarige einen Nachbarn, der in seinem Alter sein mochte. *Haben Sie schon unseren netten Pagen kennengelernt?* Mit großer Geste bat er den Wartenden zu uns herein. Die beiden wirkten vertraut miteinander. Auf mich reagierte der hinzugekommene Fahrgast zunächst verhalten. *Guten Tag!*, grüßte er und stellte sich neben seinen Nachbarn. *Der junge Mann ist Wissenschaftler. Unser Haus will er erforschen*, wurde ihm sogleich erläutert. *Er will unser Haus erforschen?! – Soso! Das ist ja mal was. Dann schauen Sie mal gleich hier: die Lampe da ist schon seit vier Wochen kaputt. Interessiert die Verwaltung nicht*, beanstandete er. *Wäre ja nicht verkehrt, wenn jemand 'nen Auge drauf hätte. Von der Hausverwaltung sind Sie aber nicht, oder?* Verneinend schüttelte ich den Kopf. *Von einer Universität, richtig?*, schaltete sich der Weißhaarige ein. Ich erklärte kurz und knapp, ich sei Wissenschaftler, der sich für das Haus und seine Bewohnerschaft interessierte. *Achso. Naja, nun denn. Also: Der Reparaturservice ist schlecht. Der Kontakt zur Verwaltung ist schlecht. Es fehlt im Haus schlicht und einfach die Wertschätzung! Es wird eigentlich immer schlimmer. Was ich mich frage: Weshalb wird das Haus nicht saniert? Ist das Haus vielleicht gar nicht bestandsfähig? Wird deshalb nichts gemacht? Lediglich der Zaun unten als Absicherung ... Na gegen was denn eigentlich? Gegen herabfallenden Beton? Keine Wertschätzung – aber große Wertschöpfung! Wenig Wertschätzung, viel Wertschöpfung. Das isses!* Vielsagend sah er seinen Nachbarn an. *Das Wohnen wird dadurch zum Teil unerträglich*, fuhr er fort. *Für ein Sekündchen, da dachte ich, das wäre vielleicht mit Ihnen hier ein Test. Damit wir endlich einen Concierge bekommen. Den wünschen wir uns schon seit Jahren.* Gutmütig klopfte ihm der Weißhaarige auf die Schulter und beschwichtigte: *Nun wollen wir mal nicht alles schlecht reden, nicht?* Mittlerweile waren wir unten angekommen. *Naja denn, weitermachen! Wir treffen Sie ja hier sicher bald wieder, oder? Tschüssikowsky!* Die beiden stiegen aus und drehten sich noch einmal nach mir um. Beide winkten zum Abschied, dann schloss die Tür.

Bei dieser frühen Fahrt hatte ich das Glück, auf zwei lang-jährige Hausbewohner zu treffen. Als eine glückliche Fügung bewertete ich vor allem das erste Einsetzen eines

erhofften „Schneeballeffektes“³². Dass der geschäftslustige Herr sogleich die Kontaktaufnahme zu seinem Nachbarn anmoderierte, war ein Gewinn für meine Sache. Interessant war für die Darstellung meiner Gesprächspartner, das bemerkte ich an diesem Beispiel bereits deutlich, durchaus auch die Wiedergabe spezifischer Redewendungen wie zum Beispiel „Tachchen“ oder „Tschüssikowsky“. Solche sprachlichen Eigenheiten erzählten doch etwas über diejenigen, die sie gebrauchten. Zwar war es mir aufgrund meiner Biographie möglich, die Grußformel „Tachchen“ als typisch für ältere Berlinerinnen und Berliner, insbesondere aus dem vormaligen West-Berlin, einzuordnen. Doch konnte es im Zuge dieser Arbeit nicht der Anspruch sein, Dialekte sprachwissenschaftlich zu analysieren. Auffällige Formulierungen entschied ich jedoch mitaufzunehmen, so wie einst Hans Ostwald.

Die Fahrstuhltür öffnete und ein Mädchen im Teenager-Alter stieg ein. Ich grüßte und fragte, in welchen Stock ich sie bringen dürfe. Etwas verwirrt brachte sie mit schwacher Stimme ein *Hi!* und die Zahl der gewünschten Etage hervor. Dann stellte sie sich in die Ecke und schaute auf ihr Smartphone, ohne mit dem Blick ein einziges Mal abzuweichen. Im Erdgeschoss angekommen, huschte sie schnell an mir vorbei, sagte dabei aber noch leise *Tschüss*.

Von Anfang an hatte ich damit rechnen müssen, dass mein Auftritt auch Verunsicherungen hervorrufen konnte. Dass die aufgezwungene Nähe mit Fremden auf engstem Raum ein großes Problem darstellen kann, dürfte ohne weitere Erklärung nachvollziehbar sein. In der praktischen Erfahrung zeigte sich so die große Bedeutung der Spielregel: Die Intervention abzubrechen, sobald ich direkt oder durch Dritte mitbekam, dass sich eine im Haus wohnende Person deswegen unwohl fühlte. Der konkrete Fall dieses jungen Mädchens zeigte mir indes auf, wie schwierig zu beurteilen das mögliche subjektive Unwohlsein im konkreten Einzelfall sein mochte.

32 Vgl. Kromrey, H. (2006): 292.

Die Kabine setzte sich wieder in Bewegung. Im Erdgeschoss stieg ein junger Mann mit üppigem Vollbart hinzu. Über den Spiegel schaute er mich an. Mit deutlich englischem Akzent fragte er mich: *Bist du Künstler?* Höflich verneinte ich und fragte zurück, ob er Künstler sei. *Ja*, lautete seine Antwort. Schweigend fuhren wir weiter. *Bye!*

Ein britischer Künstler mit Vollbart würde einwandfrei zur Gruppe der „Gentrifier“ zählen. Doch die Definitionen über die maßgeblich an Gentrifizierungsprozessen beteiligten Individuen sind im Detail besehen eher ungenau. Zumeist ist in diesem Zusammenhang recht allgemein die Rede vom Austausch statusniedriger Bevölkerungsgruppen durch statushöhere.³³ Anhand von Kategorien wie Einkommen, Schulbildung oder Kinderzahl pro Haushalt werden Versuche unternommen, eindeutig bestimmbare Bevölkerungsgruppen zu bilden. Zu den „Pionieren“ der Gentrifizierung heißt es beispielsweise in einer Studie: „Pioniere: Altersgruppe 18–25 Jahre; Schulbildung: Abitur; Pro-Kopf-Einkommen: unter 2.000 DM; keine Kinder; Gentrifier: Altersgruppe: 26–45 Jahre; Schulbildung: alle; Pro-Kopf-Einkommen: über DM 2.000; keine Kinder.“³⁴ Um bei diesem Fall zu bleiben, denke man sich: Der Mann mit dem britischen Akzent wäre zwar ein Künstler, doch lebte er vielleicht von Arbeitslosengeld; oder er hätte die Schule nie abgeschlossen, wäre aber so wohlhabend, dass er als Privatier leben konnte. Was veränderte sich, wenn er Kinder hätte? Unzählige Differenzierungen sind denkbar.³⁵ Verlassen die Klassifikationsversuche das Vage, so zeigt sich, dass die Menschen verschiedener sind als angenommen. Was ich halbwegs sicher meinte feststellen zu können war, dass es sich um einen Mann handelte (und bereits an diesem Punkt könnten dieser Tage erste Einwände erfolgen), der einen modischen Vollbart trug, dessen Kleidungsstil ich persönlich „hip“ nennen würde, der einen

33 Vgl. Helbrecht, I. (2016): 9ff.

34 Friedrichs, J. (2000): 62.

35 Vgl. ebd.

englischen Akzent hatte, den ich nicht näher einordnen konnte, den ich auf circa 30 Jahre alt schätzte und der für mich durchaus britisch aussah – was offen gestanden darin begründet lag, dass er von verhältnismäßig blassem Hauttyp war und rötlich-blonde Haare hatte. Über sich selbst sagte diese Person aus, dass sie Künstler sei.

In einem der ersten Stockwerke wartete eine Dame mit Kinderwagen und zwei kleinen Kindern. Als die Fahrtstuhltür sich öffnete, stand sie gerade zu einem der Kinder heruntergebeugt und erklärte wohl etwas. Sie sprach in einer Sprache, die ich nicht zuordnen konnte. Als Erstes bemerkten mich die Kleinen. Etwas verschüchtert hielten sie sich am Rock der Mutter fest. *Können wir mitfahren?*, fragte mich sodann die Dame in akzentfreiem Deutsch. Mit Freude bat ich sie einzutreten. *Werden wir gefilmt? Ist hier eine Kamera?*, wollte sie darauf wissen. Kurz und knapp erklärte ich, dass ich ein Wissenschaftler sei, der sich für das Haus und seine Bewohnerschaft interessierte. Aufmerksam hatte sie zugehört und sogleich richtete sie sich dann in der mir unbekanntem Sprache an ihre Kinder. Derweil schauten mich die Kleinen mit großen Augen an. Sie strich den beiden nacheinander über die Wangen. Schon war die Fahrt vorüber. *Tschüss!*, verabschiedete sich die Mutter, die beiden Kinder blickten beim Aussteigen über die Schulter zurück zu mir. Dabei lief das kleinere im Laufen gegen die Ferse des Geschwisterchens und kam dadurch beinahe zu Fall. Einen erschrockenen Augenblick lang schien das Kleine den Tränen nahe. Doch seine Mutter nahm sie lachend auf den Arm und gab ihr einen Kuss. Schon war alles wieder gut. Zum Abschied winkten wir einander zu.

Momente wie diese hoben das Überraschungsmoment dieser Durchführungsweise einmischender Beobachtung im Alltag der Bewohnerschaft hervor. Zudem machten sie mir auch deutlich, dass es mitunter nur ein schmaler Grat war zwischen freudiger Überraschung und Einschüchterung. Es hielt mir erneut vor Augen, wie wichtig es war, sich Gedanken darüber zu machen, welche Verantwortung man trug, wann immer man als Forscher, ja als Mensch, in das Leben anderer eindrang. Und es unterstrich, wie wichtig es

war, sich bei der Feldforschung in Empathie zu üben.³⁶ Um also niemandem unnötig Angst einzujagen, musste ich nach Kräften um Aufklärung bezüglich meiner Aktion bemüht sein. Mit dem Austausch kleiner freundlicher Gesten mit den Kindern schien mir dies zum Glück gelungen. Noch etwas offenbarte mir diese Begegnung: Dass es mich überrascht hatte, die Dame zuerst in einer mir fremden Sprache und anschließend ohne jeglichen Akzent auf Hochdeutsch sprechen zu hören, verriet etwas über meine eigene Erwartungshaltung.

Nächste Fahrt, Halt in einem mittleren Stockwerk. Ein Herr von vielleicht 40 Jahren trat mit missmutiger Miene ein. Er musterte mich von oben bis unten und fragte dann: *Darf ich fragen, was das soll?* Kurz und knapp erkläre ich, dass ich mich für das Haus und seine Bewohnerschaft interessierte und Wissenschaftler sei. Um die Menschen hier kennenzulernen, so dachte ich, sei der Fahrstuhl ein guter Ort. *Na wenn's denn hilft!*, scherzte er. *Hauptsache ich finde Ihre Nummer hier nachher nicht auf der Nebenkostenabrechnung wieder!* Ich versicherte, dass es ihn höchstens ein Lächeln kosten würde. *Naja gut!* Trotz der offensichtlich schlechten Laune huschte ihm ein Lächeln über das Gesicht. Ohne Gruß stieg er aus.

Wenig später stiegen im Erdgeschoss drei kugelrunde alte Damen mit Kopftüchern ein, die miteinander Arabisch sprachen. Sehr aufgeregt schienen sie, diskutierten und gestikulierten dabei energisch, deuteten, so mein Eindruck, dabei auf mich. Mit einem Male brachen sie ab und wurden ganz ruhig. Eine der drei wandte sich an mich: *Entschuldigung – es ist etwas Neues?* Das bejahte ich. Ich erklärte kurz und knapp mein Anliegen. *Gut!* Darauf sprach sie mit den anderen beiden. Alle drei nickten mit freudigen Gesichtsausdrücken und winkten mir zum Abschied.

Diese Begegnung zeigte sehr deutlich die Bedeutung von Barrieren der Sprache im Kontext meines Forschungsaufbaus. Die Möglichkeiten, sich miteinander zu verständigen stiegen und fielen mit dem gemeinsamen Vokabular. Diese

36 Vgl. Sennett, R. (2012): 38.

Herausforderung bestand auf vergleichbare Weise natürlich auch unter den Nachbarinnen und Nachbarn: Gespräche, die erwünscht oder auch dringend nötig waren, konnten nicht geführt werden ohne gemeinsame Sprache.

Im Erdgeschoss wartete eine alte Dame in Begleitung eines kräftigen, bärtigen jungen Mannes. Sie nickte mir zu. Er hingegen schaute mich unvermittelt zornig an, drückte selbst den Knopf, schnaufte aufgebracht und schwieg. Zunächst blickte er zu Boden, dann mir direkt in die Augen: *Was wird'n das hier? Versteckte Kamera oder was?*, platzte es schließlich aus ihm heraus. Kurz und knapp erklärte ich, ich sei Wissenschaftler, dass ich mich für die Bewohnerschaft des Hauses interessierte und den Fahrstuhl für einen guten Ort hielt, um diese kennenzulernen. *Was denn für eine Wissenschaft? Was soll denn das sein für eine Forschung?*, wollte er wissen. Dass ich etwas über das Leben im Haus erfahren mochte, erklärte ich. *Hast du kein eigenes Leben?*, bekam ich zur Antwort. Dass es Teil meiner Doktorarbeit sei, berichtete ich. Das schien ihn nicht sonderlich zu interessieren. Er wechselte einen Blick mit der Dame, die vermutlich seine Mutter war. *Hast du überhaupt 'ne Genehmigung? Da kann ja jeder kommen!* Wahrheitsgemäß gab ich zu, keine offizielle Erlaubnis für mein Handeln zu haben – erklärte aber noch im selben Atemzug, dass ich sofort aufhören würde, wenn sich bloß eine im Haus wohnhafte Person an meiner Aktion stören würde. Ich fragte, ob es ihn störte. *Was interessiert dich unser Haus? Warum dieses?* Von den Medienberichten, die immerzu Probleme und Kriminalität thematisierten, berichtete ich und fügte an, dass ich lieber diejenigen mit entsprechender Expertise fragen wollte. Und ein Experte, das war ja schließlich er – denn er wohnte ja hier. *O.K. Macht Sinn. Viel Spaß!* Die Dame und er schenkten sich ein flüchtiges Lächeln. Mich sah er darauf nochmals ernst an und nickte. Beim Aussteigen sagte er kopfschüttelnd, mehr zu sich als zu mir: *Sachen gibt's!*

Diese Fragen zielten auf einen elementaren Punkt der empirischen Sozialforschung im Allgemeinen und der Einmischenden Beobachtung im Besonderen: Mit welchem Recht betrat man als Forscher oder Forscherin den Lebensalltag von Menschen? Dass Informationserhebungen – auch wenn sie im Namen der Wissenschaft erfolgten – möglicher-

weise nicht von allen Beteiligten begrüßt wurden, das galt es zu bedenken. Denn gerade die Kontrolle über die Preisgabe von Einzelheiten über das private Leben war doch eine der wesentlichsten Voraussetzungen für das Leben eines freien Individuums in der Stadt und in unserer Gesellschaft. Neben der von mir allgemein formulierten Spielregel, die Forschung abubrechen, sobald sie jemandem Unbehagen bereiten sollte, empfahl sich auch die Konsultation des Ethikkodex der American Anthropological Association. Darin heißt es unter anderem: Anthropologische Forscherinnen und Forscher müssen alles in ihrer Macht Stehende tun, um sicherzustellen, dass ihre Forschung die Sicherheit, die Würde oder die Privatsphäre der Menschen, mit denen sie arbeiten, forschen oder andere berufliche Tätigkeiten ausüben, nicht beeinträchtigt.³⁷

In einem der oberen Stockwerke stieg eine Dame mit einer zartrosa-gefärbten Dauerwelle ein. Wir grüßten einander und sogleich waltete ich meines Amtes als Fahrstuhlführer. Während der Fahrt herrschte zunächst freundliches Schweigen. Derweil musterte sie mich, sah mich über den Spiegel an. *Wissen Sie, meine Freundinnen im Haus und ich, wir haben uns beraten. Wir haben überlegt, ob wir die Polizei rufen sollen wegen Ihnen*, eröffnete sie mir in einem kräftigen osteuropäischen oder russischen Akzent. *Ich habe entschieden: Nein. Ich werde meinen Nachbarinnen sagen, Sie sind in Ordnung und ich möchte, dass Sie das wissen*. Freudig überrascht bedankte ich mich. Sie nickte mir vielsagend zu.

Beruhigt war ich zu hören, dass ich es offenbar vermocht hatte, von der Rechtschaffenheit meiner Absichten zu überzeugen. Über diesen Vorschuss an Vertrauen, den mir das nachbarschaftliche Netzwerk dieser Dame und ihrer Freundinnen schenkten, war ich sehr froh. Spannenderweise bekam ich so mit, dass sich Bewohnerinnen und Bewohner bereits untereinander über mein Vorgehen austauschten.

37 Vgl. American Anthropological Association: Ethicocode.

Als nächstes empfing ich einen jungen Vater und seinen Sohn. Der Junge hatte eine große Sporttasche dabei. Vermutlich hatte der Vater seinen Sohn vom Training abgeholt. Gern gaben mir die beiden ihren Fahrtwunsch an. Neugierig schauten sie mich an. *Entschuldigung – ich habe jetzt gar kein Geld dabei, dass ich Ihnen geben könnte*, sagte der Mann vor dem Aussteigen. Höflich winkte ich ab und erklärte kurz und knapp ich sei ein Wissenschaftler, der sich für die Bewohnerschaft des Hauses interessierte. *Eine tolle Idee!*, antwortete er. *Sagen Sie: Darf ich ein Foto machen?* Seinen Sohn fragte er, ob er mit aufs Bild wolle. Erst etwas schüchtern zwar, aber doch ohne lange zu zögern stellte dieser sich zu mir. Dem Vater gab ich meine E-Mailadresse mit der Bitte, mir das Bild später zu schicken. Er streckte einen Daumen nach oben. *Na klar, gerne! Danke, Tschüss!*

Dies zeigte, dass mein Auftritt gewissermaßen auch eine Attraktion darstellte. Die mit der Einmischenden Beobachtung beabsichtigte Irritation im Alltag war allemal erzeugt.

Eine Dame mit Hund wartete auf den Fahrstuhl. Als sie mich erblickte, zuckte sie zusammen. *Man erschreckt sich ja ein bisschen, wenn die Tür aufgeht – da denkt man ja, man ist im falschen Haus*. Sogleich erklärte ich kurz und knapp mein Vorhaben. *Na gut*, erwiderte sie und stieg sichtlich beruhigt ein. *Wie ist das Wetter?*, fragte sie nach kurzer Pause. *Hoffentlich ist der Wind nicht mehr so doll. Das war ja schlimm gestern. Mein kleiner Hund ist beinahe weggeflogen*. Liebevoll schaute sie zu dem kleinen Vierbeiner herab. *Meine Tochter steckte im Zug nach Frankfurt fest, stundenlang. Naja, hoffen wir mal das Beste, nicht?* Wir wünschten einander zum Abschied einen schönen Tag.

Erstaunlich fand ich, wie die Dame den Übergang zu einem allgemeinen Alltagsgespräch meisterte, nachdem es gelungen war, ihr die Sorge vor der ungewohnten Situation zu nehmen. Mit offenen Karten zu spielen, war ausgesprochen wichtig. Mit der Zeit gewann ich den Eindruck, dass vor allem die Erläuterung des wissenschaftlichen Zusammenhangs meiner Forschung auf die meisten beruhigend wirkte.

Haha! In bester Stimmung klopfte sich ein alter schwarzer Herr mit krausem grauem Haar lachend auf die Oberschenkel, kaum dass er mich erblickt hatte. *Schau sich das einer an! Das gibt's ja nicht!* Unter einer dunkelblauen Schirmmütze aus Cord lachten auch seine Augen mit. *Macht Spaß?*, fragte er mit einer kräftigen und auf charmante Weise kratzigen Stimme. Seinem Akzent nach vermutete ich, dass er aus den USA stammte. *Was ist dein Auftrag, Junge?*, wollte er wissen. Kurz und knapp erklärte ich ihm mein Vorhaben. *Fantastisch, fantastisch*, sagte er. Dann sah er mir lange in die Augen. *Junge, du bist verrückt! Weißt du das?* Das nahm ich als Kompliment. *Sehr gut! Sehr gut! Viel Vergnügen, Lobby Boy!* Vor dem Aussteigen schmiss er die Hände abwehrend von sich und schüttelte nochmal kräftig lachend den Kopf. *Viel Spaß!*

Zu diesem Herrn hatte ich mir notiert, dass er „schwarz“ war. Bedeutsam wurde dies vor dem Hintergrund, dass ich mir Merkmale zur Hautfarbe bei anderen Personen nicht notiert hatte. Andere Einordnungen wie etwa zum Beispiel „mit türkischem Migrationshintergrund“ oder „sprach russisch“ oder „arabisch“ hatte ich vorgenommen. Inwieweit waren derlei Zusätze zu den Personen im Rahmen der Begegnungsbeschreibungen angebracht? Welchen Unterschied machte es, wenn ich beispielsweise erwähnte, dass der Vater und sein Fußball spielender Sohn einen „Migrationshintergrund“ hatten? Und zu welchem Erkenntnisgewinn führt diese Information, wenn ich diesen „Migrationshintergrund“ nicht näher bestimmen konnte als „vermutlich irgendwo zwischen Marokko und Afghanistan“? Je geringer meine Kenntnis über Teile der Welt und ihre Menschen, desto ungenauer wurde in der Folge meine Beschreibung. Was solcherlei Erwähnungen ethnischer Zugehörigkeiten vor allem verrieten, das war etwas über mich als Autor: Daraus, dass hervorgehoben wurde, dass jemand Arabisch oder mit britischem Akzent sprach oder schwarze Haut hatte, konnte womöglich gefolgert werden, dass dem Autor dies als eine Besonderheit aufgefallen war. Ließen sich also aus solchen Hervorhebungen des Autors Aussagen darüber ableiten, was vermutlich auf ihn selbst nicht zutraf? Die Augen vor der Vielfalt der Menschen in der Welt zu verschließen, das konnte keine

Perspektive sein für eine Arbeit, die doch gerade das Miteinander im Wohnen verschiedener Menschen zum Thema gemacht hatte.

Ungeklärt stand die Frage im Raum, auf welche Weise Verschiedenheiten angemessen in Worte zu fassen waren. War es vertretbar, jemanden „schwarz“ zu nennen? Anstatt dessen „Afrikaner“, „afrikanisch-stämmig“ oder Ähnliches zu schreiben, machte in einer globalisierten Welt keinen Sinn, wenn man es nicht genauer wusste. Aufgrund seines amerikanisch klingenden Akzentes könnte Afro-Amerikaner womöglich noch eine zulässige Variante sein. Mit dem Versuch, den Irrungen und Wirrungen in den unzähligen verschiedenen Auslegungen „politisch korrekter“ Sprache möglichst unverfänglich zu entsprechen, begab ich mich auf sprachlich ungesichertes Terrain. Drum entschied ich nachzuschlagen, welchen Rat die Bundeszentrale für politische Bildung in diesem Falle gab. Dort las ich: „Die politisch korrekte Ausdrucksweise für schwarze Menschen wäre: Schwarze Menschen.“ Weiter heißt es dort: „Aber auch hier sollte die Hautfarbe nur genannt werden, wenn sie zum Verständnis der Mitteilung benötigt wird.“³⁸ Inwiefern war nun die Information zur Hautfarbe dieses Mannes im Kontext der Erforschung heterogener Nachbarschaften relevant? Ein Versuch – stellen sie sich den Herren vor: *Haha! Schau sich das einer an!* In offenbar bester Stimmung klopfte sich ein alter Herr mit grauem Haar unter einer dunkelblauen Schirmmütze aus Cord lachend auf die Oberschenkel. *Macht Spaß?* Und nun noch einmal in dieser Variante: *Haha! Schau sich das einer an!* in offenbar bester Stimmung klopfte sich ein alter schwarzer Herr mit krausem grauem Haar unter einer dunkelblauen Schirmmütze aus Cord lachend auf die Oberschenkel. *Macht Spaß?* Macht es einen Unterschied? Ich bringe dies zur Sprache, weil ich überzeugt bin, dass es der Fall ist.

38 Bundeszentrale für politische Bildung: Kleiner Formulierings-Ratgeber für Journalisten.

Ein junger Mann stieg ein, der hinunter ins Erdgeschoss wollte. *Den ganzen Tag hier drin ... – gute Nerven hast du!*, sagte er anerkennend. Dafür sprach ich ihm meinen Dank aus und erkundigte mich nach seinem Alltag. *Ich habe einen Kiosk an der Warschauer, da oben bei der S-Bahn-Brücke*, gab er zur Antwort. *Gestern bei dem Wind ist mir ein Schild weggeflogen. Musste ich mit 'ner Kette festmachen. Anstrengend manchmal.* Dass sein Kiosk mir bekannt war, sagte ich ihm sogleich und dass ich mir seine Arbeit ebenfalls nicht leicht vorstellte. *Viele Verrückte unterwegs da. Viele Touristen, kommen zum Partymachen, schießen sich ab*, schilderte er. *Macht aber auch Spaß!* Er lächelte und ich lächelte zurück. *Und von irgendwas muss man ja leben, oder?* Ich nickte.

Dies war das erste Mal, dass ich unmittelbar etwas über das Berufsleben eines Hausbewohners erfuhr. Interessant fand ich, dass er einen Zusammenhang hergestellt hatte zwischen seinem Arbeitsort der Kioskbude und meinem Einsatzort im Fahrstuhl – denen zwei wesentliche Dinge gemein waren: Dass man lange Zeit auf eng begrenztem Raum verbrachte und dass man mit vielen, schnell wechselnden Personenkontakten umzugehen hatte. Mein Eindruck war, dass er vielleicht ein zentrales Element seines eigenen Arbeitsalltags in diesem Zusammentreffen wiedererkannt hatte und dadurch zwischen uns binnen kürzester Zeit ein gegenseitiges Verständnis entstanden war.

Direkt im Anschluss hatte ich das Vergnügen, eine alte Dame in eleganter Garderobe befördern zu dürfen. Über dem einen Auge trug sie ein Pflaster, doch davon schien sie nicht weiter beeinträchtigt. Sie war auf dem Weg ins Theater, wie sie mir freudig berichtete: *Ich liebe das Theater!* Und sogleich gab sie mir Empfehlungen für Stücke, die sie zuletzt auf den Berliner Bühnen überzeugt hatten. Beim Aussteigen zückte sie ihr Portemonnaie und reichte mir ein Geldstück. Dankend lehnte ich ab und erklärte kurz und knapp mein wissenschaftliches Vorhaben. Damit ließ sie es aber nicht auf sich bewenden. *Doch, doch, nehmen Sie mal. Ich bestehe darauf. Das muss so sein! Ich gebe immer Trinkgeld, wenn ich in einem Hotel bin*, zwinkerte sie mir mit dem gesunden Auge zu.

Schön fand ich, dass diese Liebhaberin des Theaters offenbar auch an meiner kleinen Aufführung im Aufzug Gefallen fand – mit ihrer Beharrlichkeit was das Trinkgeld anbelangte, kaufte sie mir meine Rolle buchstäblich ab. Das Bühnenbild für das Informationsspiel der Einmischenden Beobachtung war in ihren Augen stimmig.³⁹

*Und Sie sind hier der neue Sicherheitsdienst, oder wie? Die Dame, die mich ansprach, war zwar eine zierliche Person, doch strahlte sie etwas aus, das mich annehmen ließ, dass sie kräftig zupacken konnte. Ich erklärte ihr mein Anliegen. *Naja, ich wohne ja nicht im Haus. Ich bin vom Pflegedienst. Komme in der Regel zweimal täglich hier her zu meinen Leutchen. Na denn mal viel Vergnügen!**

Eingangs hatte ich angenommen, dass ich mit meinem Aufenthalt im Fahrstuhl so ziemlich jede Person im Haus zu Gesicht bekommen würde, insofern sie nicht gerade in meinem Forschungszeitfenster über längere Zeit abwesend sein würde. Dass es eventuell aber Personen im Haus geben könnte, die ihre Wohnung nicht mehr verließen oder nicht mehr verlassen konnten, daran dachte ich anlässlich des Gesprächs mit dieser Dame vom Pflegedienst zum ersten Mal.

*Guten Tag! Ein älterer Herr schob seinen Einkaufstrolley in den Aufzug. Aufmerksam musterte er mich von oben bis unten und zurück. *Aber junger Mann!*, eröffnete er das Gespräch. *Das passt doch hier gar nicht!*, appellierte er. *Die schicke Uniform und dann hier in unserem Haus.* Weshalb das nicht passen sollte, wollte ich von ihm wissen. *Na, Sie brauchen sich doch nur mal hier umzuschauen! Der ganze Dreck ... Das ist doch nicht gerade ein Luxus-hotel hier!* Dem stimmte ich zu. Welchen Luxus es denn aber bereits gab, fragte ich. Der Herr dachte einen Moment lang nach. *Naja, die Wohnungen! Die Wohnungen sind gut geschnitten. Und die Aussicht – die Aussicht, die macht schon was her,* lobte er. *Luxus würde ich es trotzdem nicht gerade nennen.* Ich hakte nach, fragte, ob er sich vorzustellen vermochte, dass es vielleicht einmal*

39 Vgl. Goffman, E. (2003): 12.

zum Luxus werden könnte, hier zu wohnen? *Unser Haus?!*, fragte er ungläubig und antwortete mit einem entschiedenen *Nä!*

Im Erdgeschoss erwartete mich der urlaubsgebräunte Senior. *Da ist er ja, unser Liftboy! Seien Sie begrüßt!* Beschwingt trat er zu mir in die Kabine und klopfte mir auf die Schulter. *Tachchen! Ich hoffe, Sie sehen mir nach, dass ich für die Fahrt runter den anderen Fahrstuhl genommen habe. Ich war in Eile. Nehmen Sie das bitte nicht persönlich. Ich musste nur noch mal eben runter in den Supermarkt, hatte was vergessen. Und der andere kam eben gerade. Ich gehe später rüber zum Seniorenheim. Hier ganz in der Nähe, kennen Sie das? Ich schaue da regelmäßig mal vorbei. Ich bin ja auch schon alt – aber zum Glück noch rüstig. Wissen Sie, manch einer da, der hat ja sonst keinen mehr. Die besucht ja keiner. Na und da schau ich dann eben ab und an rum. Manchmal backe ich 'nen Kuchen. Das mach ich ja gerne, hab' ich ja gelernt. Eine Woche lang habe ich mich nicht blicken lassen. Ich war im Urlaub, Skifahren. Da will ich nun gleich mal hin heute.* Sein Elan und seine heitere Stimmung machten Eindruck auf mich. Mir war beinahe, als ob etwas davon auf mich übersprang. *Eine Doktorarbeit ... hmm*, dachte er laut nach. *Was wollen Sie denn eigentlich herausfinden?*, fragte er mich. Ich skizzierte ihm mein Interesse an Zusammenleben vieler verschiedener Menschen und erklärte, dass ich mich nicht darauf verlassen wollte, was in den Medien berichtet wurde, sondern mir ein eigenes Bild machen wollte. Aufmerksam hörte er zu. *Nun – es wohnen hier im Haus verschiedene Kreise, die sich kennen*, sagte er. *Ich kenne sie alle*, fuhr er fort. *Nicht alle können miteinander. Müssen sie ja auch nicht.*

Die Hausbewohnerschaft bestand aus verschiedenen, voneinander weitgehend unabhängigen Netzwerken von Nachbarinnen und Nachbarn mit vereinzelt Berührungspunkten. So wie dieser Herr das nachbarschaftliche Gefüge schilderte, zeigte sich darin ein Hinweis auf die Möglichkeit des friedlichen Fremdseins, auf die reservierte Begegnungsweise der Menschen in der Großstadt, die die Ko-Existenz von sozialen Gruppen befördert, die „unterschiedliche oder gegensätzliche Interessen verfolgen, die kein gutes Bild voneinander haben, verschieden sind oder einander

einfach nicht verstehen“.⁴⁰ Gelingt ein Nebeneinander von Parteien, die „nicht können miteinander“, auf halbwegs friedfertige Weise, so könnte man es gar eine Form der Kooperation nennen – denn das gegenseitige Ignorieren ist dann als eine aktive und mehr oder minder bewusste Handlung zur Konfliktvermeidung zu verstehen.⁴¹

Hallo!, rief eine junge Frau lebhaft. *Meine Mitbewohnerin hat mir erzählt, dass bei uns 'n Typ mit 'ner Uniform im Aufzug steht.* Sie hatte gezielt den Fahrstuhl gerufen, um mich zu treffen. *Ist das eine Kunst-Aktion?*, wollte sie wissen und erzählte, dass sie selbst Kunststudentin sei. Kurz erklärte ich ihr mein Vorhaben. Schon waren wir in ihrem Stockwerk angelangt. Sie stellte sich in die Lichtschranke, um das Gespräch noch ein wenig zu verlängern. Wie es sich hier wohnt, fragte ich sie. *Also, ich fand dieses Haus ja unfassbar hässlich zu Anfang*, eröffnete sie mir. *Naja, ist halt nicht so das klassische Berlin-Altbau-Feeling. Aber irgendwann verbündet man sich damit.* Nach einer kurzen Pause schob sie hinterher: *Plattenbauten sind ja generell eher frustrierend ... Und so ein Hochhaus, das ist schon ein wenig anonym, ne?* Sie bemerkte, dass der Aufzug sich in Bewegung setzen wollte. *Oh! Da hat jemand gedrückt – du wirst gerufen! Bis demnächst!*

Studierende und Kunstschaffende spielten in der Literatur zu Gentrifizierungsprozessen die zentrale Rolle⁴² – doch ließ sich aus dem Vorhandensein einer Wohngemeinschaft mit mindestens einer Kunststudentin folgern, dass in den hohen Häusern eine „Aufwertung“ einsetzte oder absehbar einsetzen würde? Interessant war zu hören, dass sie einer ganz bestimmten Idee des Lebens in Altbauten nachhing und dazu das Hochhaus kontrastierte. Mit der Aussage, dass „Plattenbauten“ allgemein „frustrierend“ seien, rückte sie ihr Wohnhaus in ein schlechtes Licht. Doch dann beschrieb sie den hochinteressanten Vorgang der „Verbündung“ mit dem Hochhaus. Meinte sie das Haus, die Nachbarschaft

40 Sennett, R. (2012): 18.

41 Vgl. ebd.

42 Vgl. Helbrecht 2016: 9ff.

oder die Gesamtsituation? Wurde das Wohnhaus und seine Bewohnerschaft zunächst als eine soziale Deklassierung betrachtet, wie sie von Menschen empfunden wird, die aufgrund einer veränderten sozialen Lage unfreiwillig mit einem Wohnort vorliebnehmen müssen, der ihrer Selbst-Verortung in der Gesellschaft nicht entspricht?⁴³ Zuletzt war der Begriff „Anonymität“ gefallen. Hier im Haus war er mir zum ersten Mal begegnet.

Im Erdgeschoss erwartete mich ein Herr in der dunklen Arbeitskleidung einer Sicherheitsfirma. *Guten Tag!* Energischen Schrittes stieg er ein. *Darf ich erfahren was Sie hier machen?* In der gebotenen Ausführlichkeit erklärte ich ihm, dass ich ein Wissenschaftler sei und im Rahmen meiner Doktorarbeit über Wohnhochhäuser in Ost- und Westberlin das nachbarschaftliche Miteinander untersuchte und dieses Haus zu einem meiner beiden Untersuchungsgebiete zählte. Hier im Fahrstuhl stand ich, weil ich mit den Bewohnerinnen und Bewohnern in Kontakt kommen wollte. Und damit ich hier im Fahrstuhl etwas Sinnvolles zu tun hatte und meine Aktion auch der Hausgemeinschaft ein Stück weit von Nutzen sein konnte, verrichtete ich in Uniform den Dienst des Pagen. *Haben Sie eine Erlaubnis der Hausverwaltung dafür?*, fragte er nach. Nein, die hatte ich nicht, erklärte ich. Kurzerhand erwähnte ich meine Spielregel, versicherte ihm, dass ich sofort aufhören würde, wenn mir zu Ohren kommen sollte, dass sich bloß eine im Haus wohnhafte Person durch meine Aktion unwohl fühlte. Er überlegte einen Augenblick. *Naja, ist ja gar nicht schlecht, wenn Sie hier sind. Können Sie ja hier 'n bisschen ein Auge drauf haben, wer so ins Haus kommt. Da machen Sie ja quasi meine Arbeit mit.* Bis in den obersten Stock fuhren wir. *Ich mach jetzt meine Runde durch's Haus. Also, wenn's nach mir geht, dann können Sie weitermachen,* sagte er beim Aussteigen. *Trotzdem werde ich mal bei meinem Chef nachfragen. Bis dann!*

Ein Herr in einem deutlich zu großen, karierten Anzug fuhr mit mir. Mit sich trug er einen großen hölzernen Bilderrahmen, der beschä-

43 Martin Kronauer und Berthold Vogel schildern solche Fälle in einer Studie über Hamburg St. Pauli. Vgl. Kronauer, M. & Vogel, B. (2004): 254f.

digte wirkte. Mit Begeisterung musterte er mich. *Was machen Sie hier?* Knapp erklärte ich ihm mein wissenschaftliches Vorhaben. *Und das hier mitten im sozialen Brennpunkt!*, rief er aus. Seinem Gesichtsausdruck war große Überraschung abzulesen. Schon waren wir im EG angelangt. *Sie bleiben die ganze Zeit hier drin?* *Ha, das finde ich gut!*, rief er freudig aus.

Nicht immer notierte ich mir die Einzelheiten zur äußeren Erscheinung meiner Fahrgäste. Wenn es nahtlos auf und ab ging, kam ich mit dem Schreiben zeitweise kaum hinterher. „Sozialer Brennpunkt“ – diese Bezeichnung hatte ich zuvor von noch niemandem gehört. Was sagt es aus, wenn Menschen negativ über ihren eigenen Wohnort urteilen? In einer Vorlesung von Hartmut Häußermann an der Humboldt Universität zu Berlin hatte ich einst einmal gehört, dass die meisten Menschen ihren Wohnort positiv beschreiben oder zumindest seine guten Aspekte hervorheben, wenn sie Fremden davon berichten. Es sei denn, sie sind durch einen gesellschaftlichen Abstieg unfreiwillig an einen Wohnort gekommen, zu dem sie sich nicht zugehörig fühlen wollen.⁴⁴

Einer Dame, die vier große Einkaufstüten mit sich trug, bot ich zuvorkommend meine helfenden Hände an. Dankend gab sie mir zwei der Tüten ab. Ins oberste Stockwerk brachte ich sie. Zeit genug, um zu erklären, dass ich Wissenschaftler sei und dass mich das Haus und seine Bewohnerschaft interessierten und ich den Fahrstuhl für den geeigneten Ort hielt, um diese kennenzulernen. *Bleiben Sie doch ruhig ein paar Tage – da freuen wir uns!* Beim Aussteigen hielt sie inne: *Viel Erfolg noch! Aber warten Sie mal – Sie brauchen doch was zum Sitzen*, meinte sie mit bestimmtem Ton. *Sind Sie in einer halben Stunde noch da? Ich kann Ihnen was geben.* Insgeheim dachte ich zwar, dass ich gut ohne auskommen würde. Trotzdem willigte ich ein und dankte für dieses großzügige Angebot.

44 Vgl. Kronauer, M. & Vogel, B. (2004): 237.

Mit dem Stehhocker, den sie mir etwas später tatsächlich brachte, kam zu dem Bühnenbild meiner Aufführung ein weiterer Gegenstand hinzu. Wie veränderte dies den Versuchsaufbau in der Kabine? Für mich war klar, dass mich die Fahrgäste unter keinen Umständen sitzen sehen durften. Denn damit wäre ich zu sehr aus der Rolle gefallen⁴⁵ – Pausen des Personals hatten in der Welt des Grand Hotels notwendigerweise verborgen vor den Augen der Gäste auf der „Hinterbühne“ stattzufinden.⁴⁶ Auch wenn mich in den langen Stunden niemand je auf dem Schemel sitzend erblickte, so rückte seine Anwesenheit meine Rolle doch in ein anderes Licht. Denn die mit ihm verbundene Einsicht, dass auch ich wohl ab und an eine Pause benötigte, machte mich nahbarer, menschlicher. Womit ich hingegen nicht gerechnet hatte war, dass ehe ich mich versah, viele Fahrgäste mit großer Selbstverständlichkeit auf dem Hocker Platz nahmen. In erster Linie alte Damen und Kinder waren es, die die Gelegenheit gern nutzten. Das Sitzangebot lockerte die Stimmung auf. Insbesondere die alten Damen begannen beinahe immer ein Gespräch, sobald sie dort Platz genommen hatten. So gereichte das Bereitstellen des Stuhls nicht nur mir und mancher Bewohnerin – sondern auch der Einmischenden Beobachtung zum Vorteil.

In einem der ersten Stockwerke stiegen zwei kleine Mädchen ein. Eines der beiden trug eine große Schüssel mit sich, in der eine Suppe dampfte und duftete. Mit zwei Topflappen hielt sie das heiße Gefäß. Das andere Kind hatte etwas Brot in einer durchsichtigen Plastiktüte bei sich. Als wir das gewünschte Stockwerk erreicht hatten, sagten beide exakt gleichzeitig: *Auf Wiedersehen!*

45 „Rolle‘ wird im Allgemeinen definiert als ein Verhalten, das in bestimmten Situationen angemessen ist, in anderen dagegen nicht.“ Sennett, R. (1986): 52.

46 Vgl. Goffman, E. (2003): 99ff.

Dies schien mir ein Indiz für engere Beziehungen – waren die Personen, für die die Suppe bestimmt war, Freunde oder vielleicht gar Verwandte, die ebenfalls im Haus wohnten?

Ein Paar um die 50 stieg im Erdgeschoss ein. *Was ist das denn nun wieder?*, fragte sie mit grimmiger Miene. *Eine Überraschung! Das ist doch toll*, sprach er mit einem Lächeln zu ihr. *Und das in dem bekloppten Haus!*, schimpfte sie. Liebevoll fasste er sie um die Schultern. *Freu dich doch mal! Kannst du dich nicht freuen?* Den Rest der Fahrt schwiegen beide. Er wünschte mir *Noch einen schönen Abend*, sie schob sich teilnahmslos an mir vorbei.

Immer sorgsam abzuwägen galt es, wann Zurückhaltung dringendes Gebot sein musste, wann die einmischende zu bedrängender Beobachtung zu werden drohte.

Nicht viel Zeit war vergangen, da traf ich erneut die beiden Mädchen. Im selben Stockwerk, in das ich sie zuvor gebracht hatte, stiegen sie zu. Teller und Schüssel hatten sie allerdings nicht mehr bei sich. Wohin sie denn das leckere Essen gebracht hatten, fragte ich sie. *Zu unserer Tante*, antworteten beide zugleich.

Das Überbringen der Suppe war also die Bestätigung vermuteter familiärer Bande. Ein schönes Symbol für ein enges nachbarschaftliches Verhältnis. An dieser Stelle hielt ich es für erwähnenswert, dass, wie ich später mitbekam, die beiden Mädchen einen türkischen Migrationshintergrund hatten. Dem nachbarschaftlichen Wohnen von Familienangehörigen wurde in verschiedenen kulturellen Kontexten durchaus unterschiedlicher Stellenwert eingeräumt: „Befunde unter türkischen Migrantinnen und Migranten zeigen, dass Verwandtschaftskontakte selbst dann mit hoher Intensität aufrechterhalten werden, wenn die Verwandten nicht in der näheren Umgebung leben. Für Türcinnen und Türken sind insbesondere die instrumen-

tellen Leistungen des loyal organisierten Verwandtschaftsnetzwerks wichtig.“⁴⁷

Guten Tag! Darf ich erfahren, wer Sie sind? Der ältere Herr trug seine Mütze so tief ins Gesicht gezogen, dass man gerade noch seine Augen sehen konnte. Meinen Namen verriet ich und erklärte ihm kurz mein Vorhaben. *Schickt Sie die Hausverwaltung?* Nein, erklärte ich ihm – ich handelte im Rahmen meiner Forschung sozusagen in eigenem Auftrag. *Und da spionieren Sie hier so mir nichts, dir nichts die Leute aus, ja?* So würde ich es nicht nennen wollen, antwortete ich. Vielmehr war ich hier, um mit den Bewohnerinnen und Bewohnern ins Gespräch zu kommen und mir einen Überblick zu verschaffen, wer hier so alles wohnte. *Und nehmen Sie das auf? Wird unser Gespräch etwa gerade aufgezeichnet?*, fragte er sichtlich erregt. Das verneinte ich mit Bestimmtheit. Dass ich handschriftlich Notizen machte, räumte ich ein und zeigte meine Notizzettel her. *Und was schreiben Sie sich da alles auf?* Eines der Blätter hielt ich ihm zum Lesen hin. Da meine Notizen wahrlich nicht gerade leicht leserlich waren, trug ich verschiedene Punkte vor. So erzählte ich zum Beispiel, dass mich eine Person gefragt hatte, ob dies ein Testlauf der Verwaltung wäre. Denn seit Längerem schon wünschte sich eine Gruppe von Nachbarinnen und Nachbarn einen Concierge für das Haus. *Das ist richtig*, sprach er. *Eine Kontrolle, wer hier so ein und ausgeht, wäre gut. Dann könnte sich auch nicht einfach so ein Wissenschaftler in unseren Fahrstuhl stellen ...*, grinste er. *Was schreiben Sie sonst noch so auf?* Ferner hatte ich notiert, dass eine alte Dame sich über das stürmische Wetter beklagt und sich gesorgt hatte, ihr kleiner Hund könne wegfliegen. *Aha. Sehr interessant ... und was passiert dann damit? Was haben sie mit den Informationen vor?* Dass ich meine Erkenntnisse in kurze Geschichten fassen wollte, tat ich kund. Noch immer blickte er sehr skeptisch drein. *Es gibt ja vielleicht Leute, die nicht in Ihren Geschichten auftauchen wollen. Haben Sie daran schon einmal gedacht?* Ich nickte und ging weiter ins Detail. Es würde darum gehen, mit den Informationen so umzugehen, dass in den Erzählungen später niemand direkt wieder-

47 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010): 13.

erkennbar sein würde. In Fällen, in denen dies womöglich durch die Originalität einzelner Charaktere kaum umsetzbar erscheinen sollte, müsse unter allen Umständen eine entsprechende Absprache über die Verschriftlichung der Informationen erfolgen. *Und wie genau kann ich mir das vorstellen?* Der Aufzug hielt im Erdgeschoss. Er stellte sich in die Lichtschranke. Ich versicherte, dass ich – wenn es mir nicht ausdrücklich genehmigt worden war – mit den Preisgaben von Informationen über Einzelne derart sparsam umzugehen gedachte, dass diese nicht zu erkennen sein würden oder aber sie so zu verfremden, dass Wiedererkennungen, wenn überhaupt, nur noch für die Betroffenen selbst möglich sein würden. *Das will ich hoffen. Man will ja nicht bei den Nachbarn ins Gerede kommen.* Dem stimmte ich voll zu. *Naja gut. Ich will Ihnen mal glauben. Aber wehe, ich entdecke da später was Privates von mir. Dann können Sie sich aber auf was gefasst machen!*, warnte er und wünschte dann aber doch noch eine *Gute Fahrt!*

Verblüfft war ich, wie ich im Gespräch geradezu von selbst auf grundsätzliche Fragen meiner Forschung stieß, vielmehr gestoßen wurde. Mit dem Aufschreiben von Informationen aus dem Alltag und dem Leben von Menschen richtete man unweigerlich Aufmerksamkeit auch auf Dinge, die privat sind und unter Umständen auch auf solche, die es besser blieben. Wie oft mochten Forschungsvorhaben in guter Absicht die Konsequenzen für diejenigen übersehen haben, die ungefragt zum Forschungsgegenstand geworden waren? Nach welchen Kriterien war zu entscheiden, wann Informationen zurückgehalten werden mussten und wann es ohne Bedenken vertretbar war, frei heraus zu berichten? Immer mit Augenmaß hieß es abzuwägen, zu welchem Zwecke die Erhebungen erfolgten und mit welchem Motiv darüber Erzählungen veröffentlicht werden sollten. In welchem Verhältnis standen die erhofften Erkenntnisgewinne zu den möglichen Beeinträchtigungen der Privatsphäre von Individuen? Inwieweit durften die Beschreibungen des Beobachteten zur Wahrung von Persönlichkeitsrechten Aussparungen enthalten, ohne dass diese dadurch allzu sehr an Aussagekraft einbüßten? In welchem Rahmen sollte die Vorgehensweise einsehbar und nachvollziehbar für die Beforschten

sein? Schlussendlich: Wie nähert man sich den Bewohnerinnen und Bewohnern, ohne ihnen zu nahe zu treten? Der Ethikkodex der American Anthropological Association empfiehlt dazu: Forscherinnen und Forscher müssen im Voraus festlegen, ob ihre Informationsquellen anonym bleiben oder erkannt werden wollen, und sie müssen alle Anstrengungen unternehmen, um diesen Wünschen nachzukommen. Die Forschenden müssen den Beforschten die möglichen Auswirkungen der Wahlmöglichkeiten darlegen und deutlich machen, dass trotz ihrer besten Bemühungen die Anonymität gefährdet sein kann.⁴⁸

In einem der obersten Stockwerke stieg eine Dame von vielleicht 30 Jahren ein. Zweimal hatten wir uns bereits im Fahrstuhl getroffen. *Magst du was zu trinken haben? Ich geh eh grad 'ne Kleinigkeit einkaufen.* Dankend lehnte ich das Angebot ab, freute mich darüber aber sehr. *Kannst gerne bei uns klingeln, wenn du durstig bist!* Als sie nach einer knappen halben Stunde zurückkam, erklärte ich kurz, welche Überlegungen mich hier in den Fahrstuhl gebracht hatten. Sie erwähnte darauf, dass sie zurzeit an einer philosophischen Arbeit schrieb. „Erkenntnistheorie“ und „Nietzsche“ waren mir diesbezüglich als Stichworte hängen geblieben.

Auf dem Weg hinunter stieg eine ältere Dame ein, die mich grüßte. Wenige Etagen tiefer stieg eine etwa gleich alte Dame dazu. Die beiden umarmten sich. *Na Mensch! Dich habe ich ja lange nicht gesehen,* sprach die eine zur anderen. *Und? Wie geht's ihr?,* fragte dieselbe direkt zurück, worauf die andere seufzend antwortete: *Naja, wie immer. Schlecht. Beschissen ...* Betroffen blickten beide einander an. Sie schwiegen und sagten sich damit doch viel. Unten angekommen wünschten sie mir einen schönen Tag. Als die Fahrstuhltür schloss, sah ich noch, wie sie sich draußen herzten, bevor ihre Wege sich trennten.

Anstelle einmischender Beobachtung war für mich in dieser Situation heraushaltendes Hinwegschauen geboten. Gleichwohl hatten die beiden Damen keineswegs den Anschein

48 Vgl. American Anthropological Association: Ethicocode.

gemacht, sich an meiner Anwesenheit zu stören. Vielmehr vermochten sie indes ohne Umschweife so zu tun, als ob ich gar nicht da sei. Ignorieren wäre nicht das richtige Wort dafür – eher schien es, als sprachen sie an mir vorbei. Reichte der Umstand, dass ich fremd war, aus, damit zurecht angenommen werden durfte, dass ich mit dem Gehörten nichts anzufangen wusste? Oder begünstigte meine uniformierte Rolle es vielleicht gar, mich als einen zur Diskretion angehaltenen Dienstleister anzusehen? – vergleichbar mit anderen Berufsgruppen wie beispielsweise Bartresen-Personal oder Taxifahrerinnen und -fahrern, die vertraulich mit Gehörtem und Gesehenen umgehen und darum wissen, dass es in ihrer professionellen Rolle schicklich ist, manche Dinge schlichtweg zu „überhören“ beziehungsweise zu „übersehen“. Sich herauszuhalten aus den Angelegenheiten anderer, sofern möglich, mag innerhalb eines Wohnhauses mitunter notwendige Voraussetzung sein für die Vermeidung von Konflikten. Die Wahrung diskreter Distanz war für das Zusammenleben von vielen verschiedenen Menschen auf engem Raum als Nachbarn von großer Wichtigkeit.

Dann geschah etwas Überraschendes: Vom Erdgeschoss aus ging die Fahrt hinab in den Keller. Dieser war, wie ich in diesem Augenblick herausfand, auch mit dem Aufzug zu erreichen. Mit dem Öffnen der Tür huschte ein kleiner Junge von vielleicht zehn Jahren herein. In einer Hand hielt er festumklammert einen Fünfeuroschein. *Danke!*, sagte er, nachdem ich seinen Fahrtwunsch ausgeführt hatte. Mit fragenden Augen schaute er mich darauf an. *Wer bist du?* fragte er. Ich verriet ihm meinen Namen. *Tschüss Sebastian!*, sagte er, als er ausstieg.

Bislang hatte ich noch nicht darüber nachgedacht, dass die Kellerräume ebenfalls mit dem Aufzug erreichbar waren, obgleich ich dies an der Steuerungsarmatur hätte ablesen können. Wie sich zeigte, funktionierte die Fahrt hinab nur, wenn das Drücken des Kellergeschossknopfes in Kombination mit einem Schlüssel geschah. Links neben dem dazugehörigen Knopf befand sich das Schloss dafür. Was der Junge da unten im Keller wohl gemacht hatte?

Eine junge Dame stieg ein, die Fahrt ging hinab. Sie schaute ohne Unterbrechung auf ihr Telefon, auf dem sie sehr eifrig tippte. Bei der Ankunft im Erdgeschoss wandte sie sich schwungvoll der Tür zu und entschwand, ohne noch einmal zurückzublicken.

Dies war eine sehr effiziente Variante, um Interaktion zu vermeiden – während Fahrstuhlfahrten und auch dem Rest des Lebens. Ich musste zumindest aber auch in Betracht ziehen, dass dies gleichwohl ein Weg sein konnte, sich der Einmischung meiner Beobachtung zu entziehen.

Hi! Die Kunststudentin stieg wieder ein – diesmal allerdings in einem anderen Stockwerk, als dem, in dem sie wohnte. Unter dem Arm trug sie ein gelbes Paket. Da schoss mir eine Frage durch den Kopf – wen sie denn eigentlich hier im Haus kannte, wollte ich wissen. *Gute Frage! Lass mich mal kurz überlegen.* Schon hatten wir das Fahrtziel erreicht. Ganz selbstverständlich stellte sie sich wieder in die Lichtschranke. *Also: Bei uns auf der Etage eigentlich alle. Und einen Stock über uns ist ja jetzt auch 'ne WG seit Kurzem. Da waren wir auf der Einweihungsparty. Meine Mitbewohnerin kennt da den Einen von der Uni. Abends waren wir schon ein paarmal oben bei denen. Die haben ja den Balkon nach Westen raus – da sitzen wir manchmal zusammen, trinken 'n Glas Wein und schauen der Sonne beim Untergehen zu.* Sie überlegte noch ein wenig weiter. Dann schlug sie auf das Paket – *Ach ja! Und dann natürlich das nette alte Paar, das für uns ganz oft die Pakete annimmt, wenn wir in der Uni sind. Die sind ja immer zu Hause. Ganz plüschig eingerichtet sind die, sieht man ja so'n bisschen, wenn man so reinguckt an der Tür.* Und sogleich fiel ihr noch jemand ein: *Und den netten alten Herrn, der immer was zu erzählen hat, den hast du ja bestimmt auch schon kennengelernt, oder?* Ich konnte mir gut vorstellen, wen sie damit meinte. *Naja, wenn man mal drüber nachdenkt – so anonym ist es eigentlich gar nicht.*

Das war ein entscheidender Moment. Sie hatte festgestellt, dass ihre ersten Aussagen über das nachbarschaftliche Leben im Haus und die Behauptung einer Anonymität nicht mit ihrer gelebten Realität übereinstimmten. Die Vermutung drängte sich auf, dass sie in den Überle-

gungen darüber, was sie mir als Forscher erzählen konnte, unwillentlich auf das in der öffentlichen Meinung gängige Vorurteil der Anonymität zurückgegriffen hatte. Hatten Erzählungen aus den Medien über das Wohnen in hohen Häusern womöglich die Erfahrungen der eigenen Wohnrealität überblendet? Dies zeigte: Herauszufinden, wie sich eine Situation wirklich für die befragte Person darstellt, war wahrlich ein schwieriges Unterfangen.⁴⁹ Die Methode der Einmischenden Beobachtung eröffnete die Gelegenheit, Gespräche und Befragungen in den Abgleich mit Beobachtungen zu bringen. Auf diesem Wege wurde es möglich, auf Ungereimtheiten zu stoßen, die zu erhellenden Erkenntnissen führten.

Im Erdgeschoss traf ich erneut auf den Herrn des Sicherheitsdienstes. *Mein Chef hat nichts dagegen, sagte er. Sie können erstmal weitermachen.*

Hallo, Sebastian! Der Junge, den ich aus dem Keller kannte, stieg wieder zu, dieses Mal im Erdgeschoss. In der einen Hand hielt er einen Schlüssel und in der anderen hatte er noch immer den Fünfeuroschein. *Darf ich mal?*, fragte er und bat mich, einen Schritt weg vom Aufzugstableau zu machen. Dort steckte er den Schlüssel in das entsprechende Schloss, betätigte dazu den Knopf mit der Aufschrift „K“ und setzte damit den Fahrstuhl in Bewegung in Richtung Keller. *Tschüss!* Ich winkte ihm nach.

Nun hatte ich miterleben dürfen, wie es mit der Fahrt in den Keller funktionierte. Doch was ging dort unten vor sich? Diese Frage würde unbeantwortet bleiben, denn in meiner Verblüffung war mir bedauerlicherweise nicht rechtzeitig in den Sinn gekommen, ihn danach zu fragen.

Mein nächster Fahrgast war eine alte Dame, die zum Gehen einen Rollator zu Hilfe nahm. *Guten Tag*, grüßte sie mich und schien beim Einsteigen nicht weiter verwundert. Ich erkundigte mich, wohin ich sie bringen durfte. *Runter bitte*, war der Wunsch. Sie

49 Vgl. Bourdieu, P. (2005b): 394.

lächelte. Nach einer Weile sagte sie unvermittelt: *Wissen Sie, Sie sehen so aus wie der junge Mann, der das Flugzeug zum Absturz gebracht hat. Hatte ich richtig gehört? Sie sehen aus wie der junge Mann, der das Flugzeug zum Absturz gebracht hat. Das war im Fernsehen.* Nun konnte ich ihre Worte mit dem Flugzeugunglück in Verbindung bringen, das sich gerade erst zugetragen hatte. Das Bild des Kopiloten, der den Absturz den Nachrichten zufolge in der Absicht eines erweiterten Selbstmords herbeigeführt hatte, rief ich mir vor Augen – meiner Meinung nach ähnelte ich ihm kaum. Das Einzige, das mir dazu einfiel, war zu versichern, dass ich das natürlich nicht gewesen sei. *Aber Sie sehen so aus!*

Es war immer mit dem Eintreten von Unvorhersehbarem zu rechnen.

Würden Sie mal mit anfassen?, fragte eine Dame, die in der dritten Etage – der zusätzlichen Kelleretage – mit einem großen Bücherregal aus massivem Holz wartete. Zweifelsfrei gebot es mir meine Rolle, gerade in solch schwerwiegenden Fällen mit anzupacken. Wie ich im Folgenden herausbekam, war ihr Sohn, den ich schon mit der nächsten Fahrt kennenlernen sollte, gerade dabei auszuweichen. Und so transportierte ich in der Folge noch eine ganze Reihe weiterer Möbelstücke und Umzugskartons bis vor die Haustüre, wo in der Fußgängerzone ein Transportwagen vorgefahren stand. *Danke für Ihre Hilfe. Hier, das ist für Sie!*, sagte die Mutter des jungen Mannes zum Schluss und überreichte mir eine Tafel Schokolade.

Dies war eine gute Gelegenheit gewesen, um sich im Zuge der Einmischung nützlich zu machen.

Hach! Na träum ich denn?!, rief eine Dame im Leopardenfellmantel, als sie ich im Fahrstuhl erblickte. An anderen hätte dieses Kleidungsstück womöglich schrullig wirken können, doch ihr hingegen stand der gemusterte Mantel so gut, als wäre er für sie gemacht. Sie schob einen Rollwagen mit mehreren Blumentöpfen darauf vor sich her. *Rücken Sie mal'n Stück junger Mann!*, sagte sie, während sie den Wagen in den Aufzug schob. *Einmal rauf in den ... bitte!* Wir setzten uns in Bewegung. *Darf ich fragen – was wird denn das, wenn's fertig ist?* Ich erklärte kurz mein wissenschaft-

liches Anliegen. Im Gegenzug wollte ich gern erfahren, wohin sie denn mit den Töpfen wollte. *Morgen geht's in Urlaub. Da stell ich die bei meiner Nachbarin unter. Wir haben zwar auch Schlüssel voneinander – doch die hier sind besonders pflegeintensiv. Damit sie da nicht jeden Tag rennen muss, bring ich sie ihr rauf.* Einen schönen Urlaub wünschte ich. *Danke! Ihnen viel Erfolg!*

Den Schlüssel einer Nachbarin zu verwalten, das war ein starkes Symbol für ein enges Vertrauensverhältnis und eine Beziehung, in der räumliche Nähe eine entscheidende Rolle einnimmt.

Ein Herr stieg ein, schaute mich an und drückte dann missmutig an mir vorbei den Erdgeschossknopf, schaute sodann still zu Boden und verharrte auf diese Weise bis wir unten angekommen waren. Wortlos stieg er aus.

Ein anderer Herr wartete in einem der oberen Stockwerke. Er stellte sich dicht neben mich und lehnte sich an die Spiegelwand. *Ich grüße Sie! Gut, dass Sie da sind. Einen Vorschlag in der Art, wie Sie das hier machen, haben wir der Hausverwaltung ja schon gemacht. Wir haben hier viel Lärm, wir haben hier jetzt viel Dreck, wir haben erhöhte Kriminalität. Glauben Sie mir: Es hat schon seine Gründe, wenn extra am Wochenende öfter Mal Polizisten kommen. Ist eine gute Idee von Ihnen! Wie lange wollen Sie das denn machen?* Zur Antwort gab ich ihm, dass ich vorhatte, zunächst eine volle Arbeitswoche, fünf Tage zu je acht Stunden meinen Dienst zu verrichten. *Von mir aus können Sie auch gerne länger bleiben!*, scherzte er. *Aber mal Spaß beiseite. Es mangelt an allen Enden. Das zeigt sich besonders auf den Hausfluren und in den Außenanlagen. Vom Treppenhaus will ich jetzt gar nicht anfangen. Haben Sie sich das schon angesehen?* Ich nickte. *Das war früher alles sauber. Wie sich's gehört für normale Menschen!* Zum Abschied streckte er mir die Hand entgegen. Schnell zog ich meinen weißen Handschuh aus. *Wir sehen uns!*

Der Herr sprach von einem „wir“. Er begriff sich als Teil einer Gruppe von Bewohnerinnen und Bewohnern. Dass diese Gruppe den Wunsch nach einem „Concierge“ bereits an die Verwaltung herangetragen hatte, um auf die

Verbesserung der Verhältnisse hinzuwirken, das war bemerkenswert.

Im Erdgeschoss warteten eine Frau und ein Mann. Als die Tür sich öffnete zögerten sie, wirkten beide stark verunsichert, stiegen dann auf meine höfliche Einladung aber ein. Auf meine Frage, in welchen Stock es denn gehen sollte, schienen sie nicht recht eine Antwort zu wissen. Er lehnte sich nach vorn, als ob er an mir vorbei zu den Knöpfen schauen wollte. Siebzehn, sagte er. In den obersten Stock also. Meine Abschiedsgrüße erwiderten sie in gebrochenem Deutsch. Dann bogen sie rasch nach links um die Ecke. Sie wirkten gehetzt.

Das anfängliche Zögern deutete ich später als Sorge, ertappt zu werden – ich konnte mich nicht des Verdachts erwehren, dass es sich um Hausfremde handelte, die in das Haus eingedrungen waren. Dies zu verhindern, wäre als Concierge wohl meine Aufgabe gewesen. Doch war ich bei strenger Betrachtung genauso als Fremder im Haus. Ihnen einen Verweis zu erteilen, dazu hatte ich mit Sicherheit nicht das Recht. Wichtig ist in diesem Kontext anzuerkennen, wie außerordentlich wichtig die Kontrollsicherung der Grenz- und Schwellenräume von Foyer, Aufzug, Etagenflur und Privatwohnungen für das Wohnen der Menschen und den Hausfrieden ist. Verletzungen dieser Grenzziehungen führen verständlicherweise zu Verunsicherung.

Im Erdgeschoss stieg der Herr mit dem Bilderrahmen wieder ein und grüßte mich, wie man alte Bekannte grüßt. Den Rahmen trug er noch immer bei sich. Nach wie vor sah dieser für mich defekt aus. Gesprächig war er dieses Mal nicht. Einen schönen Abend wünschte ich ihm. *Ja danke, Ihnen auch.*

Ist das nicht langweilig?, fragte mich ein weiterer Fahrgast. Höflich verneinte ich und wies darauf hin, dass ja ständig etwas passierte. Weiter sprachen wir nicht.

Nach so vielen Stunden im Aufzug wurde allmählich die Luft dünn, wobei sie sich eher dick anfühlte. Eine Weile schon stand die Kabine im Wartezustand still. In Gedanken

versunken, verweilte ich im hinteren Teil der Kabine, wo ich ein weiteres Mal die kleinen Anzeigen auf der Werbetafel an der Rückwand der Kabine betrachtete: Burger- und Pizzalieferservice, Glaserei, Elektronikwarenhändler, Schuhmacher, Fitnessstudio, Versicherung, Nachhilfeunterricht, Trödelmarkt, Schlüsseldienst, Massagestudio, Pflegedienst, Kampfsport und die Tanzbar „Miami“. Ein leichter Kopfschmerz stellte sich ein. Es war doch durchaus ein anstrengendes Forschungsabenteuer, dachte ich bei mir, als plötzlich die Tür öffnete. Selten kam es vor, dass jemand auf eben der Etage zustieg, auf welcher der Aufzug sich gerade befand.

Eine mir bereits bekannte Dame stieg ein und grüßte. Das Drücken des Erdgeschossknopfes übernahm sie selbst. Kaum, dass wir uns in Bewegung versetzt hatten, schien sie die schlechte Luftqualität zu bemerken. Sie warf mir einen verständnislosen Blick zu und betätigte einen Knopf der Aufzugssteuerung. Mit einem Mal setzte ein Rauschen ein und kurz darauf schon machte sich bemerkbar, dass die Luft merklich frischer wurde. Meine Überraschung war mir anzusehen. Ein wissendes Lächeln legte sich auf ihr Gesicht. *Gut, was?*

Wie war es möglich, dass mir der Ventilationsknopf in all der Zeit noch nicht aufgefallen war? Viele Stunden hatte ich in diesem beengten Raum verbracht – mit nur dem Ziel das gesamte Geschehen genau zu beobachten. Diesen überaus nützlichen Knopf aber hatte ich nicht erblickt, obwohl ich direkt danebengestanden hatte.

Ein junger Mann stieg im Erdgeschoss ein. Im Kopf zählte ich nach – vermutlich war das heute schon unsere fünfte Fahrt miteinander. Er ging an diesem Tag viel ein und aus. Doch gesprochen hatten wir kein einziges Mal. Im Spiegel kreuzten sich kurz unsere Blicke. Ich lächelte. Darauf brauste er auf: *O.K.! Verdammte Scheiße, ich will's ja doch wissen – was soll das hier?* Kurz und knapp erklärte ich, ich sei Wissenschaftler, dass ich mich für die Bewohnerschaft des Hauses interessierte und den Fahrstuhl für einen guten Ort hielt, um diese kennenzulernen. *Aha. Danke!*

Nicht selten ergriffen die Bewohnerinnen und Bewohner erst nach mehreren Fahrten die Gelegenheit zum Gespräch. Im Zuge der lang andauernden Aufenthalte wurde es möglich, auch mit denen in Kontakt zu kommen, die sonst eher weniger gut zu erreichen gewesen wären.

Einmal hatte ich einen offensichtlich fortgeschritten betrunkenen Herrn als Fahrgast. Nach einem Moment der Stille wandte dieser sich mir zu und sah mich mit glasigen Augen an. *Vielleicht kannst du mir helfen?* Um zu helfen war ich da, erklärte ich. *O.K., pass auf!*, begann er. *Ich hab' da diese Italienerin kennengelernt, Italienisch spreche ich nicht. Und mein Englisch ... Weißt du, ich bin jetzt schon einige Jahre in Deutschland. Mein Deutsch ist gut. Mein Englisch – naja geht so.* Das leichte Lallen beiseite gelassen, konnte er sich mir wunderbar verständlich machen, bekräftigte ich. Kurzum erkundigte ich mich, wie ich ihm zu Diensten sein konnte. *Schau mal hier!*, sprach er und hielt mir sein Smartphone vor das Gesicht. Dabei lehnte er sich an meine Schulter. Ich überflog den Verlauf eines Chats und folgerte, dass es wohl darum ging, ein Treffen zu vereinbaren. *Ich hab eine Italienerin kennengelernt. Ich will ein Date mit ihr machen.* Anschließend gab er mir die notwendigen Angaben zu Zeit und Ort und ich begann in Abstimmung mit ihm die entsprechenden Sätze zu tippen. Längst schon waren wir in seinem Stockwerk angelangt. Er stellte ein Bein in die Lichtschranke. Als die Verabredung endlich geglückt war, bedankte der Herr sich überschwänglich bei mir. Direkt darauf öffnete sich eine Wohnungstür und eine Frauenstimme war zu hören. In Komplizenhaft flüsterndem Ton lehnte er sich nochmal ganz nah an mich heran und flüsterte: *Meine Frau ... Du weißt ja, wie das ist als Mann. Knick Knack!* Er klopfte mir auf die Schulter und ging nach Hause.

War mein Handeln mit meiner Rolle vereinbar? War es ferner für mich als Forscher in Ordnung – und für mich, als Privatperson, als Mensch? Wie weit sollte die Einmischung gehen? Forscherinnen und Forscher müssen damit rechnen,

in jeder Phase ihrer Arbeit auf ethische Dilemmata zu stoßen,⁵⁰ heißt es im zuvor schon erwähnten Ethik-Kodex.

Eine Dame, an der mir besonders ihre abgewetzte Lederjacke auffiel, stieg ein und staunte nicht schlecht, als sie mich erblickte. *Hi! Was machst du denn hier?* Ich erklärte ihr knapp mein wissenschaftliches Vorhaben. *Schade, dass ich hier nicht wohne. Bin nur zu Besuch, wohne gegenüber. Willst du nicht bei uns weitermachen, wenn du hier fertig bist?* Das würde ich mir überlegen, versicherte ich und fuhr sie hinunter ins Erdgeschoss. Zum Abschied winkte sie. *Hoffentlich bis bald!*

Würde sich der Versuchsaufbau auf andere Wohnhäuser übertragen lassen? Geleitet durch ein Erkenntnisinteresse Schlüsselstellen im Zusammenhang von gebauter Umwelt und menschlichem Handeln zu identifizieren, um Fragen der Nutzung von (Wohn-)Architektur nachzugehen, das würde auch andernorts funktionieren. Die Methode der Einmischenden Beobachtung ist insofern übertragbar.

Zu später Stunde fuhr ich einen Herrn hinauf. Schweigend standen wir in der Kabine. Aus dem Augenwinkel musterte ich ihn. Er kam mir bekannt vor, doch zuordnen konnte ich ihn nicht. Beim Aussteigen lächelte er mich an und sagte: *Ich bin übrigens neulich hier steckengeblieben!*

Später fiel mir ein, wer es war, und ich nahm via Internet den Kontakt auf, um ihn für ein Gespräch zu gewinnen. Doch blieb meine Anfrage leider unbeantwortet.

Ha! Da sind Sie ja wirklich! Mit einem kräftigen Satz war eine Dame in weißem Bademantel und weißen Pantoffeln vor den Fahrstuhl gesprungen. Kurz vor knapp griff sie in die Schiebetür, um die Weiterfahrt aufzuhalten. Sie stellte ihren Fuß in die Lichtschränke und fing prompt an zu erzählen: *Ich wollte es meiner Nachbarin ja erst gar nicht glauben, wie sie mir erzählte, da steht ein junger Mann im Aufzug in Hoteluniform mit allem Drum und Dran. Sieht*

50 Vgl. American Anthropological Association: Code of Ethics.

ja schneie aus, muss man ja sagen! Etwas außer Atem fuhr sie fort: Aber sagen Sie mal – für wen machen Sie das denn? Ist das was Offizielles? Meine Nachbarin meinte, Sie sind von einer Uni. Stimmt das denn? Aber ist ja auch egal. Wissen Sie – manch einer erzählt ja viel, wenn der Tag lang ist. Was interessiert Sie denn nun ausgerechnet unser Haus hier? Naja – ich find das ja 'ne super Idee! Endlich mal jemand, der hier für Ordnung sorgt!

Ihrer ungezwungenen Kleidung wegen nahm ich an, dass sie wohl spontan aufgebrochen war, um mich aufzusuchen. Nun sprach sie munter drauf los: *Waren Sie schon mal in Miami? Wissen Sie – wir haben dort nämlich ein Ferienhaus. Da haben sie überall Security. Im Supermarkt an den Eingängen, in den Wohnanlagen. Einfach überall. An allen Ecken. Alles überwacht. Das müsste doch auch hier möglich sein!* Ich stellte sie mir vor im Vorgarten eines Bungalows, in Bademantel und Schlappen, den Gartenschlauch in der Hand unter tiefblauem Himmel auf saftig grünem Rasen ...

Hier wohnt ein Abschaum sag ich Ihnen! Die Wucht ihrer Worte riss mich aus dem kleinen Tagtraum. Halb wandte sie sich ab, sie schien etwas abzuwägen. *Haben Sie kurz Zeit?* Ohne eine Antwort abzuwarten erzählte sie weiter. Ich zückte unterdessen Zettel und Stift. Sie nickte: *Nur zu! Schreiben Sie das ruhig alles auf! Ist ja schön, dass sich endlich mal jemand interessiert. Es interessiert sich ja sonst keiner.* Energisch kreiste sie die Hand und deutete in Richtung Decke. *Hier! Wenn Sie mal schauen wollen. Schauen Sie sich das an. Seit Wochen schon ist die kaputt,* sagte sie und zeigte auf eine defekte Leuchte. *Ich sage Ihnen mal was – das machen die mit Absicht. Weil denen langweilig ist oder was weiß ich.* Kopfschüttelnd schaute sie zu Boden. *Wir haben ein paar schlimme Finger hier. Ist Ihnen ja vielleicht auch schon aufgefallen, was für schräge Vögel hier ein und ausgehen. Die Klingel haben wir schon längst abgestellt. Seit Jahren ist die nicht mehr an. Unsere Bekannten wissen das. Das ist wegen dem ganzen Gesockse, das sich hier rumtreibt. Die wischen mit ihren Schmutzfingern einmal über alle Knöpfe. Irgendeiner wird schon aufmachen.* Sie stemmte die Hände in die Hüften. *Man muss immer auf der Hut sein. Neulich erst fummelt da so einer mit Kapuze an der Tür rum. Hier bei uns auf der Etage bei einem alten Herrn. Das müssen Sie sich mal vorstellen! Der war ja sogar zu Hause! Hat man für sowas Worte?* Allmählich geriet sie in Rage. *Laut werden muss man da! Laut werden – das ist da das Beste. Security brau-*

chen wir! Sie glauben ja nicht, was hier manchmal los ist. Vorbilder gibt's ja genug, wie das gehen kann. Schauen Sie in Polen – da in dem großen Supermarkt – wie heißt denn die Kette? Da steht an der Kasse noch einer und packt ihnen die Einkäufe in die Plastiktüte. Und an jeder Tür Security. Das funktioniert, das kann ich Ihnen sagen.

Es wirkte auf mich, als hätte sie geradezu darauf gewartet, ihren Ärger loszuwerden. Eifrig schrieb ich mit. Alle Etagen sind unterschiedlich. Diese hier ist eine gute, berichtete sie. Ich nehme an, manche Wohnungen im Haus sind Anlaufstelle für Drogen-Deals. Komische Gestalten sieht man hier herumschleichen. Wir sehen das ja hier tagtäglich. Man will ja manchmal gar nicht so genau wissen, was da wirklich alles abgeht. Die meisten Gesichter kennt man irgendwann, zumindest vom Sehen. Aber bei den Zigeunern da unten zum Beispiel, andauernd seh' ich da andere Leute – da weiß ja keiner so genau, wer da nun eigentlich wohnt. Darf man ja nicht sagen, ne? Na aber ist doch so. Sie winkte ab. Ist's Ihnen aufgefallen unten – die Haustür? Die geht nach außen auf. Haben Sie gesehen? Und wissen sie wieso? Damit man Sie nicht eintreten kann! Das sagt ja nun mehr als tausend Worte. Ich frage Sie: Wo leben wir denn? Bedeutsam sah sie mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. Jetzt habe ich mich hier ja ganz schön aufgeregt. Aber es muss ja auch mal gesagt werden. Sie lehnte sich ein Stück nach vorn und sprach merklich leiser: Da sind ja zum Teil waschechte Kriminelle. Mitglieder von arabischen Clans treiben sich hier rum. Die Polizei war auch schon hier. Haben sie bemerkt, was hier teilweise für Autos rumkurven? Na, da möchte ich nicht wissen, wovon die bezahlt sind. Sie atmete tief durch. Haben Sie das zufällig gesehen neulich im Fernsehen? Den Bericht über kriminelle Großfamilien? Alle mit dicken Autos, aber Geld vom Sozialamt ... Was läuft denn da bitte nicht richtig? Sagen Sie es mir! Die machen da nicht einmal 'nen Hehl draus. Führen sich auf wie die Scheichs. Und was passiert? Nichts! Können nicht abgeschoben werden, weil sie ihren Pass ‚verloren‘ haben ... Na sagen Sie mal – das ist doch nicht normal! Und jetzt ist denen dann neuerdings eingefallen, dass sie ja eigentlich Syrer sind. Verscheißern kann ich mich auch alleine. Beantragen Asyl und lachen sich tot über unser Rechtssystem. Und unsereins finanziert diesen Irrsinn noch mit! Allah schickt Geld vom Himmel runter ... Es sprudelte nur so aus ihr heraus: Die pfeifen ja auf unser Gesetz. Und wenn die

Polizei doch mal einen Hopps nimmt, dann stecken alle unter einer Decke. Da treffen sich dann die Familienhäuptlinge und regeln das unter sich. Und Gefängnis schreckt die gar nicht ab. Im Gegenteil – das sehen die dann noch als Ehrung. Weil sie wissen, wenn sie einen verpfeifen, dann blüht ihnen viel Schlimmeres. Da hört's doch aber wirklich auf! Die leben hier nach ihren Stammesregeln – und wir sollen auch noch gute Miene zum bösen Spiel machen. Wenn uns ehrlichen Leuten dann doch mal die Hutschnur platzt, ist man gleich Rassist. Na schönen Dank auch. Sie machte eine Verschnaufpause.

Parallelgesellschaften sind das – ganz klar. Aber das darf man ja auch wieder nicht sagen. Und was erst in den Schulen los ist. Da haben sie einen Migrationsanteil bei den Kindern von 70% oder mehr ... Das war ja neulich in den Nachrichten, dass auf einer Schule sogar nur noch Ausländer sind. Na, das hat doch Folgen! Was glauben Sie, was da noch auf uns zu kommt? Von einer Nachbarin die Tochter arbeitet ja im Kindergarten. Da kommen die Eltern und machen regelrechte Ansagen, wie sie meinen, dass es zu laufen hat. Kein Schweinefleisch, Schwimmunterricht wollen sie nicht und so weiter. Wenn es nach denen geht, dann laufen bald alle Frauen wieder ver mummt rum oder was? Aber genau das ist es! Man muss sich mal klarmachen, worum es hier geht. Nämlich um unsere Werte. Und so, wie sich diese Großfamilien vermehren, da können Sie sich doch ausmalen, wohin das führt. Deswegen machen die das ja so. Desto mehr Leute die sind, desto mehr Macht haben sie. Das sagen die ja auch ganz offen. Müssen Sie sich wirklich mal anschauen, die Sendung.

Dann richtete sie sich unmissverständlich an mich. Und deutsche Akademiker, die bekommen ja keine Kinder mehr, oder kaum noch zumindest. Haben Sie Kinder junger Mann? Verneinend schüttelte ich den Kopf. Na sehen Sie. Da muss man doch nur eins und eins zusammenzählen. Erneut atmete sie durch. Jetzt hab' ich mich wieder verquatscht, nicht wahr? Sie haben ja vielleicht auch schon gehört, wie es dann immer heißt vonseiten der Politik: Ja, die Kinder haben es schwer in der Schule gehabt. Die können ja nichts Vernünftiges arbeiten. Wir müssen mehr für die Integration tun. Diskriminierung abbauen. Die können ja nicht anders ... Ich sage Ihnen mal, wie ich das sehe: Die wollen gar nicht! Die sehen das bei ihren 10 Brüdern und 100 Cousins, die alle dicke Autos fahren und teure Uhren haben und noch keinen

einzigem Tag im Leben anständig gearbeitet haben. Es muss doch nicht jeder Ferrari fahren. Oder wie sehen Sie das? Sie geriet kurz ins Stocken. Und wer weiß denn, wer da nun wirklich alles kommt mit der Flüchtlingswelle? Da soll mir einer erzählen, dass das nicht viele auch ausnutzen, um hierher zu kommen. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Wir sehen das ja auch in den Nachrichten. Das ist ganz fürchterlich mit dem Krieg. Den Leuten, die fliehen müssen, um ihr Leben zu retten, denen muss geholfen werden. Das meine ich, so wahr ich hier stehe. In komplizierten Ton fuhr sie fort: Ich habe ja nichts gegen Ausländer, wirklich nicht, aber ... Ich meine, die Behandlung der Flüchtlinge und so weiter, das macht schon einen Unterschied. Aber Sie sehen ja selbst. Sie deutete wieder in der Kabine umher und schüttelte den Kopf. Uns fehlt einfach das Verständnis, dass manche Leute das hier nicht wertschätzen. Sie verlagerte das Gewicht von einem Bein auf das andere. Wissen Sie, wir sind die Nachkriegsgeneration. Damals nach dem Krieg waren wir froh über alles, was wir hatten. Und da kommen nun Leute als Flüchtlinge und zerdeppern ihre Unterkünfte. Ihre Stimme begann zu beben: Die Leute schmeißen ihren ganzen Müll hin, wo sie grad stehen und denken, das ist egal. Da haben wir kein Verständnis für. Wir verstehen nicht, wie die Menschen so mit ihrem Lebensraum umgehen können. Betroffen blickte sie zu Boden und dachte einen Moment lang nach. Und wenn man dann mal was sagt, dann sind wir die Nazis – ‚Nazihure‘ habe ich schon gehört. Ich lasse mich nicht als Rassist abstempeln. ‚Christen und Juden raus‘, stand unten an die Wand gekritzelt. Muss man sich das wirklich bieten lassen? Aber mich wundert ja inzwischen schon nichts mehr.

Aber es wohnt sich super hier! Die Wohnung ist wunderbar. Das möchte ich doch auch erwähnt haben. Wir haben den ganzen Tag Licht, schwärmte sie. Wissen Sie, wir haben bei uns zum Beispiel noch immer die erste Küche drin. Ihr Gesicht hellte wieder ein wenig auf. Die haben wir seit damals! Natürlich andere Geräte, alles ganz modern, aber sonst. Die ist noch wie neu, sagte sie hörbar stolz. Man muss doch auch nicht immer alles neu haben. Verstehen Sie, wie ich das meine? Da könnte sich auch die Verwaltung viel sparen. Obwohl, gespart wird ja dafür an anderer Stelle, fügte sie mit Spott in der Stimme hinzu und mahnte: Es sind gute Wohnungen, das sollte man nicht so verkommen lassen! Schön war das früher! Etagenfestes gab es. Damals kannte man so ziemlich jeden. Der nette alte Kern! Sie legte eine Pause ein. Wegen Ihrer

Aktion jetzt hier, mit dem Rauf und Runter-Fahren, erinnert mich das an eine Feier von damals. Ein junges Pärchen hatte gerade ein Kind bekommen, einen Jungen, das weiß ich noch. Das fing ganz harmlos an bei denen auf der Etage. Waren ja viele junge Leute damals. Sie dürfen nicht vergessen, das war ja ein Neubau zu der Zeit. Aber auch ein paar alte Leutchen zogen ein, meistens in die kleinen Wohnungen. Na, auf jeden Fall hatten sie sich dort einen Wohnzimmertisch und auch einen Tapeziertisch einfach rausgestellt auf den Hausflur. Alle Türen offen – das kann man sich überhaupt nicht mehr vorstellen heute, wo man sich kaum noch traut, die paar Sekunden auf dem Weg zum Müllschlucker die Tür offen zu lassen. Nun also, da kamen dann zwei Herren im Laufe der feuchtfröhlichen Festivitäten auf die Idee, dass mit dem Kennenlernen auf das ganze Haus auszuweiten. Warum sich nicht ein wenig beschnuppern bei so vielen Leuten im Hochhaus? Da stellten die beiden also 'nen Beistelltisch und zwei Stühle in den Fahrstuhl und fuhren, auf Abruf quasi, immer rauf und runter. Und dann boten sie dabei allen die dazu stiegen was zu trinken an, da gab's nen Schnaps. So kamen wir auch dazu. Das kam, so weit ich mich erinnere, auch sehr gut an. Eine anonyme Beschwerde soll es später gegeben haben – von wegen Fahrstuhl blockiert. Aber das verlief sich dann im Sande. War ja auch nicht blockiert, zum Mitfahren war ja Platz. Warum erzähle ich Ihnen das? Naja, ich bin ja auch eine Quasselstrippe, nicht? Wieder legte sie eine Pause ein. War eine andere Stimmung damals. Tja, woran lag das? Wir waren überwiegend deutsche junge Leute, aber auch damals waren Italiener, Kroaten, Türken und wer weiß was noch mit dabei. Nee, man kann nicht sagen, dass da keine Ausländer waren. Aber insgesamt schon weniger Südländische als heute. Oh, da muss ich jetzt wieder aufpassen, was ich sage.

Nach der Wende ist es hier versifft. Das Umfeld hat sich total verändert. Die guten Geschäfte sind alle raus. Und die Alkoholiker, die vorm Supermarkt herumlungern, gehen hier hinters Haus zum Pissen. Verzeihen Sie meine Ausdrucksweise. Aber so ist es nun mal, sagte sie mit entschuldigender Miene. Der größte Knackpunkt war diese Einführung, dass man für Fehlbelegung zu zahlen hatte. In den 90er Jahren war das. Da gab das eine regelrechte Fluchtaktion. Ich zieh hier weg, sagten da viele. Das Viertel war toll. Es war alles sauber! Resignation legte sich über ihre Stimme. Wir hatten den Eindruck, dass die Verwaltung da regelrecht Werbung

gemacht hat beim Arbeitsamt. Ich weiß ja nicht, ob das stimmt, aber ich habe mal gehört, dass die wirklich mit dem Arbeitsamt zusammengearbeitet haben. Ausländer und Arbeitsunwillige – wer sonst keine Wohnung finden konnte, der wurde hierher gesteckt. So kam es uns zumindest vor. Naja, es hat schon immer so welche gegeben, die sich – aus was auch immer für Gründen, eben nicht aufraffen wollten oder konnten. Aber wenn man die nun alle auf einen Haufen tut, da braucht man sich dann nicht zu wundern. Insgesamt hat das das Niveau des Hauses sehr runtergezogen. Mir fehlt auch so ein bisschen das Freundliche, wissen Sie? Wenn sich doch nur alle ein bisschen bemühen würden ... Danke und Hallo. Na, ist denn das wirklich schon zu viel verlangt?

Jetzt ändert sich ja vielleicht wieder was. Es ist ja Gott sei Dank die Tendenz da, dass wieder jüngere Leute kommen. Und es kommen wieder mehr Deutsche jetzt. Das darf man ja so nicht sagen ... Das haben wir inoffiziell von der Hausverwaltung, sagte sie und legte sich danach den Finger an die Lippen. Eine Entwicklung, die positiv läuft. Ach, was haben wir gehofft! Endlich auch wieder junge Leute, WGs – das ist doch schön! Haben wir es überstanden? Sollte es wieder aufwärtsgehen? Man hört ja zurzeit viel wegen Mieterhöhungen und so weiter. Sie kennen das sicher. Neulich wurde hier ganz in der Nähe demonstriert. Gegen die Verdrängung von ‚Alt-Eingesessenen‘ sollte da ‚mobil gemacht‘ werden. Wissen Sie, da muss ich Ihnen ganz ehrlich sagen, wir hätten kein Problem damit, etwas mehr Miete zu zahlen, wenn dafür dann wieder mehr Ordnung ins Haus kommt. Wenn dann auch wieder mehr vernünftige Leute einziehen würden. Nicht nur so ‚ne Schweine, die alles aus dem Fenster werfen. Ich sehe das mit den teureren Mieten deswegen mit gemischten Gefühlen. Das muss man ja aber auch immer relativ sehen. Als wir hier damals eingezogen sind, da waren die Mieten zwar günstiger, man hat im Verhältnis aber auch weniger verdient. Über den Mietpreis kann man ja auch ein bisschen steuern, wer neu ins Haus einzieht. Ein gewisses Publikum kann man damit ausschließen. Wie in einem Restaurant, wo sie ja auch unter anderem über den Preis steuern, wer so kommt. Ich bin überzeugt, dass es dem Haus hier gut täte, wenn das Niveau wieder etwas hoch geht. Sonst haben wir ja inzwischen vor allem eine ‚internationale‘ Hausgemeinschaft. Das mit der Flüchtlingswelle, schlimm ist das. Natürlich ist das schlimm. Aber wir sind nun einmal kein Einwanderungsland. Von der Mentalität

der Menschen, die da kommen, ist das eben ein Problem. Das wird man doch wohl nochmal sagen dürfen! Ihre Augen weiteten sich, als sie sprach: Und die Politik wird ihre Strafe kriegen. Es spitzt sich zu! Irgendwann ist ja auch mal Schluss mit lustig. Warten wir's ab. Nun aber Schluss. Sie machte einen Schritt zurück und hielt kurz inne für ein paar Schlussworte: Na, wissen Sie, als ich Sie nun gesehen habe, da dachte ich schon – sollten unsre Gebete erhört worden sein? Ein Concierge wäre ja gar nicht schlecht. Angefleht habe ich die Verwaltung, immer wieder habe ich gesagt: Sicherheit brauchen wir hier! Security! Das ist schließlich ein Problem der Vermietung. Dieses ständige Kommen und Gehen hier, andauernd Fremde im Haus. Das ist doch kein Hotel hier!

Wohin würde die Fahrt gehen – rauf oder runter? Als den dramatischen Wendepunkt ihrer Wohngeschichte hatte die Dame die Wiedervereinigung benannt. Mit dem Fall der Mauer setzte eine, nun erst möglich gewordene, Abwanderung ins Berliner Umland ein, die Einführung der sogenannten „Fehlbelegungsabgabe“ verteuerte zudem das Wohnen für all jene Haushalte, deren Einkünfte geringfügig über den für das Wohnen im Sozialen Wohnungsbau festgelegten Einkommensgrenzen lagen. Viele der Bewohnerinnen und Bewohner zogen deshalb aus. Übrig blieben zu einem großen Anteil Geringverdiener und Erwerbslose. Es entstanden Orte, an denen sich die Ausgegrenzten der Gesellschaft sammelten.⁵¹ Die Abwärtsbewegung beschleunigte sich.⁵²

Von großer Bedeutung war in diesem Zusammenhang die Darstellung der Hausgemeinschaft in den Anfangsjahren nach dem Erstbezug des hohen Hauses. Berichtet wurde von äußerst intensivem Nachbarschaftsleben, das einst die Flure belebte. Dass die langen, dunklen Korridore sich gar für Etagenfeste geeignet hatten, das überraschte mich. Werden doch in manchem Wohnbauprojekt mit ehrgeizigem Aufwand großzügige Gemeinschaftsflächen

51 Vgl. Häußermann & Kapphan (2000): 221.

52 Vgl. ebd.: 158.

geschaffen, die später nicht genutzt werden – und in diesen dunklen langen Fluren fanden einst Feste statt!

Die Qualitäten der Wohnungen rückte sie hingegen in bestes Licht. Sie hoffte darauf, dass ein Ansteigen der Mietpreise das „Niveau“ der Nachbarschaft anheben würde. Dass die Dame bereit war, mehr Geld für die Miete aufzuwenden, wenn sich dadurch die Verhältnisse verbesserten, bedeutete jedoch nicht, dass sie nicht auch andere Möglichkeiten gutheißen würde, um dieses Wunschziel zu erreichen.

Wenn sie einen sachgemäßen und pfleglichen Umgang mit dem Wohnraum forderte, so wünschte sie damit doch im Wesentlichen nicht mehr als die Einhaltung der mietvertraglich geregelten Hausordnung. Ihren Unmut frei heraus mitteilen zu können, das musste ihr zugestanden werden. „Wir verständigen uns gemeinsam in einem offenen Prozess über das, was uns wichtig ist, welche Gründe für das eine oder gegen das andere sprechen“, so bringt Nida-Rümelin die Idee der Demokratie auf den Punkt.⁵³ Dies muss gültig sein und bleiben in einer demokratischen Gesellschaft – auch für Argumente und Ansichten, die unbequem sein können.

Durch manche dieser Bemerkungen mochten sich Kolleginnen und Kollegen, die zu den Themen sozialer, baulicher, ökonomischer Aufwertung von Stadtteilen forschten, möglicherweise vor den Kopf gestoßen fühlen. Denn das Forschungsfeld „Gentrifizierung“ ist in weiten Teilen bestimmt durch die Geschichten von einer geringverdienenden Bewohnerschaft, der ihr Lebensumfeld entrissen zu werden droht – und deren Konfrontation mit ökonomisch Stärkeren, die diese Verdrängung verursachen. Fälle wie der dieser Dame, die mögliche Mieterhöhungen in der Hoffnung begrüßte, dass es endlich zu baulichen, sozialen und symbolischen Aufwertungen kommen mochte, fanden in der deutschsprachigen wissenschaftlichen Literatur bislang kaum Erwähnung. Internationalen Studien, die posi-

53 Nida-Rümelin, J. (2016).

tive Effekte von Gentrifizierungsprozessen untersuchen, werden vielmehr zielgerichtet in Misskredit gebracht.⁵⁴ Ein prominenter Aufsatz, gegen den sich häufig positioniert wird, ist *Two Cheers for Gentrification* von J. Peter Byrne, dessen Hauptargument lautet, dass von der Entstehung von „economically diverse neighborhoods“ letztlich auch die bereits Ansässigen eines Quartiers profitieren könnten. Daran knüpfen Überlegungen an dahingehend, ob und inwiefern sich Gentrifizierung als ein Instrument einsetzen ließe, um Stadtteile, in denen sich ein hoher Anteil von Menschen in schwierigen Lebenssituationen konzentriert, zu „stabilisieren“. Wird darüber diskutiert, inwiefern benachteiligte Quartiere sich benachteiligend auf ihre Bewohnerschaft auswirken, so muss im Umkehrschluss folglich die Frage lauten, inwieweit die Ansiedlung von Menschen in stabileren Lebensverhältnissen unterstützend wirken kann.⁵⁵ In einer empirischen Studie der Humboldt Universität über Verdrängungsprozesse durch Gentrifizierung in Berlin heißt es: „Die Stadtforschung ist ein einäugiger Zyklop, agierend mit einer immensen intellektuellen Einseitigkeit, indem stets nur die Aufwertungsseite des Gentrificationprozesses betrachtet wird – nicht jedoch die andere Seite der Medaille: die Verdrängung. Dies ist wissenschaftlich unhaltbar und entbehrt jeder akademischen Vernunft.“⁵⁶ Dieser Vorwurf muss gleichermaßen gelten im Falle der Nichtbeachtung derjenigen, die den Aufwertungsprozessen ihres Wohnumfelds positiv gegenüberstehen. In diesem Haus hatte sich das Thema geradezu aufgedrängt. Für das Gelingen einer „guten“ Nachbarschaft bedarf es mehr als einer vitalen Zirkulation von Geldmitteln. Und physische Nähe alleine führt auch nicht automatisch zu wünschenswertem Austausch der Menschen. Doch spielen ökonomische Aspekte sowie engagierte Vorbilder eine entscheidende Rolle für die Lebenschancen der Menschen

54 Siehe zum Beispiel Helbrecht, I. (2016): 11; Holm, A. (2013): 53ff. Vgl. Byrne, J.P. (2003).

55 Ghaffari, L; Klein, J.L. & Wilfredo, A.B. (2018): 2.

56 Helbrecht, I. (2016): 11.

in ihren Nachbarschaften – dies kategorisch außer Acht zu lassen oder aus strategischen Gründen in akademischen Arbeiten unerwähnt, würde den wissenschaftlichen Erkenntnishorizont auf unzulässige Weise beschränken.

Was hatte sich durch die Einmischende Beobachtung über das Zusammenleben der vielen verschiedenen Menschen des hohen Hauses in Erfahrung bringen lassen? Die Einmischende Beobachtung und die Rolle des Liftboys hatten weit mehr Kontaktmöglichkeiten eröffnet, als ich im Vorfeld zu hoffen gewagt hätte. Während der Fahrstuhlfahrten kam es zu denkbar unterschiedlichen Begegnungen mit der Bewohnerschaft und anderen Menschen. Sicher sagen ließ sich, dass verschiedene Sprachen gesprochen wurden. Viele Menschen im Haus hatten türkische Wurzeln. Doch auch diese ließen sich keineswegs als einheitliche Gruppe fassen. Unter ihnen fanden sich unterschiedlichste Konstellationen – junge Paare, kleine Familien, große Familien, Singles ... Mehrmals fiel auf, dass zwischen Haushalten familiäre Bande bestanden. Vergleichbar verhielt es sich mit den größeren arabischen Familien im Haus. Auch fanden viele Besuche statt. Vorsicht war in diesem Kontext geboten bei vorschnellen Verallgemeinerungen. Das zeigte sich zum Beispiel an einem jungen Elternpaar, das aus Syrien stammte. Dieses kannte verschiedene Nachbarinnen und Nachbarn und pflegte engeren Kontakt vor allem mit Parteien ihres Stockwerks. In besonderem Maße verbunden mit anderen Haushalten, die auf irgendeine Weise einen arabischen Hintergrund hatten, waren sie nicht. Die Ähnlichkeit eines Migrationshintergrundes war kein gemeinsames Merkmal, das für sie auf herausgehobene Weise nachbarschaftliche Gemeinschaft stiftete. Von ihnen erfuhr ich unter anderem, dass sie, nun da ein zweites Kind auf dem Weg war, umziehen wollten in einen Bezirk am Rande Berlins, der grüner und bürgerlicher war. Ihr Ziel war es hinauszuziehen aus dem Zentrum der Stadt, um weiter heranzukommen an die „Mitte“ der Gesellschaft. Weiterhin fand sich eine kleine Anzahl an im weiten Sinne „afrikanischen“ und „russischen“ Haushalten im Haus, die einander kannten. Wenige andere hatten ostiasiati-

sche Wurzeln. Zudem gab es viele weitere Charaktere, die aus allen möglichen Winkeln der Welt stammen mochten. Einige Bewohnerinnen und Bewohner, die bereits seit den 1970er Jahren im Haus lebten, waren offenbar untereinander eng vernetzt und pflegten mitunter enge freundschaftliche Verhältnisse. Sie waren vom „alten Kern“, wie es manche von ihnen ausdrückten. Mehrheitlich waren sie „deutsch“, doch waren von „damals“ auch Parteien mit Migrationshintergründen dabei, darunter polnisch-, jugoslawisch-, griechisch- oder türkischstämmige, die in diesem Zusammenhang gleichermaßen als dazugehörend galten. Mein Eindruck war es, dass die Trennlinien anderswo verliefen, als lediglich entlang von Migrationsgeschichten. Vor dem Hintergrund nachbarschaftlicher Gruppenbildungen trat die Frage in den Vordergrund: Was brauchte es, um dazuzugehören? Eine Überlegung, die im Zusammenhang jedweder Ausformung von Gruppenidentität anzustellen war. Dies zeigte sich eindrücklich am Beispiel einer weiteren Gruppe im Haus: Unter den in den letzten Jahren Hinzugezogenen fanden sich solche, die sich selbst im Zusammenhang des Diskurses um Gentrifizierung als „Pioniere“ oder „Gentrifizierer“ wahrnahmen. „Mehr von uns“ seien es in den vergangenen Jahren geworden, vernahm ich. Mein Eindruck war es, dass den kritischen Selbsteinschätzungen der „Gentrifizierer“ nicht selten ein Anflug eines diffusen Schuldbewusstseins innewohnte. Konnte man jemandem, der gern zentral wohnen wollte und dabei auf eine verhältnismäßig günstige Miete angewiesen war, denn diesbezüglich einen Vorwurf machen? Und inwieweit lag die Entscheidung über die Wohnortstandortwahl überhaupt in ihren Händen?

Wer waren die sogenannten Gentrifizierer überhaupt? Einschlägige populärwissenschaftliche Veröffentlichungen zum Thema „Gentrifizierung“ benennen „Kunstschaffende und Kreative“ als treibende Kraft, die Aufwertungsprozesse in Gang setzt, die dann im weiteren Verlauf zu einem Anstieg des Marktwertes von Immobilien führen.⁵⁷

57 Vgl. Holm, A. (2013): 29ff; Twickel, C. (2010): 107f.

In wissenschaftlichen Studien finden sich ferner Bezeichnungen wie „statushöhere“ und „statusniedrige“ Bevölkerungsgruppen, die anhand von Einkommen oder Bildungsgrad objektiviert werden sollen.⁵⁸ Im Falle der Bewohnerschaft des untersuchten hohen Hauses ergaben sich durch die Anwendung dieser theoretischen Konzeptionen mehr Widersprüche als Erkenntnisgewinne. Vor diesem Hintergrund seien Abwägungen aus einem Gespräch wiedergegeben, das mit einer Dame aus dem Haus über die Frage „Wer sind die Gentrifier?“ geführt wurde. Die aus Deutschland stammende Künstlerin kam vor wenigen Jahren über einen Wohnberechtigungsschein zu der Wohnung im Haus, verfügte dem zu Folge über ein Einkommen, das weit geringer sein mochte als das einiger anderer – dennoch würde sie aber sehr wahrscheinlich zu den „Pionierinnen und Pionieren“ gezählt werden. Ihre direkten Nachbarn, das syrische Studentenpaar, von denen beide vor dem Abschluss des Masterstudiums in einer Ingenieurwissenschaft standen, fachlich hochqualifiziert waren und gute berufliche Aussichten hatten, würden ihrer Einschätzung nach aber eher nicht den „Gentrifiern“ zugerechnet. Ein namhafter deutscher Fotograf, der ebenfalls seit ein paar Jahren im Haus lebte und dessen Ausstellungen regelmäßig in den großen Tageszeitungen besprochen wurden, gehörte zweifelsohne zu den „Aufwertern“. Ein anderer Künstler wiederum, der schon seit Jahrzehnten dort wohnhaft war und mehr oder minder mit zum „Alten Kern“ zählte, tat es wiederum eher nicht. Klare Scheidelinien waren weder durch die Betrachtung akademischer Qualifizierung oder von Migrationsgeschichten zu erkennen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass es nicht doch ein ordnendes Prinzip gäbe, das im Inneren der Menschen seine Wirkung entfaltet und sie einander als Ihresgleichen erkennen lässt. Bestimmte Vorlieben des Geschmacks der Menschen werden in Abhängigkeit vom verfügbaren Finanzkapital, der genossenen Bildung und dem sozialen Status wahrscheinlicher oder unwahrschein-

licher.⁵⁹ Was jedoch bei der Betrachtung großer Fallzahlen einen Anspruch auf Verallgemeinerbarkeit erlangen mag, muss nicht zwangsläufig Rückschlüsse auf das Miteinander einzelner Individuen erlauben.⁶⁰ Auf das Themenfeld „Gentrifizierung“ bezogen ließe sich zum Beispiel sagen, dass es mit einer Steigerung von Wohnkosten wahrscheinlicher wird, dass unter denjenigen, die sich diese leisten können, der Anteil von Menschen mit höheren Bildungsgraden steigt. Für Antworten auf die Frage, anhand welcher Merkmale Menschen einander als von ähnlichem gesellschaftlichen Stande erkennen, bräuchte es jedoch andere Zugänge. Analytische Annäherungen, die systematisch den Lebensstil erfassen, könnten darüber Einsichten eröffnen. Im Zuge einer solchen Untersuchung sollten insbesondere der Ausdruck des Individuums in Sprache, Haltung und Kleidung, sowie gegebenenfalls die Einrichtung des bewohnten Raumes, eine zentrale Rolle spielen.⁶¹ Eine These könnte lauten, dass das Gemeinsame erkannt wird an der individuellen Nähe oder Ferne zu bestimmten Positionen im sozialen Raum, die sich in Entsprechungen des „Geschmacks“ ausdrücken.⁶² Bezeichnende Merkmale für Gruppenzugehörigkeiten könnten so vielleicht identifiziert werden. Für diese Forschung war der Umstand entscheidend, dass es in diesem hohen Haus Gruppen gab, zu denen sich manche zugehörig fühlten oder von denen

59 Vgl. Bourdieu, P. (1987): 277 ff.

60 Vgl. ebd.: 11.

61 Eine anleitende Grundlage hierfür würde das Kapitel „Der Habitus und der Raum der Lebensstile“ in Pierre Bourdieus Werk *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* sein. Ein Versuch, Bourdieus Theorie auf Wohnortpräferenzen unterschiedlicher Milieus anzuwenden, ist: Gebhardt, D. (2008). Dirk Gebhardt suchte mittels ausgeklügelter und sehr umfangreicher Fragebögen nach Zusammenhängen von Lebensstilen und Wohnmobilität.

62 Ob dies der „legitime Geschmack“ der herrschenden Klasse ist, der „gute Geschmack“ sozusagen, darüber wird weiterhin gerne gestritten. Christine Resch bezweifelt die Gültigkeit von Bourdieus Konzeption einer sozialen Hierarchisierung von Geschmackspräferenzen. Vgl. Resch, C. (2012).

sie sich abgrenzten. Wichtig war dabei die Erkenntnis, dass bei näherer Betrachtung die Verläufe der Grenzen einzelner Hausbewohnergruppen unscharf gezogen waren und dass es zudem Bewohnerinnen und Bewohner gab, die Verbindungen schafften, sozusagen Brücken bauten zwischen verschiedenen Personenkreisen.

Offenheit über den Sinn und Zweck der Forschung und Zurückhaltung gegenüber der Privatsphäre der Bewohnerschaft, das waren die beiden entscheidenden Voraussetzungen für das Gelingen des Experiments. Es kann nicht erwartet werden, dass Menschen darin einwilligen, zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Arbeit zu werden. Diese Vorannahme sollte jede Erforschung von Lebensrealitäten leiten. Drei grundlegende Fragen seien an dieser Stelle gestellt: Wie nähert man sich den Bewohnerinnen und Bewohnern, ohne ihnen zu nahe zu treten? Welches Eigeninteresse haben diese an einem Austausch? Wie weit sollte die Einmischung der Einmischenden Beobachtung gehen?

Noch einmal ging die Fahrt hinunter in das Erdgeschoss. Mit dem Öffnen der Tür wurde ich vier Herren in der Uniform des Sicherheitsdienstes gewahr. Im Halbkreis hatten sie sich vor der Fahrstuhltür positioniert. Allem Anschein nach hatten sie dort auf mich gewartet. *So Junge, jetzt ist Schluss! Du hast Hausverbot!* Der kräftige Mann mit dem imposanten Schnauzbart war unzweifelhaft der Anführer der Truppe. Sogleich tat ich einen Schritt heraus aus der Kabine und grüßte höflich in die Runde. *Darf man erfahren, wer Ihnen das erlaubt hat?* Ich erklärte, dass ich es mir sozusagen selbst erlaubt hatte, im Aufzug meine Forschung zu betreiben. Währenddessen zückte ich meine Visitenkarten von der Universität, drückte jedem der Herren eine in die Hand und erklärte kurz und knapp, dass ich mich im Rahmen meiner Forschung hier aufhielt, um das Haus und seine Bewohnerschaft kennenzulernen. Außerdem berichtete ich, dass für meine Aktion die Spielregel galt, sofort abzubrechen, sobald sich jemand damit unwohl fühlte. Und da dies für die Herrschaften der Fall war, zeigte ich mich selbstverständlich ohne Einwände bereit dazu, den Forschungsaufenthalt zu beenden. *Na dit is ja eigentlich 'ne janz pffiffige Idee! Hätten*

Se sich vorher besser mal ne Jenehmigung jeholt. So müssen wa die Nummer jetzt leider abbrechen. Aber vom Hausverbot woll'n wa mal absehen, sagte der Mann mit dem Schnauzer. Dafür dankte ich ihm herzlich. Eene Sache noch!, fuhr er fort. Würden Se sich nocheenma rinstellen? Darf ick nen Foto von Ihnen machen? Sonst globt mir dit nachher wieder keener. Wissen Se – wie da vorhin der Anruf kam und es hieß, da steht eener inner Uniform im Aufzug – wat mein' Se wie meene Frau da jekiekt hat. Und dit allet am ersten April ...

Während der Fahrten war ich auf viel Wohlwollen und Interesse gestoßen. Anschließend wollte ich Schlüsselfiguren für ausführlichere Informationen über die Entwicklung der hohen Häuser und deren Hausgemeinschaften gewinnen. Vor allem interessierte mich der Austausch mit langjährigen Anwohnerinnen und Anwohnern, als auch solchen neu hinzugekommenen, die in das Bild der „Gentrifier“ passten. Um passende Gesprächspersonen ausfindig zu machen, verfolgte ich verschiedene Fahrten. Unter anderem entwarf ich zu diesem Zweck ein Flugblatt, von dem ich eines in jeden Briefkasten im Haus einwarf. Dank der großartigen Unterstützung von Freunden und Bekannten konnte der Text nicht nur in deutscher, sondern auch in englischer, türkischer, russischer und arabischer Sprache abgedruckt werden. Es meldete sich niemand. Weitaus besser funktionierte es, möglichst vielen Menschen von meinem Erkenntnisinteresse zu berichten und verschiedene Veranstaltungen im Untersuchungsgebiet zu besuchen.

Gespräch mit E. & Gespräch mit C.

Gespräch mit E. In einer der obersten Etagen wohnte E. gemeinsam mit einer Freundin. Über einen gemeinsamen Bekannten war der Kontakt zustande gekommen⁶³ – die Information über mein Interesse an den hohen Häusern am Halleschen Tor und das Fahrstuhlforschungsexperiment hatte ich nach Kräften auch im Freundeskreis verbreitet. Beide Damen trugen die Familiennamen alter Adelsgeschlechter, wie ich auf dem Klingelschild nachlesen konnte.

Der Kontakt zur Hausverwaltung kam durch Freunde meiner Mitbewohnerin, sagte E. als sie erklärte, wie sie ins Haus gekommen waren. Die Hausverwaltung vermittelte uns dann an die Vermieterin. So wie es vorher war, hat man nicht gesehen, wie toll die Wohnung eigentlich ist. Wir haben das Potenzial gesehen. Wir wollten schnell rein und wir hatten die Zeit zu renovieren. Außerdem waren wir in Sorge, dass die Bauarbeiter die Wohnung zwar ‚modern‘ sanieren würden – dies aber nicht nach unseren Vorstellungen sein könnte ... Beispielsweise der schöne Betonboden, den sahen die Bauarbeiter nur als ‚Untergrund‘ an. Auch an der Leipziger Straße habe ich mir in einem der Hochhäuser eine Wohnung angeschaut – allerdings zum Kauf. Ich fand diese jedoch unverhältnismäßig teuer. Wir haben ja gar nicht nach Altbauten gesucht. Was wir wollten war: hoch, hell und zentral.

Dass die beiden Damen diese Wahl getroffen hatten verblüffte mich, da sie auf dem Berliner Wohnungsmarkt weitgehende Wahlfreiheit gehabt haben dürften. Sehr hatte ihnen am Herzen gelegen, den Wohnraum so weit wie möglich nach ihren Vorstellungen gestalten zu können.

„Furchtbare Leute im Fahrstuhl“ meinte meine Mutter damals ... – wobei sie eigentlich viel zu liberal ist, um so etwas zu sagen. Aber da ist es ihr rausgerutscht. Es war für mich die erste eigene Wohnung in Berlin. Sie war dann aber positiv überrascht. Die Räume sind voll mit Licht! Ich merke, dass mir die Wohnung gut tut. Sie wirkt sich positiv auf mein Gemüt aus. Alle Freunde mögen das gerne hier. Am Anfang war das voll die Sensation!

Es stellte sich mir die Frage, inwieweit die „furchtbaren Leute im Fahrstuhl“ womöglich Teil der „Sensation“ gewesen waren? Ungeachtet des persönlichen Motivs hatten sie sich dafür entschieden, die Nachbarhaft von Menschen zu suchen, die im sozialen Raum der Gesellschaft eine weit weniger privilegierte Position einnahmen als sie selbst.

Ich habe damals angefangen, Fotos von den neuen Nachbarinnen und Nachbarn zu machen. Dabei habe ich viele Wohnungen gesehen, wobei mich noch vielmehr die Lebensgeschichten interessiert haben. Auch die Junkies vom Halleschen habe ich mal angesprochen. Mich hat interessiert, weshalb sie gerade dort abhängen. Der Methadon-Doktor sitzt am Checkpoint Charly – und sie müssen 500 Meter Abstand von der Praxis einhalten. Ohne solche Regelungen bekäme man solche Einrichtungen nirgendwo durchgesetzt. Ich bin öfter mal im Hof und in der Umgebung unterwegs, um zu beobachten. Die KMA⁶⁴ und der Quartiersrat, das sind wichtige Institutionen hier. Ab und zu bin ich in dem neuen türkischen Café – die machen das ein bisschen besser als die anderen.

Früher haben wir unsere Wohnung öfter mal untervermietet an Feriengäste, wenn wir selbst auf Reisen waren. Das dürfen wir jetzt nicht mehr, dazu kam ein Schreiben der Hausverwaltung.

Wir hatten hier auch manche Party ... Da kam die Polizei mal zu zehnt – da fragten wir uns, ob die schlechte Erfahrungen im Haus gemacht haben?

Das Thema „Ferienwohnungen“ war mir in den Berichten der Bewohnerinnen und Bewohner bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht begegnet. Aus Neugier hatte ich auf dem Online-Portal „Airbnb“ nachgesehen und war fündig geworden: Erstaunlich fand ich, wie sehr die offerierten Wohnungen sich in ihrer Einrichtung ähnelten. Die investigative Studie „Airbnb vs. Berlin“⁶⁵ hatte durch das Zusammentragen zahlreicher Daten nachweisen können, dass es in der Hauptstadt mehrere große Anbieter gab, die sich als „Privatvermietungen“ tarnten. Im Falle der Wohnungen in den hohen Häusern war die frappierende Stilverwandtschaft des Mobiliars indes auf ähnlichen Geschmack der Bewohnerinnen und Bewohner zurückzuführen. Durch meine Recherche lernte ich ein paar von ihnen kennen und konnte mich davon überzeugen, dass sie die Wohnungen auch selbst bewohnten. Zu dieser Zeit gewann das Thema „Ferienwohnungen“ an Brisanz. Denn es zeigte sich zunehmend deutlich, dass sich solcherart Nutzung in mehrfacher Weise negativ auf nachbarschaftliches Zusammenleben auswirkte.

Alleine das man miteinander Fahrstuhl fährt, das macht viel aus. Im Haus haben wir eine ‚soziale Mischung‘, so wie man sich das vorstellt: die Alten, untere Mittelschicht, Migranten – wobei die Wohnungen für die Großfamilien zu klein sind. Und dann so Leute wie wir ... immer mehr. Wir mussten nicht nachweisen, dass wir ‚bedürftig‘ sind. Ich spreche die anderen – ‚Hipster‘ – extra nicht an im Aufzug. Nur weil wir beide Nike-Schuhe tragen, haben wir

65 Ein Werk von Alsino Skowronnek, Lucas Vogel und Jonas Parnow. Dieses studentische Projekt ist im Rahmen des Kurses »From Reading to Exploring – Visuelles Geschichtenerzählen im Datenjournalismus« im Wintersemester 2014/15 am Fachbereich Design an der FH Potsdam entstanden. Vgl. AirBnB vs. Berlin. Was sagen die Daten?

doch nicht unbedingt etwas gemeinsam. Ein Freund von uns ist übrigens auch in das Haus gezogen.

Für wahr – mit den Drogenabhängigen im Treppenhaus und den Aristokratinnen, die hoch oben wohnten, fand sich im Haus ein bemerkenswert weiter Bogen durch die Gesellschaft gespannt. Mit der Bemerkung „Leute wie wir“ zählte sie sich zur Gruppe junger, hipper Menschen, die ihrer Beobachtung nach vermehrt hierherzogen. Einen bleibenden Eindruck hinterließ die Bemerkung über die feinen Mechanismen sozialer Unterscheidung – ähnlicher Modegeschmack musste längst kein Hinweis auf weitere Gemeinsamkeiten oder gar gleichen sozialen Status sein.

Gespräch mit C. Freundlicherweise empfahl E. mich ihrem besagten Freund, der ebenfalls ins Haus gezogen war. Bald darauf besuchte ich ihn in seiner Wohnung.

Meine Vormieterin ist eine Designerin. Sie wohnt jetzt wohl in einer der Maisonette-Wohnungen ganz oben. Ich wohnte zuvor in einem Altbau, Hinterhaus, 1. Stock. Ich habe lange nach einer neuen Wohnung gesucht nach sehr spezifischen Kriterien. Mehr Licht! Bessere Lichtverhältnisse – das war entscheidend. Es war gleich klar, das ist es! Ich habe mich schon immer für 60er- und 70er-Architektur interessiert – Beton, brutalistische Bauten, Brutalismus. Dieses Häuserensemble hier wurde original geplant von Hans Scharoun und weitergeführt von Werner Düttmann. Die Qualität zeigt sich hier auch in den Details: Den Terracotta-Fliesen im Bad, der Steinplatte über der Heizung ...

Dass es in den obersten Stockwerken solche Wohnungen gab, die sich durch eine besondere Gestaltung von den anderen unterschieden, war mir bis dato nicht bekannt gewesen. Die Designerin, die die Vormieterin von C.s Wohnung gewesen war, hatte also im wahrsten Sinne des Wortes den Aufstieg geschafft. Das Interesse für Architektur- und Städtebaugeschichte und das Wissen um die berühmten Architekten der Nachkriegsmoderne war in diesem Zusammenhang wichtig – es zeigte sich darin die Wirkungsweise architekturgeschichtlichen Wissens im

Zusammenhang von Aufwertungsprozessen bestimmter Bauweisen. Michael Thompson stellt dies sehr anschaulich dar anhand des Beispiels viktorianischer Häuser in London, die heruntergewohnt und aus der Mode gekommen und auf dem Immobilienmarkt nahezu wertlos geworden waren – und später durch eine neue Bewohnerschaft mit überwiegend akademischem Hintergrund aufwendig modernisiert wurden. Veränderungen in der Wahrnehmung durch die sogenannte öffentliche Meinung nehmen ihren Anfang mit Interessengruppen, die über das kulturelle und ökonomische Kapital verfügen, um auf eine Umdeutung des Wertes von Objekten hinzuwirken.⁶⁶

Ich habe erst mit der Zeit gemerkt, wie gut die Wohnung ist – logisch und einfach geschnitten. Hier kann ich gut zwei Tage in der Wohnung bleiben, ich werde nicht von der Wohnung gezwungen, das Haus zu verlassen. Viele Freunde verstehen meine Wahl. Es ist ein ästhetisches Erlebnis, ein verbessertes Wohnerlebnis. Verkleinert, weniger Platz – ich musste mich schmaler machen. Die Reduktion hat einen befreienden Charakter. In meinem Freundeskreis sind viele daran interessiert, in die ‚Platte‘ zu ziehen. Sie merken, wie lebenswert das ist.

Zusammengenommen mit den Erzählungen von E. konnte demnach durchaus die Rede davon sein, dass sie „Pionierinnen und Pioniere“ waren, die einen Veränderungsprozess anstießen. Die Ausbreitung von Neuerungen erfolgt häufig in Form einer „hierarchischen Diffusion“. Typischerweise nimmt der Verlauf der Etablierung eines „Trends“ seinen Anfang unter Angehörigen der gesellschaftlichen Oberschicht und wird nach und nach in den unteren Schichten bekannt.⁶⁷ Strömungen in entgegengesetzter Richtung kommen vor.

Man hat hier ein viel besseres Gefühl für die Jahreszeiten, den Tagesverlauf, das Wetter und was in der Welt so los ist – die Bevöl-

66 Vgl. Thompson, M. (2003): 55ff.

67 Vgl. Knox, P.L. & Marston, S.A. (2001): 50ff.

kerung, die Begrünung. Hier bekommst du mit, wenn sich das erste Blatt vom Baume löst. Im Sommer wird's um halb vier morgens hell. Man bekommt die Bewegung draußen gut mit. Im 10. Stock ist man noch drin, noch Teil ... – nicht so wie bei E., so weit oben über der Grundhöhe. Das ist ganz was anderes – dort lebt man viel souveräner. Man sieht von oben, wie die Dinge in der Stadt zueinander liegen und man bekommt ein ganz anderes Gefühl für Distanzen. Die Gartenanlage unten im Hof, das ist ein unglaublich sozialer Ort. Intelligent angelegt mit guten Blickachsen – ich sitze da oft und lese.

Mit der Aussage über E.s „souveränen“ Wohnort „so weit oben“ gelang ihm eine augenfällige Analogie über die Entsprechung von sozialem Status und Wohnlage.

Es gibt so eine leise Konkurrenz unter den ‚Gentrifiern‘, das meine ich zu merken. Es ist so das Gefühl, dass man einander vorsichtig kritisch beäugt, mitunter wartet man betont lange, bis man sich grüßt. Manche Gentrifier empfinden sich als mehr ‚Avantgarde‘ als andere ... sehr codiert, die feinen Unterschiede. Die Gegend als solche ist für viele uninteressant – weil sie keinen Kiez, nicht das „nette Café“ et cetera hat. Doch man ist super angeschlossen: Zwei U-Bahnen, an der Grenze von Mitte zu Kreuzberg.

Mit seiner Ausführung zu den gelegentlich umständlichen Abgrenzungsbedürfnissen unter den Gentrifiern gab er mir den Wink zu den „feinen Unterschieden“ und damit zu erkennen, dass ihm die Sozialraumtheorie Bourdieus bekannt war und dass er die Vorgänge in seiner Nachbarschaft auch auf einer abstrakt-theoretischen Ebene bedachte.

Es wohnen sehr verschiedene Menschen im Haus. Eine ganz wichtige Funktion haben die arabischen und türkischen Familien – sie netzwerken viel, weichen Grenzen auf. Da bekommt man ganz überraschend Essen angeboten im Fahrstuhl. Dann wohnt hier irgendwo ein Säufer, den man manchmal singen hört – das ist sehr amüsan. Auf dieser Etage lebt eine türkische Familie, die sind allesamt unheimlich schön – die sehen alle aus wie aus dem Buche. Sie leben sehr zurückgezogen, sind offenbar streng gläubig. Die Frau

sieht mir nie in die Augen. Vor Kurzem gab es eine erste Kontaktaufnahme mit dem Jungen, das hat mich gefreut.

Er bestätigte, dass es mitunter enge Bande im Gebäude gab und dass manche mit ihrem Verhalten Querverbindungen innerhalb der Nachbarschaft schufen. Zudem benannte er den Fahrstuhl als wichtigen Ort des Aufeinandertreffens.

Ganz viel Kontakt habe ich zu meinem bosnischen Nachbarn, einem Kriegsflüchtling. Dieser Nachbar hatte ein medizinisches Problem, er hatte einen Schlaganfall und kann nicht mehr vor die Tür. Ich bin ja Mediziner ... Da habe ich geholfen, wo ich kann. Habe für ihn Arztbriefe interpretiert, ihn ein Stück weit betreut. Ab und an gehe ich mit ihm spazieren, erledige Einkäufe, habe ihm auch mal die Haare geschnitten.

Dieser Punkt erschien mir als außerordentlich bedeutsam. Denn der Diskurs über „Gentrifizierung“ war und ist geprägt durch dramatische Darstellungen von der Verdrängung ökonomisch Schwächerer durch Stärkere – die zweifelsohne auch stattfinden. Im deutschsprachigen Raum ist es sehr wesentlich Andrej Holm, der akademisch mit dem Begriff verbunden wird. Seit über einem Jahrzehnt betreibt er die Webseite „Gentrification Blog. Nachrichten zur Stärkung von Stadtteilmobilisierungen und Mieter/innenkämpfen“. In der populärwissenschaftlichen Streitschrift *Wir bleiben alle!* wird behauptet: „Über die Phänomene und sichtbaren Folgen der Gentrification besteht eine weitgehende Einigkeit: modernisierte und neugebaute Wohnungen, steigende Mieten, Umwandlung in Eigentumswohnungen, neue Bewohnerstrukturen sowie eine Veränderung der Einzelhandelsstruktur und die Verwandlung der Stadtteile in eine Bühne expressiver Lebensstile.“ Protestformen gegen Gentrifizierung sollten sich deshalb „gegen zugungswillige, innenstadtorientierte Mittelklassenmilieus richten“ und „die eigenen Wohngebiete mit einem möglichst schlechten Image [...] versehen.“ Zudem müssten sich „Aktivitäten gegen Aufwertung und Verdrängung vor

allem gegen die immobilienwirtschaftlichen Gewinnstrategien richten“.⁶⁸

Dass durch das Ansteigen des Mietniveaus in den vergangenen Jahren enorme Profite erwirtschaftet wurden und dass dieses Geschäftsmodell mit dem Austausch der Bewohnerschaft einhergeht, das dürfte unstrittig sein. Vor dem Hintergrund, dass benachteiligte Wohnviertel, in denen sich eine hohe Zahl von Menschen in schwierigen Lebenslagen zusammenfinden, zu benachteiligenden Adressen werden können, die die Lebenschancen der Anwohnerinnen und Anwohner verringern,⁶⁹ muss aber auch die Frage gestellt werden, inwiefern der Zuzug von Menschen in stabileren Verhältnissen stabilisierend auf solche Wohngegenden wirken kann.⁷⁰ Nur allzu oft wird sich im Diskurs um Aufwertungsprozesse in der Stadt einfacher Schemata bedient, wobei die Etablierten gegenüber den Ausgegrenzten, die Besitzenden gegenüber den Mietenden wie selbstverständlich als übeltätige Menschen stilisiert werden. Dies zeigt sich anhand von Arbeiten, in denen die positiven Effekte der Dynamik, die nun gemeinhin unter den Begriff „Gentrifizierung“ gefasst wird, als Werke von „Gentrification-Romantisierern“ in Misskredit gebracht werden.⁷¹ Wenn politischer Aktivismus zu einseitigen Darstellungen von Sachverhalten neigt, so liegt dies wohl in der Natur der Sache. Wenn jedoch Arbeiten, die vorgeben über Hintergründe und Wirkungsweisen aufzuklären und einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, nur eine Seite des Phänomens betrachten, so wäre dies „einäugig“ zu

68 Holm, A. (2013): 20f.

69 Vgl. Häußermann, H. & Siebel, W. (2004): 166ff; Häußermann, H. & Kapphan, A. (2004): 203–234; Volkmann, A. (2012): 9.

70 Eine Frage, über die viel geschrieben und geforscht worden ist: Zum „Quartier als Lernraum“ vgl. Häußermann, H. & Siebel, W. (2004): 166ff. Zum „Fahrstuhleffekt“ vgl. Häußermann, H. & Kapphan, A. (2004): 212ff; siehe auch: Kronauer, M. & Vogel, B. (2004); Häußermann & Kapphan (2000): 221ff.

71 Vgl. Holm, A. (2013): 53ff.

nennen.⁷² Mit Bedacht gilt es zu vermeiden, ungebührende Stereotypisierungen sozialer Rollen vorzunehmen. In den Worten Erich Kästners: „Man ist noch nicht gut und klug, bloß weil man arm ist.“⁷³

72 Vgl. Helbrecht, I. (2016): 11.

73 Das sagte Erich Kästners „Fabian“ im Disput mit einem Kommunisten und einem Nationalsozialisten, die zuvor versucht hatten, einander totzuschießen. Kästner, E. (2017) [1931]: 73.

Anwohnerinformationsabend

Anlässlich kürzlich bekanntgemachter Neuigkeiten zur Modernisierung der südlichen Friedrichstraße, war von dem sogenannten Quartiersmanagement zu einer Informationsveranstaltung eingeladen worden. E. hatte mich darauf hingewiesen, dass dies eine gute Gelegenheit zu werden versprach, um eine illustre Runde aus Anwohnerinnen und Anwohnern zu treffen. Eine gute halbe Stunde vor dem offiziellen Beginn hatte ich mich in der „Kiezzstube“ eingefunden. Auf Initiative des Quartiersmanagements wurde dieser Raum in der Ladenlokalzeile des Rondells als Ort für nachbarschaftliche Aktivitäten betrieben.⁷⁴ Aufmerksam verfolgte ich die laufenden Vorbereitungen. Ein Computer und ein Projektor wurden angeschlossen, Stuhlreihen zusammengestellt, Informationsblätter ausgelegt, zwei Damen trafen ein, die auf Tablett einen buntgemischten Imbiss bereitstellten.

An einer der Wände befand sich ein flächendeckendes Gemälde, das den Mehringplatz mit seiner Friedenssäule sowie die umgebende Hochhausbebauung zeigte. Bei der Betrachtung fiel mir etwas auf – nicht nur die hohen Häuser waren in Gänze durchgehend in grau gehalten, auch die Säule mitsamt der Statue des Friedensengels war aschfahl dargestellt – obgleich die Victoria doch von goldenem Glanze war. Die Wohngebäude wirkten so weitaus trister als sie es in Wirklichkeit waren. Von Leben erfüllt waren in dem Bild lediglich das kräftige Grün der Bäume und das Blau des Himmels. Für mich fand sich in dem Kunstwerk treffend das Vorurteil der trostlosen Eintönigkeit der Hochhausbauten veran-

74 Vgl. QM-Mehringplatz.

schaulich.⁷⁵ Einen Sitzplatz hatte ich im hinteren Teil gewählt, um einen möglichst guten Blick auf das Eintreffen der Gäste zu haben. Ein alter Herr schaute neugierig durch die große Fensterfront des Ladenlokals, bevor er eintrat. Zunächst grüßte er alle Anwesenden. Er wirkte mit ihnen recht vertraut. Dann trat er an die Reihe, in der ich saß, nickte mir zu und setzte sich zwei Stühle entfernt neben mich. Ausnahmslos alle anderen Plätze waren zu diesem Zeitpunkt noch frei. Immer mal wieder linste er zu mir herüber. Schließlich sprach er mich an: *Sie habe ich hier noch nie gesehen!* Selbstverständlich ließ ich mich nicht zweimal bitten zu berichten, dass ich zu Forschungszwecken an dem Informationsabend teilnehmen wollte. Er nickte interessiert. *Soso!* In diesem Moment kam eine ganze Gruppe älterer Herrschaften, die ihn sogleich freudig grüßten. Gleich mehrere Gespräche wurden untereinander begonnen. *Mensch! Wir haben uns ja ewig nicht gesehen!* Schlagartig füllte sich der Raum. Einzelnen, oft paarweise aber auch in Gruppen, kamen die Gäste. Viele, vor allem ältere Leute, hatten sich dem Anschein nach verabredet, um gemeinsam herzukommen. Zur Begrüßung gab es zahlreiche Umarmungen, hier und da wurden sogar Schmatzer ausgetauscht. Es wurde viel gelacht, die Stimmung war heiter bis fröhlich. Hier und da schnappte ich Gesprächsfragmente auf: *Aber sonst geht's euch gut, ja? – Ich hatte ja gehofft, dass du mal wieder in den Gottesdienst kommst! – Ist doch super, wenn mal was gemacht wird! – Na Mensch, hallo! Schön, dass ihr auch gekommen seid! – Das hat mir neulich meine Schwester erzählt. – Haben sie aber gut gemacht. Nee, find ich gut! – Sonntag fliegen wir wieder in die Schweiz zum Skifahren – Na das setzt ja nun dem Fass die Krone auf! – Habt ihr schon gehört? – So sieht man sich ja auch mal wieder! – Haben sie endlich eine Wohnung gefunden? – Ein paar andere Gesichter sind ja dabei. – Müsst ihr euch unbedingt anschauen! – Ist wirklich nicht leicht. – Ihrem Mann geht's ja jetzt zum Glück wieder besser! – Man kann ja hier nicht auf einmal von Hals über Kopf alles ändern. – Ganz ganz lieben Dank nochmal! Da hat sie sich ganz doll drüber gefreut. – Fahrt ihr noch mal weg? – Dann müssen wir uns wirklich mal wieder treffen, ja? – Naja, wir sind ja nun auch nicht mehr*

75 Einige Zeit später fand ich das Gemälde überarbeitet, farbiger und fröhlicher vor.

die Jüngsten. – Das ist noch einer, dem man abkauft, dass er auch wirklich meint was er sagt! – Na, das ist am Ende ja auch immer dasselbe Gesülze. – Was macht denn euer Sohn? – Sonst sieht man sich ja ewig nicht. – Zum Geburtstag kamen die Enkel vorbei und haben ein Ständchen gesungen. – Man kann nicht meckern!

Längst war die angekündigte Startzeit überschritten. Eine Organisatorin ging herum und bat die Gäste höflich, Platz zu nehmen, denn man wollte nun allmählich anfangen, wie sie immer wieder betonte. Das Team des Quartiersmanagements stellte sich wartend in einer Reihe vor der Projektionsfläche ihrer Präsentation auf. Weitere fünf Minuten verstrichen, bis das Gemurmel der Gespräche nach und nach abklang.

Liebe Bewohnerinnen und Bewohner, liebe Bürgerinnen und Bürger, wir freuen uns, dass sie so zahlreich erschienen sind. Wie sie ja alle wissen, ist das Leben in den Hochhäusern anonym. Es besteht ja eine gewisse Anonymität. Vielleicht auch erzwungen durch das Wohnen im Hochhaus. Von der Architektur werden sie ja ein Stück weit in die Anonymität gezwungen. Man bleibt sich ja doch immer ein Stück weit fremd ...

Vor dem Hintergrund dieses Nachbarschaftsnetzwerkes war die nachdrückliche Betonung der „Anonymität“ des Wohnens in den hohen Häusern mehr als erstaunlich, ja eigentlich unerklärlich.

Im Anschluss an die Veranstaltung gelangte ich wie von selbst in muntere Gesprächsrunden – die neuen Informationen waren ein Gewinn: Ich erhielt den Hinweis zu einer Informationsveranstaltung zu den anstehenden Sanierungsarbeiten im hohen Haus. Auch mit der Neugestaltung des Platzes beschloss ich mich auseinanderzusetzen. Doch zunächst ergab sich die Gelegenheit zu einem Gespräch mit dem alten Herrn, der sich zu Beginn neben mich gesetzt hatte.

Gespräch mit R. Das Haus gegenüber

Ich hab's ja mit Kakteen und Sukkulenten. Herr R. und ich saßen beisammen im neuen türkischen Café (das es laut E. etwas besser machte als die anderen). Es befand sich im Erdgeschoss des Gebäudeblocks schräg gegenüber dem Hochhaus der Fahrstuhlforschung. Dieser Teil des Hochhäuser-Ensembles gehörte einem privatwirtschaftlichen Immobilienunternehmen.

Kakteen sind Pflanzen, die naturgemäß viel Sonne brauchen, viel Licht. Und ich stand irgendwann auf dem Hochbahnhof am Halleschen Tor, musste auf den Zug warten und guckte so hier in diese Richtung. Da dachte ich – Mensch! – da sind ja jede Menge Wohnungen mit Riesen-Fenstern und Balkonen. Gehst'e einfach mal hin und guckste. Ich hab' damals noch in Charlottenburg gewohnt. Gehst'e also hin und hab mit denen gequatscht, war natürlich 'ne ganz, ganz andere Hausverwaltung als heute. Aus gestalterischer Sicht und aufgrund der Lage in der Stadt ist die Wohnung toll und die viele Sonne auf dem Balkon ... Die Wohnung habe ich mir damals gar nicht richtig angeschaut – als der Hausmeister mir die Tür aufgemacht hatte, da wusste ich: o.k., o.k. alles o.k. Da musste er mir gar nix zeigen oder erklären. My Home is my Castle. Meine Wohnung, das ist fast wie mein Schloss. Das bedeutet mir viel!

Also, meine Wohnung – ich bin ja ein Sammlertyp ... ich gehe kontinuierlich auf die Flohmärkte. Das ist für mich Therapie. Da kann ich abtauchen. Da kenn ich keine Krankheit. Das ist inzwischen wie eine Sucht – das ist eine Sucht. Und ich habe meine Sukkulenten-Pflanzen. Den Winter über stehen sie in der Wohnung. Da bin ich jetzt grad wieder dabei, mühevoll alles auf den Balkon zu transportieren, an ihren Sommerstandort. Letzte Nacht schien mir Frost zu sein. Da habe ich in einer Nacht- und Nebel-Aktion mit viel Aufwand alles zugedeckt. Das stachelt ja und so ... Da

habe ich die halbe Nacht gearbeitet. Ich habe etwa 140 Pflanzen. Da muss ja was getan werden. Die müssen mal umgetopft werden, mal umgestellt, mal gegossen und mal das und mal jenes. Und jetzt sind sie noch zugedeckt. Ich bin noch nicht dazu gekommen, sie wieder aufzudecken. Übrigens – wussten sie, dass es Mescalinkakteen gibt? Solche habe ich auch. In botanischen Gärten halten sie die unter Verschluss ... Ich habe also viel zu tun. Mein Tag müsste länger sein! Das sollten Sie sich aufschreiben: Der Tag ist 24 Stunden lang, aber unterschiedlich breit. Das passt in allen Lebenslagen!

Wenn ich an die Hausverwaltung schreibe, dann schreibe ich immer – weil mir das zu viel Arbeit ist, in den Mietvertrag zu gucken – ich wohne in ihrem Objekt seit circa 25, 30 Jahren. Das war hier eine ganz andere Situation damals, extrem anders, aus vielerlei Sicht. Da haben hier in dem Haus, in dem ich wohne, viele Amerikaner gewohnt, die am Checkpoint Charly Dienst taten – der ist ja vor der Haustür. Es war extrem ruhig damals. Ich habe oft den Hausmeister angesprochen: ‚Sagen sie mal, wohne ich hier alleine? Ich höre keinen, ich sehe keinen. Die Wohnungen waren ja vermietet. Aber das waren normale arbeitende Menschen – so, wie ich auch. Das war paradiesisch – ganz, ganz ruhig. Sie haben aber mitten in der Stadt gelebt. Damals waren die Mieter anders zusammengesetzt. Die Mitbewohner waren harmlos, sag ich jetzt mal. Und es waren nicht so viele und – das kann man positiv als auch negativ sehen – nicht so viele Nationalitäten. Wir haben ja heute extrem viele Nationalitäten hier im Kiez, hier im Haus und in der Schule, überall. Also mich stört das nicht, ich find das sogar noch originell. Eine Zeit lang wohnten hier auch Hong-Kong-Chinesen. Alles extrem ruhige Leute. Sie haben praktisch keinen gesehen. Ich kam nach Hause und die Anderen hatten wohl auch Feierabend, schauten fern oder gingen zu Bett oder mussten Überstunden machen. Nicht eine einzelne Person habe ich gesehen. Ich sehe keinen, ich höre keinen, ich treffe keinen. Und ich konnte auch keine Kontakte zu Nachbarn pflegen. Da hatte ich gar keine Zeit für – ich hatte ja 0,0 Zeit. Weder vom Sehen noch vom Lärm, nicht einen Einzelnen kannte ich damals. Ich dachte ich wohne alleine in einem Riesenhaus.

Und dann, zur Wende: Das war ein Drama, als die Mauer gefallen ist. Da ging der Karneval nachts um zwei, da ging der los. Man konnte nicht schlafen, man konnte kaum aus dem Haus

gehen, konnte kaum ins Haus gehen. Und die Banken wurden belagert wegen des Begrüßungsgeldes. Weil das so extrem war, da kann ich mich verdammt gut erinnern. Als die Mauer fiel, da bin ich gar nicht ins Haus reingekommen, das war gar nicht möglich. Auf jeder festen Fläche, da standen Menschen. Ich musste irgendwie über die Beete, über den Rasen laufen, ich konnte an diesem speziellen Tag nicht auf direktem Wege in meine Wohnung laufen. Den Bahnhof Hallesches Tor, den haben die damals gesperrt, weil Lebensgefahr war. Da konnte man die Züge von Osten kommen sehen. Die kamen im Schrittempo, ein Zug nach dem anderen, die sind nicht nach Fahrplan gefahren. Es war ein Drama. Das ist die reine Wahrheit.

Dann bin ich zum Potsdamer Platz gefahren – da war ja noch Grenzübergang. Und da hatten sie – da gab's die Mauer ja noch – da hatten sie irgendwo improvisiert ein Loch in die Mauer gehauen und nur Schotter hingekippt – und da strömten die Massen durch, die quollen richtig – also wie ein Lavastrom – die quollen richtig da raus: Fußgänger, Kinderwagen und alles. Und ich hatte offenbar eine strategisch gute Stelle. Ganz in meiner Nähe standen dann der Weizsäcker und der, ich weiß jetzt nicht, wer der Bürgermeister gerade war – wer war denn das?⁷⁶ Nun, die standen ein paar Meter neben mir und die guckten sich das Schauspiel verständlicherweise auch an. Alles dicht von Menschen. Schlafen konnte man nicht. Es wuselte ja die ganze Nacht.

Das andere Extrem habe ich auch erlebt – den Mauerbau, den Tag des Mauerbaus. Da hatte ich gerade mein Studium beendet. Am 13. – hören Sie jetzt genau hin – 13. August 1961, es war ein Wochenende, weiß nicht, ob Sonnenabend auf Sonntag oder Freitag auf Sonnabend – das weiß ich jetzt nicht mehr. Ich habe mir die Nacht in der Stadt um die Ohren geschlagen und gehe dann zum Bahnhof Zoo, S-Bahnhof Zoo, um nach Siemensstadt zu fahren – da hatte ich meine Studentenbude. Der Bahnhof war gerammelt voll von Menschen, also sie kriegten kaum 'nen Stehplatz. Und ich dachte noch, da muss lange kein Zug gekommen sein – war ja logisch. Und dann gab es eine Ansage von einer Frau über die Lautsprecher: ‚Der Zug Richtung Westen verzögert sich auf unbestimmte Zeit.‘ So weit so gut. Zehn Minuten später eine erneute Durchsage – ich muss gleich heulen – ‚Da kommt überhaupt kein

76 Es war Walter Momper.

Zug mehr, die Russen haben dicht gemacht.‘ Die Leute haben alle geschrien. Aber es gab keine Demo. Die sind alle mit hängendem Kopf aus dem Bahnhof gegangen und das war’s. Das weiß ich noch wortwörtlich: ‚Da kommt überhaupt kein Zug mehr. Den Osten haben sie dicht gemacht.‘ Dann bin ich zu Fuß nach Hause. Mein Gott, das vergesse ich nie. Die Stimme, die höre ich heute noch. Und da war keine Panik. Als diese Information kam, da war ein kurzer Aufschrei. Man kriegte es ja mit’m Hammer vor den Kopf. Aber dann sind die Leute relativ ruhig aus dem Bahnhof raus. Mit hängendem Kopf hinaus aus dem Bahnhof. Die werden alle gegrübelt haben – was bedeutet das, oder dachten an die Oma in Ostberlin und an wer weiß was alles. Das weiß ich noch wie heute.

Aus der ‚Neuzeit‘ aber kenn ich verdammt viele. Die Leute auf meiner Etage alle, immer schon. Und alles, was alte Mieter sind, die kenne ich. Also die Älteren kenne ich alle! Wir sprechen oder wechseln ’n Wort: ‚Weißte schon ... haste auch ’ne Mieterhöhung gekriegt?‘ und so weiter. Die Dinge um’s Haus eben. Ich erinnere mich ja an 1000 Leute. Hier wohnt jetzt auch einer aus’m Senegal. Was für mich interessant ist – ich bin ja früher viel gereist – wir quatschen immer ganz euphorisch. Ich habe ihm das mal erzählt und der ist immer happy, wenn er mich sieht – und ich freu mich ja auch. Er sitzt im Rollstuhl und hat mir mal erzählt, er ist irgendwie Dozent an ’ner Uni. Aber die Details weiß ich jetzt nicht mehr. Ich freue mich ja über jedes Männchen ... Ich empfinde das positiv! Ich spreche ja mit allen Leuten. Die Leute sprechen mich auch auf der Straße an, ich werde ja dauernd angesprochen, es lässt sich ja nicht vermeiden, wenn sie hier aus der Haustür kommen: Touristen, die den Stadtplan verkehrt rum halten ... Wenn es auf meinem Weg liegt, dann quatsch ich die an und die kriegen ihre Auskunft. Wir sind ja ganz international. Jetzt haben wir ja alles. Naja, Promis haben wir wohl nicht – nicht das ich wüsste. Also für mich, wo ich viel gesehen habe und in vielen Ländern war ... Ägypten, Senegal, Thailand – da freue ich mich, dass ich auch hier connections zu anderen Nationalitäten habe. Aber manche Mieter, die noch nie aus ihrer Hütte gekommen sind, die empfinden das als negativ. Mit den Chinesen, wenn ich die ab und an treffe, da umarmen wir uns auf dem Bahnhof. Weil ich mit denen ja immer gequatscht habe ... Die haben hier mal gewohnt. Das waren Hong-Kong-Chinesen.

Nachbarn sind heute ganz wichtig für mich. Ohne meine Nachbarn würde ich gar nicht mehr leben!’, sagte R., lüftete seine

Schirmmütze und zeigte eine sehr große Narbe an seinem Kopf. *Wenn nicht durch Zufall Bewohner meine Situation wahrgenommen hätten ... Ich bin irgendwann einfach aus den Latschen gekippt und bin irgendwann im Krankenhaus aufgewacht. Die Chancen waren wohl 50/50. Ich will das gar nicht wissen. Ich sage mal: Wenn meine Nachbarn nicht gewesen wären und spontan eingegriffen hätten, dann wäre ich wahrscheinlich hinüber gewesen. Ich war ja komplett balla-balla. Das hat mir beinahe den Rest gegeben. Von mir war fast nix mehr über ... Es haben mich dann auch Nachbarn besucht im Krankenhaus. Na, und hier wohnt ein altes Paar, bei denen rufe ich jeden Morgen um 08:30 Uhr an und gebe Bescheid, dass ich nicht tot in der Ecke liege. Wir haben intensiven Kontakt und wir profitieren beide davon.*

Immer reibungslos geht das nicht vonstatten in unserer Wohnanlage. Nicht so lange her, da klopfte einer seinen Teppich aus. Da musste ich dann auch schon mal nach oben brüllen. Weil ich auf dem Balkon gesessen und gefrühstückt habe. Da versauen die mir mein Frühstück! Und das nächtliche Lange-auf-Sein, das ist ja was typisch Orientalisches. Da ist es ja tagsüber sehr heiß, da findet viel Leben nach Mitternacht statt, auch mit den Kindern. Das ist dort nachts wie bei uns tagsüber – sie werden munter. Ich muss manchmal schon die Tür aufmachen und brüllen: ‚Geht’s ein bisschen leiser?‘

Mit dem Niedergang unseres Hauses, das war ein schleichernder Übergang. Das war nicht von einem Tag auf den anderen – das ging schleichend. Das haben sie gar nicht gemerkt. Und plötzlich sieht das Treppenhaus so aus, wie es heute aussieht. Das ist eine Entwicklung gewesen, auch mit den Bewohnern. Mit der Art, wie die Hausverwaltung handelt oder eben auch nicht. Das mit den Treppenhäusern, das ist wirklich ein Jammer! Das war früher alles sauber, picobello. Also so, wie es sich gehört. Die Treppenhäuser sind doch gedacht für den Notfall. Es darf ja gar nicht sein, dass sie da über leere Flaschen stolpern oder dass da ein Einkaufswagen drinsteht. Unter mir ist mal ’ne Wohnung vollkommen ausgebrannt, vollkommen – da war hier Rambazamba! Das mit den Treppenhäusern, das ist – abgesehen von der Optik und Hygiene – das ist eine grobe Fahrlässigkeit, eine extrem grobe Fahrlässigkeit von der Hausverwaltung. Also ich weiß nicht, wie die Devise bei denen zurzeit läuft. Vielleicht ist man der Auffassung, wir lassen das als Saustall, das schreckt ab – dann wird’s nicht noch schlimmer ... Die

Polizei kam neulich gezielt wegen der Treppenhäuser. Das ist doch schlimm! Es hat sich auch neulich mal ein Mieter erbartet, selbst privat das Grobe zu beseitigen. Aber lange gehalten hat's nicht ... Hier wird auch massiv gedealt. Und wenn Sommer ist, dann treffen die sich an einer bestimmten Stelle und machen Happening und trinken. Diese Typen kenn ich ja. Ich pflaum' die ja auch an. Und die pflaumen ja auch mich an. Die legen mir auch mal 'ne tote Ratte in den Weg. Ja, solche Spielchen machen wir auch – wenn die merken, ich komme da. Wir haben ja jede Menge Ratten hier ... Extrem ist das alles erst so seit zwei, drei Jahren. Das scheint heutzutage eine Hausverwaltung zu sein, die am wenigsten tut – also für die Mieter, für die Außenanlagen, für die Treppenhäuser. Im Hausflur und den Außenanlagen, da mangelt es an Sorgfalt. Ich habe schon mehrfach Führungen durch die Außenanlagen gemacht und darauf immer wieder hingewiesen. Ein Jahr später: nix gemacht, neuer Besitzer. Da sag ich: Leckt mich am Arsch! Wir haben zwar einen Wachschutz, der durchläuft. Aber was nutzt das? Wenn die da einmal durchlaufen in so einer großen Wohnanlage. Da kann man nur lachen. Ich merke nix von dem Wachschutz. Ich habe schon erlebt, dass in eine Wohnung eingebrochen wurde am helllichten Tage. Das weiß ich, das war an meinem Geburtstag. Es gab Überfälle, tagsüber – die Ganoven wurden zum Glück gepackt. Es lässt sich nicht leugnen, dass wir hier ein krimineller Ort sind. Doch das hören wir nicht gerne. Wir mögen auch nicht, dass das geschrieben wird – da sprechen wir nicht gerne drüber. Wir wollen, dass unser Kiez positiv bewertet wird. Also, hier ist immer was los. Ich habe mich schon lange drum gekümmert, dass wir vielleicht 'ne Briefmarke für den Mehringplatz bekommen. Und die Wohnung, die Wohnung, die ist gut!

Am Supermarkt, da haben die ja auch einen Wachmann. Das ist ein Afrikaner. Ich renn' da rum und da ist 'n Afrikaner, der kommt ganz freundlich auf mich zu, begrüßt mich mit Handschlag und salutiert. Ich denk noch – verflix nochmal – kennst'e den? Rundherum hier die Geschäfte, die sind ja nachts alle verriegelt und verrammelt, Jalousien runter, Gitter davor, das gab es so früher gar nicht. Da hatten sie beleuchtete Schaufenster, da konnten Sie bummeln gehen, konnten in die Schaufenster gucken und so. Das war 'ne ganz andere Welt. Hier in der Wohnanlage gab es eine Bank und gegenüber gab's auch noch eine Bank.

Hier nebenan, wo das Wettbüro drin war, da steht ja das Ladenlokal nun leer. Und ich sage, das ist ja der schönste Laden auf der Friedrichstraße. Von der Architektur her, mit den hohen Räumen und dem vielen Glas, viel Höhe – wenn ich jünger wäre, das sage ich Ihnen, dann käme dort mein Kakteenladen rein. Die Leute würden sich die Nase am Schaufenster plattdrücken. Das haben sie bei mir damals auch getan – wissen Sie, ich hatte ja viele Jahre lang einen Kakteenladen in Charlottenburg, am Savignyplatz. Da waren ja viele Restaurants und Lokale rundherum. Und nachts, wenn die Leute aus den Kneipen kamen – ich habe ja immer lange mein Schaufensterlicht angehabt, bis um eins oder länger – da haben sich die Leute dann nachts die Nase plattgedrückt und kamen dann vielleicht sogar am nächsten Tag, um sich was zu kaufen. Das war noch die Anfangszeit meines Ladens. Es war ein unterkellertes Altbau, ziemlich marode. Naja, und irgendwann merkte ich: Ich habe Ratten im Laden. Für die Kinder habe ich öfter Bonbons hingestellt – und da sehe ich eines Tages – Mensch, da liegt doch Bonbonpapier unten ... und ich sah da mein Butterbrot ausgewickelt, das lag irgendwie unten. Da denke ich: Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu! Da hat sich dann auch die Hausverwaltung drum gekümmert. Wochen später, ich hatte das Thema schon ganz vergessen, da quatscht mich 'n Typ auf der Straße an und sagt: ‚Du, das wollte ich dir schon immer mal erzählen – da neulich, nachts, mit deiner Beleuchtung – die Kakteen, der Sand – und die Ratten – das war ja irre! Tolle Idee!!‘

Unten auf dem Platz, da haben sich jahrelang immer Trinker getroffen. Das machte nicht ganz so einen guten Eindruck für die Besucher – es sind ja jede Menge Touristen, die hier vorbeikommen. Da ist das Quartiersmanagement darauf gekommen, diese speziellen Leute auszusiedeln und denen einen anderen Platz zuzuweisen. Dieser Platz ist außerhalb des Mehringplatzes, aber noch hier in dem Areal. Und das haben die auch recht gut angenommen. Da gab es Leute, die täglich zu diesen Leuten hingegangen sind und mit Engelszungen geredet haben: ‚Passt mal auf, wir machen es euch da schön und bitte, bitte, bitte ...‘. Denn deren alter angestammter Ort ist innerhalb der Fläche, die jetzt neu gestaltet werden soll. Deshalb ist es ein Anliegen, dass der neue Platz für die Trinker qualitativ verbessert wird – sodass, wenn der Mehringplatz nun wieder neu gestaltet sein wird, die möglichst nicht zurückkommen. Das wird sich zwar kaum verhindern lassen,

aber das ist das Ziel. Wenn die woanders verdrängt, irgendwo gescheucht werden, dann kommen die hierher. Und das Parkhaus nebenan, da ist ja jetzt 'n Gitter drum – wie im Affenkäfig. Da haben ja Obdachlose richtig gewohnt, möbliert mit Sperrmüll. Das soll ja jetzt abgerissen werden. Das steht auf der Abschlusliste, also Abriss. Aber diese Leute, die sind ja trotzdem da. Die sind ja da! Das ist eben so, dass es Alkoholranke gibt, dass es Drogensüchtige gibt. Und die halten sich irgendwo auf. Es gibt ja viele. Ich sehe das ja, bin ja viel unterwegs. Mich kennen die schon, die Trinker und die Dealer. Aber es geht auch nicht immer alles gut, darauf verlassen sollte man sich nicht. Wissen Sie – man muss wissen, wie man damit umgehen kann, mit so einem Überfall. Man muss ins Gespräch kommen! Sprechen, sprechen, sprechen – egal, ob über das Wetter oder was weiß ich. Man muss ins Gespräch kommen. Das lenkt die Ganoven ab, das bringt die auf ... – ich will nicht sagen, dass sie vergessen, dass sie einen beklauen wollen – es geht ja ums Klauen, das können sie nicht verhindern. Aber sie verhindern noch Schlimmeres, weil sie haben dann eine Beziehung zu dem. Sie müssen sehen, dass sie ins Gespräch kommen. Ne dumme flockige Bemerkung, vom Inhalt ist's scheißegal – das ist in prekären Situationen sehr hilfreich – connection machen, dass man die ablenkt. Und während sie Zeit schinden, da können sich ja neue Möglichkeiten ergeben.

Die Hausverwaltung will mehr Miete haben. Wenn sie sich den Saustall im Treppenhaus mal ansehen ... Der Brief kam gleich mit so 'ner Anlage, mit einer Androhung: Wenn ich mich weigere, dass sie das juristisch in Gang bringen wollen. Ich weiß jetzt nicht mehr die genaue Formulierung – also viel Tralala mit dabei. Und man sollte unterschreiben, dass man damit einverstanden ist. Ich habe viele Leute gefragt, habt ihr auch eine Mieterhöhung gekriegt? Mein Name hat keinen guten Ruf bei der Hausverwaltung ...

Ich habe ja eine geringe Rente. Ich habe schon überlegt, ob ich irgendwo Betteln gehe. Meine Miete packe ich mit Mühe. Ich habe weniger Bargeld zur Verfügung als ein Hartz4-Empfänger. Unterstützung kann ich schwer beantragen. Da heißt es: ‚Ihre Wohnung ist zu groß.‘ – Nun suchen Sie sich mal 'ne kleine Wohnung! Ich kenne Nachbarn, die sagen: ‚Wir haben eine große Wohnung. Früher haben hier unsere zwei Kinder gewohnt. Wir würden jetzt gerne in eine kleinere Wohnung umziehen.‘ Aber wenn sie hier unsere Hausverwaltung ansprechen, dann ist die kleine Wohnung

genauso teuer wie die große oder sogar teurer. Resümee: Die Leute sagen: ‚Naja, dann bleibe ich in meiner großen Wohnung. Ich will die zwar gar nicht mehr, aber ich bleibe wohnen.‘ Das ist der Knackpunkt! Die warten ja, dass die Leute sterben. Und wenn die Wohnungen frei werden, dann verdoppeln sich die Mieten. Da müsste man vom Gesetzgeber ’was machen. Da stimmt doch ’was nicht! Ich bin körperlich jetzt auch nicht mehr in der Lage umzuziehen. Was soll ich den Zirkus machen? Ich kann’s nicht.

Wenn ich Langeweile hätte und noch arbeitsfähig wäre, da würde ich mir jetzt – denn ich weiß ja, dass gebaut werden muss, gebaut werden muss, gebaut werden muss! – da würde ich persönlich durch die Stadt laufen und mir Flächen dafür ausgucken. Man wird Häuser aufstocken müssen. Das ist ja lebensnotwendig. Da führt kein Weg drum herum. Mal hier und dort ein Hochhaus dazwischenschieben, wo es irgendwo geht. Wenn ich von meinem Balkon schaue Richtung Hochbahn, also in Richtung Süden – da gibt es ja diesen großen Parkplatz. Der schreit förmlich nach Bebauung. Das ist nur eine Frage der Zeit. Das muss sein. Und es ist naturgemäß, dass Anwohner das nicht gerne sehen – Verschattung, Lärm, mehr Mieter und dann fehlen die Kinderspielplätze oder Garagen und was weiß ich ... Doch für mich ist das selbstverständlich. Das ist erforderlich. Dass das nun für den Einen oder Anderen einen Nachteil mit sich bringt, ist auch logisch. Aber wir können ja nicht das Bauen einstellen. Und die aktuelle Situation ist so, dass wir Wohnungen brauchen – da kann man jetzt nicht den Kopp in den Sand stecken. Es ist ja gut, wenn die Dinge in Angriff genommen werden. Doch angenehm ist’s nicht immer für alle. Im Haus gegenüber – das sind ja arme Schweine! Die haben technische Probleme und die haben, glaube ich, Ersatzwohnungen gekriegt. Immerhin kommen von denen viele zu den Treffen.

Immer schon waren verschiedene Nationalitäten unter diesem gemeinsamen Dach zu Hause gewesen. Konflikte aufgrund mangelnder Rücksichtnahme gab es inzwischen jedoch weit öfter. Gleichwohl nahm R. die Vielfalt an Menschen als eine Bereicherung wahr – das betonte er

mehrmals. Damit reihte er sich gewissermaßen in die Tradition Georg Simmels ein.⁷⁷

Am Rande hervorzuheben ist die Information, dass sich seiner Angabe nach unter den Älteren im Haus einige befanden, die grundsätzlich gern in kleinere Wohnungen umziehen würden – davon aber absahen, weil es sie teurer zu stehen käme, als ihre größeren Wohnungen mit den alten Mietverträgen.

Betrübt sprach er vom „Niedergang unseres Hauses“. Heutzutage prägten zu seinem Bedauern viel Lärm, viel Dreck und erhöhte Kriminalität das Wohnumfeld. Zwar gebe es das Engagement Einzelner, dem Übel entgegenzuwirken – auch er selbst war kontinuierlich aktiv – doch gegen die Kraft fehlgeleiteter Zerstörungswut und die Untätigkeit der Hausverwaltung schien ihm dies hoffnungslos. Erneut zeigte sich: Die Frage, welches die Bedingungen dafür sind, dass Menschen sich verantwortlich fühlen und Verantwortung übernehmen für den Raum, in dem sie leben – und das nicht alleine, sondern in Nachbarschaft mit anderen – sie ist es wert, dass ihr nachgegangen wird.

77 Die „Sozialität“ im Sinne Simmels, schreibt Sennett, „verlange, dass man die Anwesenheit von Fremden als wertvoll begreife“. Sennett R. (2012): 60.

Sanierung. Informationsveranstaltung

Ihr Haus hat alles andere, als das, was wir unter einer ‚normalen‘ Planung verstehen. Der große Raum – ein Veranstaltungsraum im Gebäude nebenan des hohen Hauses der Fahrstuhlforschung – war prall gefüllt mit bekannten Gesichtern. Eine angespannte Stimmung lag in der Luft. Die Bewohnerinnen und Bewohner sahen eine strapaziöse Zeit auf sich zukommen.

Das haben wir so nicht geplant. Normalerweise machen wir die Planung lange im Voraus. Das ist hier anders. Es liegt nicht daran, dass unsere Mitarbeiter unfähig sind. Was sonst auf sie zugekommen wäre, das wollen Sie gar nicht wissen ... Individuelle Fragen wollen wir heute Abend nicht beantworten. ‚Was passiert mit mir persönlich?‘ – das werden wir hier heute nicht klären. Weil, das ist bei jedem völlig anders. Das ist alles ganz heftig, wenn es anfängt – wie ein Erdbeben. Wir stellen Ihr Leben auf den Kopf. Das hört sich erstmal alles sehr dramatisch an. Ja, es ist nicht alles rosarot ... Am Ende freuen Sie sich, wenn sie in einer modernisierten Wohnung wohnen.

Die absolute Mehrheit der Leute hat ja schon die Beton-Sicherungen an den Loggien. Ursprünglich geplant waren normale Fassadenmaßnahmen. Wir als landeseigene Wohnungsbaugesellschaft haben uns nun doch dazu entschieden, eine Komplettmaßnahme zu machen. Wir werden das Gebäude umfangreich energetisch sanieren. Sie merken, jetzt geht es wirklich um das gesamte Gebäude. Wir haben ja in Ihren Wohnungen alle möglichen Konstellationen seit 1974. Wir machen individuelle Termine in Ihren Wohnungen, wo wir all diese Dinge aufnehmen ... Wir haben lange überlegt: Wie können wir das machen, ohne dass Sie ausziehen müssen? Wir nehmen den gesamten Boden raus. Das

geht nur, wenn die Wohnungen leer sind ... Alles andere wäre einfach zu kompliziert gewesen. Wir werden Stück für Stück die unterschiedlichen Trakte bearbeiten. Danach können Sie, wenn Sie wollen, dann wieder in Ihre Wohnung einziehen. Die Alternative wäre, das Haus ganz leer zu lassen. Ich glaube, das ist so auch für die Mieter am besten. Wir werden in diesem Jahr anfangen ‚umzusetzen‘. Wir wollen uns einen gewissen Vorlauf schaffen. Wir werden gucken, wie ist Ihre persönliche Situation? ... Der Mietzins in der Ausweichwohnung wird der jetzigen entsprechen. Ob Sie ein Sonderkündigungsrecht geltend machen können, da muss man individuell schauen. Das ist auch für uns eine Herausforderung. Falls Sie sich schon immer mal verändern wollten, so werden wir Sie natürlich dabei unterstützen. Ganz klar, es kommt auf jeden Fall zu Lärmbelästigungen. Muss ich leider so sagen ...

Kann man sich in den Wohnungen dann überhaupt aufhalten?, kam als Zwischenruf von einer Bewohnerin. Ich arbeite von zu Hause aus! Die Antwort auf diese Frage überraschte: Mir fällt da erstmal ein, dass sie eine Wohnung haben und keinen Arbeitsplatz. Ein Raunen ging durch das Publikum. Blicke wurden untereinander gewechselt, vereinzelt nickte man sich komplizenhaft zu. Die große spannende Frage, die viele betrifft, so ging es weiter: Die Mieterhöhung, die sie erwarten können ... Wir brauchen uns nichts vorzumachen – am Ende geht es um die Finanzen. Da muss man jeden Cent dreimal umdrehen. Gerade in einer wachsenden Stadt ... Es werden Fördermittel auf die Mieten umgelegt. Aus meiner Sicht sind die Modernisierungskosten moderat: 28 Cent pro qm. Das ergibt immer noch eine gedeckelte Miete. Wir halten unsere Versprechen ein. Das ist eigentlich so der Ablauf im Groben. Vielen Dank für ihre Aufmerksamkeit!

Im Anschluss versammelten sich einige Anwesende draußen in der Fußgängerzone. Gruppen wurden gebildet, Informationen ausgetauscht und einander Unterstützung zugesichert. *Gut, dass wir hingegangen sind!*, sagte mir eine aus dem Haus bekannte Fotografin. *Hat sich auf jeden Fall ganz gut angefühlt.* Sie empfand, dass derartige Zusammenkünfte der Nachbarschaft das Gemeinschaftsgefühl im Haus stärkten: *Man guckt sich dann irgendwie anders an, wenn man so miteinander Fahrstuhl fährt.*

Nachdem es länger schon Gerüchte gegeben hatte, die sich um einen Verkauf und gar einen Abriss des Gebäudes

drehten, kam diese Bekanntgabe doch überraschend – denn sowohl die landeseigene Wohnungsbaugesellschaft als auch das Stadtentwicklungsamt des Bezirks Friedrichshain-Kreuzberg hatten meine Nachfragen zu diesem Thema stets damit beantwortet, dass nichts dergleichen geplant sei. Verständlich war mir aber, dass beide Institutionen ein Interesse daran hatten, die Informationshoheit über solche wichtigen Meldungen zu behalten. Lag darin auch der Grund für die Ablehnung meines Forschungsvorhabens begründet? Die zunächst sehr entgegenkommende Reaktion auf meine Anfrage schlug schließlich damals zu dem Zeitpunkt in Ablehnung um, als der Begriff „Aufwertung“ gefallen war.

Die rege Beteiligung an der Informationsveranstaltung fand ich bemerkenswert. Ein weiteres Mal zeigte sich auf äußerst eindrückliche Weise, dass die nachbarschaftlichen Verhältnisse keineswegs „anonym“ waren. Womöglich war es das gemeinsame „Problem“, das vereinigend wirkte. Und was sprach in einer freien Gesellschaft von Individuen dagegen, dass die Einzelnen ihre Leben unabhängig gestalteten und sich erst dann miteinander verbündeten, wenn ein gemeinsames Interesse einen Anlass dazu gab? Insbesondere die Gespräche im Nachgang der Veranstaltung zeigten meiner Einschätzung nach deutlich den Willen, im nötigen Fall zu kooperieren. Die Nachbarinnen und Nachbarn „kooperieren, um etwas zu schaffen, das sie allein nicht schaffen könnten“.⁷⁸

Verwundert war ich über so manche Wortwahl der Vertreterin der Wohnungsbaugesellschaft, die in einigen Fällen wenig glücklich gewählt wirkte. Gespannt war ich darauf zu erfahren, wie das Eingehen auf die „persönlichen Situationen“ in der Praxis aussehen würde. Dies in Erfahrung zu bringen, bot sich mir schon bald darauf die Gelegenheit.

Wohnungsbegehung

Kurze Zeit nach der offiziellen Informationsveranstaltung begannen die angekündigten Besichtigungen der Wohnungen des hohen Hauses der Fahrstuhlforschung. Eine Bewohnerin, im Folgenden D. genannt, hatte mich gefragt, ob ich bei diesem Termin dabei sein wollte. In Begleitung zweier Techniker erschienen eine Dame und ein Herr von der städtischen Wohnungsbaugesellschaft. Während des Gesprächs hielt ich mich im Hintergrund, hörte zu und machte mir Notizen:

Er: *Ich hätte gerne erstmal ein paar Fragen an Sie. Sie wohnen alleine in der Wohnung jetze? Also, Sie sind der Hauptmieter und Sie wohnen alleine?*

(Die Dame telefonierte derweil noch)

D.: *Ja, das bin ich. Ich fände es interessant zu hören, wohin man denn umgezogen wird? Was wäre, wenn ich mit der Ausweichwohnung nicht einverstanden wäre?*

Er: *Können Sie sich denn selbst unterbringen?*

D.: *Ich spiele mit dem Gedanken, ja.*

Er: *Wir würden Ihnen dann eine Pauschale zahlen.*

D.: *Die ich sehr niedrig finde!*

Er: *Nö! Die ist nicht verhandelbar. Wir zahlen eine Pauschale von 300,- Euro.*

(Die Dame war immer noch am Telefonieren. Mehrmals ging sie derweil ein und aus.)

D.: *Und wenn ich die Ausweichwohnung wähle? Wie ist es da mit den Kosten?*

Er: *Maximal zahlen Sie das, was sie hier zahlen. Wenn Sie nicht damit einverstanden sind, was ich Ihnen vorschlage, dann müssen wir drüber reden.*

D.: *Ich sehe es ja auch, wie es ist hier im Haus ist ... die älteren Leute ...*

Er: *Muss es unbedingt hier im Umfeld sein?*

D.: *Was gibt es denn da?*

(Die Dame hat das Telefonieren beendet und schaltet sich ein.)

Sie: *Schöneberg oder Wassertorkiez.*

D.: *Verstehe.*

Sie: (halb zu den Technikern gewandt, die dies und jenes in der Wohnung in Augenschein nahmen): *Wir müssen prüfen, ob da noch schwarzer Kleber drunter ist.*

Er: *Wir würden Ihnen da PVC draufmachen.*

D.: *Das möchte ich nicht.*

Er: *Pech! Das entscheidet der Eigentümer.*

Sie: *Erstmal müssen wir schauen, ob er raus muss.*

Er: *Wir würden dann aber PVC legen.*

Sie: *Ich denke, da können wir uns einigen. Das müssen wir noch klären.*

Er: *Wollen sie das Telefon, Internet umstellen? Wir würden Ihnen die monatlichen Kosten erstatten, sodass Sie die Verträge nicht ändern müssen. Sie kommen weiterhin an ihren Briefkasten ran. Sie können das nutzen. Postnachsendantrag wird erstattet. Erstattungsgeschichten machen wir dann per Rechnung. Um den Umzug müssen Sie sich nicht weiter kümmern.*

Techniker: *Es fehlt eine Tür.*

D.: *Die ist im Keller.*

Er: *Das sind die Punkte, über die wir mit Ihnen eine individuelle schriftliche Vereinbarung treffen wollen. Wenn Sie jetze noch andere Fragen ...*

D.: *Wie sehen die Fenster dann aus?*

Er: *Durchgängige große Fenster.*

Sie: *Auf die Plastikfenster darf nichts aufgeschraubt werden.*

D.: *Da muss ich mich also um neue Vorhänge kümmern?*

Er: *Nach Rechnungsprüfung kann das erstattet werden. Nee, da werden wir dann drüber reden.*

D.: *Können meine silbernen Wände in der Küche so bleiben?*

Sie: *Schwierig, wir müssen ja den Schacht öffnen.*

Er (lacht): *Echt Silber?*

Sie: *Farbe entschädigen wir nicht.*

Techniker: *Wir können das mit aufnehmen, es ist aber extrem unwahrscheinlich, dass das nachher beim Maler ankommt.*

- D.: *Und es gibt dann eine schriftliche Festlegung, für die neue Miete?*
- Sie: *Ja, da haben Sie dann eine Sicherheit.*
- Er: *Die Zustimmung müssen Sie jetzt unterschreiben. Sonst müssen wir klagen. Sonst müssen wir den Rechtsweg einschlagen. Das ist Quatsch, das ist ja Quatsch. Wir haben Sie darauf vorbereitet, was wir wollen.*
- D.: *Wichtig wäre, dass das was wir jetzt besprechen, auch schriftlich festgehalten wird.*
- Er: *Ich muss Ihnen noch was anderes sagen. Wir haben jetzt 90% Zustimmung.*
- D.: *Es ist schon wichtig, dass unser Gespräch festgehalten wird.*
- Sie: *Das geht jetzt noch nicht.*
- D.: *Ich bestehe darauf, dass ich etwas schriftlich bekomme!*
- Er: *Wir müssen das trennen. Ich denke, Sie sind ja nicht dagegen.*
- Sie: *In Ordnung! Schreib's hier drauf. (Holt ein Blatt Papier hervor.)*
- Er: *Nee, wir machen es auf der Rückseite.*
- Sie: *Höhe der Miete, Höhe der Entschädigung, Zwischenumsetzung, Erstattung. Und das unterschreiben wir beide.*
- Er: *Das würde ich jetzt so schreiben.*
- Sie: *Und wir schicken ihnen dann eine Kopie davon.*
- D.: *Ich finde, wir sind zu einem schönen Ergebnis gekommen.*
- Er: *Wir machen es jetzt einfach. Es können sich manche Sachen immer ändern ...*

Ein Moment der Stille. Der Herr notiert die zusätzlichen Punkte auf der Rückseite des Dokuments. Dann reicht er es D.

- D.: *Die Höhe der Miete – ist das so wie angekündigt?*
- Beide gleichzeitig: *Ja!*
- D.: *Sind Sie denn morgen im Haus? Ich bin gerade verunsichert.*
- Er: *Ich weiß nicht warum. Die Bedenkzeit ist abgelaufen. Wir brauchen das schriftlich.*
- D.: *Ich möchte das nicht jetzt sofort unterschreiben.*

Sie nickt ihm beschwichtigend zu.

Er: *Dann sehen wir uns am Donnerstag wieder. Dann machen wir einen Termin. Dann kommen wir um achte hier vorbei. Meinetwegen können sie sich nochmal erkundigen.*

Die Organisation derart umfassender Sanierungsarbeiten unter Berücksichtigung verschiedener Interessen und verbunden mit individuellen Vereinbarungen ist eine gewaltige Aufgabe – daran besteht kein Zweifel. Doch zu einer Sternstunde der Diplomatie geriet dieses Treffen anlässlich der Wohnraumbesichtigung wahrlich nicht. Wie in diesem Prozess wohl umgegangen wurde mit Bewohnerinnen und Bewohnern, die sich weniger gut in der Lage sahen, ihre Ansprüche zu vertreten oder die vielleicht aufgrund sprachlicher Barrieren nur bedingt verstanden, worum es ging? Es allen recht zu machen, darum konnte es nicht gehen. Trotzdem wäre eine Kommunikation, die klarer verständlich machte, was geschehen würde und wie viel Spielraum die Wünsche des Einzelnen bekommen konnten, sicher auch auf weniger konfrontative Weise möglich und für alle Beteiligten zielführender gewesen. Verständnis für „Alltagsdiplomatie“, wie Sennett sie nennt, wäre nützlich gewesen, um die Zusammenarbeit von Akteurinnen und Akteuren, die einander nicht verstehen, zu begünstigen.⁷⁹

79 Sennett R. (2012): 50.

Der Immobilieninvestor.

Das Haus gegenüber

Nachdem ich mir ein Bild von dem Modernisierungsvorhaben der landeseigenen Wohnungsbaugesellschaft hatte machen können, interessierte mich eine Experteneinschätzung aus der Immobilienwirtschaft zu den hohen Häusern und ihrem Standort am Halle-schen Tor. Darum hielt ich es für angebracht, mich mit dem privatwirtschaftlichen Unternehmen in Verbindung zu setzen, dem das Wohnhaus gegenüber gehörte. Herr R. hatte von Mieterhöhungs-forderungen berichtet. Bei einer Recherche auf gängigen Immo-bilien- und Wohnungssuchportalen waren zu dieser Zeit Angebote zu finden, die Nettokaltmieten von über 10 Euro pro Quadratmeter veranschlagten. Für ein Quartier, das noch immer vor allem als sozialer Brennpunkt bekannt war, eine beachtliche Summe.

Die Kontaktaufnahme verlief einfach. Ein Herr, der zum damaligen Zeitpunkt geschäftsführender Manager war, verabredete sich kurzfristig mit mir vor Ort. Als Treffpunkt war das Vordach des Supermarktes vereinbart. Dort wartete ich eine geraume Weile auf sein Eintreffen. Als meine Zweifel, dass er noch erscheinen mochte, schließlich überhandnahmen, rief ich in seinem Büro an. Ich erfuhr, dass der Herr sich am Abend zuvor beim Sport bedauerlicher Weise eine schwerere Verletzung zugezogen hatte und auf absehbare Zeit nicht würde zur Verfügung stehen können. Eine zuvorkommende Mitarbeiterin bot mir stattdessen an, mir eine Reihe allgemeiner Fragen via E-Mail zu beantworten:

„Die folgenden Informationen beziehen sich auf ein Gebäudeensemble am Berliner Mehringplatz mit den folgenden Parametern:

- Zehn Objekte mit 365 Wohneinheiten sowie 36 Gewerbeeinheiten in Berlin-Kreuzberg.
- Liegenschaften in der Friedrichstraße, der Wilhelmstraße sowie am Mehringplatz.
- Gesamtfläche von ca. 28.000 qm.
- Im Jahre 1969/70 erbaut.

Wann sind die Wohnungen an Sie verkauft worden?

Der Nutzen-/Lastenwechsel wurde zum 1. Januar 2013 vollzogen.

Weshalb ist das 70er-Jahre-Ensemble am Mehringplatz interessant für Sie?

Neben Büroimmobilien in 1A-Lagen in Berlin-Mitte war es uns wichtig, eine Diversifizierung unseres Portfolios zu schaffen und mehr Wohnanteil zu generieren. Die Anzahl der Wohnungen, die wir mit der Transaktion in 2013 erworben haben, war daher ausschlaggebend für eine Kaufentscheidung: In dem Gebäudeensemble befinden sich über 360 Wohneinheiten.

Welche Sanierungsmaßnahmen wurden durchgeführt?

Im Ensemble am Berliner Mehringplatz haben wir in 2013/14 eine energetische Fassadensanierung durchgeführt: Durch einen Austausch der Fenster und die Erneuerung der Fassade durch ein Wärmedämmverbundsystem werden die Heizkosten gesenkt und die Mieter finanziell entlastet. Zudem verzichtete unser Unternehmen auf die übliche Umlage von elf Prozent der Modernisierungskosten.

Die Sanierungsmaßnahmen erstreckten sich über zwei Bauphasen: Die erste Phase startete im August 2013 und dauerte bis Dezember 2013. Die zweite Bauphase schloss sich im Frühjahr 2014 an, wo die Fassadensanierung nun ohne Verzögerungen abgeschlossen wurde. Insgesamt wurden ca. 12.000 qm Fassadenfläche saniert und in knapp 400 Einheiten die Fenster ausgetauscht. Zusätzlich wurden weitere Maßnahmen in und um die Objekte durchgeführt, die zur Stei-

gerung der Attraktivität des Wohnumfeldes beitragen. Insgesamt tätigte unser Unternehmen Investitionen in Höhe von rund 6 Mio. Euro.

Wer wohnt hier? Gibt es Statistiken über die Bewohnerschaft?

Das Quartiersmanagement am Mehringplatz erläutert die Zusammensetzung der Bewohner in dem Papier „Integriertes Handlungs- und Entwicklungskonzept 2015–2017“ wie folgt:

- Als innerstädtisches Wohnquartier bietet das Quartier insgesamt ca. 2.500 Haushalten Wohnraum.
- Einwohner gesamt zum 31.12.2013: 5.485
- Einwohner mit Migrationshintergrund zum 31.12.2013: 3.943 (71,9%)
- Die Mehrzahl der Bewohner sieht sich starken ökonomischen Belastungen ausgesetzt.

Nach welchen Kriterien werden Mieterinnen und Mieter ausgesucht? Gibt es eine „Belegungspolitik“?

Bei der Neuvermietung von Wohnungen achten wir strikt darauf, dass in den Wohnungen keine Überbelegung gegeben ist. Dabei gehen wir wie folgt vor: Wohneinheiten mit 1 ZKB vermieten wir an 1 Person, Wohneinheiten mit 2 ZKB vermieten wir an max. 2 Personen, Wohneinheiten mit 3 ZKB vermieten wir an max. 2 Personen plus max. 2 Kinder.

Vermietungen erfolgen an Personen, die den Standortvorteil inmitten der City bevorzugen, die verantwortungsvoll mit sanierten Einheiten umgehen und die erwerbstätig sind. Hierbei liegen die Altersstrukturen zwischen ca. 25 bis ca. 40 Jahren und die Bewohner kommen aus verschiedenen Nationen.

Informationen über die Mietniveaus von alten Mietverhältnissen im Verhältnis zu Neuvermietungen wären ebenfalls sehr interessant für mich.

Zum Mietniveau in unseren Objekten geben wir grundsätzlich keine Informationen heraus.

Wie bewerten Sie den Standort?

Für uns hat der Standort ein sehr hohes Potenzial: In den Berliner Bezirken Kreuzberg und Mitte gibt es zunehmend keinen Wohnraum mehr. Die Nachfrage in den Szenekiezen ist jedoch sehr groß, demzufolge steigen die Mietpreise auf teilweise bis zu 15 Euro/qm für Wohnraum im Alt- oder Neubau. Die Liegenschaft am Mehringplatz ist infrastrukturell ideal gelegen: So befinden sich Einkaufsmöglichkeiten direkt im Sockelgeschoss des Wohnensembles sowie auf der Friedrichsstraße. Dieser zentrale Mikrostandort war 2013 ideal geeignet, die Präsenz unseres Unternehmens auszubauen.

Plant Ihr Unternehmen Neubauprojekte am/in der Nähe vom Mehringplatz?

Derzeit sind keine Neubauprojekte an diesem Standort geplant.

Welche Entwicklungspotenziale sehen Sie für das Areal?

Im Rahmen unserer Sanierungs- und Modernisierungsmaßnahmen konnten wir den Wohnungsstandard in den Objekten signifikant verbessern und das Wohnumfeld verschönern. Dadurch wird das Quartier zu einem attraktiveren Standort für junge Menschen, Familien oder Studenten, ohne dass die bestehende Mieterstruktur verändert wird.

Im Rahmen dieser Wohnumfeldverbesserung und einer damit verbundenen steigenden Nachfrage nach Wohnraum am Mehringplatz ergibt sich für uns langfristig ein Steigerungspotenzial im Bereich der Mieteinnahmen. Unser Unternehmen wird sich dafür einsetzen, dass die Mieten am Mehringplatz bezahlbar bleiben und die Bestandsmieter nicht verdrängt werden. Daher haben wir in 2013 auch auf die Modernisierungsumlage verzichtet.

Gehören im näheren Umkreis weitere Immobilien zu Ihrem Unternehmen?

Ja, unser Unternehmen bewirtschaftet weitere Wohn- und Gewerbeobjekte in Kreuzberg, unter anderem Liegenschaften in der Blücherstraße, Gneisenastraße, Graefestraße, am Mehringdamm und am Tempelhofer Ufer.

Gibt es einen persönlichen Bezug des Geschäftsführers zum Wohngebiet?

Einen direkten persönlichen Bezug unseres Geschäftsführers zum Standort gibt es nicht. Es ist ihm aber ein persönliches Anliegen, die Mieterstruktur am Standort zu erhalten und keine Bestandsmieter zu vertreiben. Der Verzicht auf die Modernisierungsumlage in 2013 war ihm daher eine Herzensangelegenheit.“

Das Immobilienunternehmen gab recht offen Auskunft darüber, dass sie an diesem Standort das Potenzial für Mietsteigerungen sah. Dass auf die mögliche Umlage der Modernisierungskosten verzichtet wurde, kann als Bestätigung der Behauptung gedeutet werden, dass ansässige Mietparteien nicht verdrängt werden sollten. Mittelfristig würde die Vielfalt der Bewohnerschaft durch die praktizierte Belegungspolitik vergrößert. Längerfristig führte diese Vorgehensweise unweigerlich zum Verschwinden von verhältnismäßig günstigen Wohnungen in der Berliner Innenstadt.

Auf dem Amt

Das Immobilienunternehmen bot mir an, eine Mitarbeiterin zu einer Sitzung im Bezirksamt zu begleiten, bei der alle entscheidenden Akteurinnen und Akteure des Mehringplatzquartiers anwesend sein würden – als da waren die städtische Wohnungsbaugesellschaft, welcher der größte Anteil an Wohngebäuden gehörte, Fachleute des Bezirksamtes aus verschiedenen Bereichen, eine mit der Neuplanung beauftragte Planerin und das besagte privatwirtschaftliche Immobilienunternehmen. Thema des Treffens war die Neugestaltung des Platzes und die Weiterentwicklung des Standortes. Eine hervorragende Gelegenheit, um unverhofft dazwischenzukommen. Zur Wahrung der Persönlichkeitsrechte der Beteiligten werden im Folgenden den einzelnen Stimmen lediglich Ziffern zugeordnet.

- 1 (moderiert an): *Es gibt ja einen Tagesordnungsentwurf, da müssen wir erst mal gucken, ob das so geht.*
- 2 (schaut auf einen großen Plan des Entwurfsgebietes, der mit einem Beamer an die Wand projiziert wurde): *Wo ist die U-Bahn, wo ist der Kanal? Das hat ja eine gewisse gestalterische Logik.*
- 3 (erklärt Einzelheiten des Entwurfs für die Neugestaltung des Platzes): *Verwendet werden Mosaiksteine, die wir auch schon in der Fassadengestaltung finden. Es wird eine attraktive Oberflächengestaltung geben ...*
- 2 (fragt nach): *Was ist eigentlich eine attraktive Oberflächengestaltung bei Asphalt?*
- 3: *Das ist unsere Sache!* (wird bewusst von allen Anwesenden überhört.)

- 4: *Wir sollten ihn in irgendeiner Art qualifizieren, den Asphalt.*
- 3: *Ich denke, es ist ausgeschlossen, dass wir da farbigen Asphalt hinlegen.*
- 4 (fragt nach): *Was ist mit Menschen mit Beeinträchtigungen?*
- 3: *Es gibt leichte Steigungen, keine Steilböschungen. Bestimmte Oberflächeneigenschaften gewähren Rollkomfort. Beim Boden handelt es sich um einen orthogonalen Passe-Verband. Es geht ja um den Rollwiderstand – Fugenmaterial, Kontrast, Oberflächeneigenschaften ... Wir können eine Test-Bepflasterung machen. Dazu brauchen wir die Informationen zu den notwendigen Anforderungen. Die Forderung nach Granitplatten kann ich nicht nachvollziehen. Es wird einen Brunnen geben. Den öffentlichen Raum werden wir mit einer ausgewählten Möbel-familie bestücken. Wir haben da ja die Gestaltungshoheit.*
- 4: *Wir brauchen zwei Meter Breite. Der Weg für Rollstuhlfahrer soll genauso breit sein, wie der für Fahrradfahrer. Dafür braucht es die Granitplatten.*
- 3: *Es geht doch noch immer um den Rollkomfort – also um Ansprüche an die Oberflächenbeschaffenheit, nicht um die Forderung nach Granitplatten. Das will ich nochmal zu bedenken geben. Denn das ist auch ein Kostenfaktor. Das möchte ich dann wieder sagen ...*
- 4: *Zwei Meter. Bei den Anforderungen bleibe ich!*
- 3: *Es geht um den Rollkomfort! Und dann möchte ich auf die zwei Beete zu sprechen kommen, die kritisch waren. Hier ist ein Baum, der aber eine sehr schlechte Qualität hat.*
- 1: *Wir müssen jetzt langsam wirklich mal entscheiden.*
- 4 (zeigt auf den Plan): *An dieser Stelle haben wir offenporigen Asphalt. Der ist nach spätestens fünf Jahren zugesetzt und dann nicht mehr versickerungsfähig.*
- 3: *Es ist ein fester, nachhaltiger Belag – schadstofffrei ...*
- 4 (haut mit der Handfläche rhythmisch auf einen dicken Aktenordner): *Hier steht das drin!*
- 3 (verdreht die Augen und kann die Genervtheit kaum unterdrücken)
- 2: (schaltet sich ein): *Wo kommen denn jetzt die zwei Meter her?*
- 4: *Das ist der Begegnungsfall von zwei Rollstühlen, der – zugeben – nicht so oft vorkommt.*
- 2: *Rollkomfort ... – das sollten wir mit der Behindertenbeauftragten klären.*

- 3: *Wir haben den Begegnungsfall Fahrrad und Rollator geplant. Da in der Mitte wollen wir ja explizit keine Fahrradfahrer haben.*
- 2: *Brauchen wir da diese zwei Meter? Man kann sich doch auch mal kurz ausweichen. Da fährt man doch nicht kilometerweit nebenher. An der Rasenfläche den Bodenbelag bitte besonders rau – damit das keine Skaterfläche wird, dass da auch ja keiner skaten möchte, oder nicht so gern. Ich denke da in erster Linie auch an die Lautstärkeentwicklung.*
- 4: *In dem äußeren Ring, sind diese zwei Meter definitiv notwendig!*
- 3: *Wir lösen das durch die Abfolge von Materialien ...*
- 2 (unterbricht): *Wenn ich Sie richtig verstehe: Zwei Meter Fahrrad plus zwei Meter Rollstuhlstreifen – also insgesamt vier Meter? Mich wundert: Die Forderung nach ‚Begegnung‘ wird immer geäußert durch eine Verbreiterung von Wegen. Würde nicht eher eine Verschmälerung Begegnung forcieren?*
- 4: *Es sollte klar die Gleichwertigkeit zu erkennen sein: Zwei Meter gleich zwei Meter. Es geht um die Gleichwertigkeit des Angebots. Für jeden sollte eine gleichwertige Einrichtung da sein. Deshalb ist das Optische wichtig – so prägen sich die Leute das ja ein.*
- 3: *Wir wollen ja nur von der Formulierung weg, dass es hier um diese zwei Meter Granitplatten ...*
- 4: *Nein, dabei bleiben wir!*
- 3: *Aber ...*
- 1: *Ich glaube es sollte auch möglich sein, dass der Auftraggeber sagt, was er möchte.*
- 2: *Kann man das womöglich etwas feinsinniger gestalten mit den verschiedenen Bereichen?*
- 4: *Da können wir gerne drüber reden. In den Außenringen nicht.*
- 2: *Weshalb die Radfahrer eigentlich in den Außenring? Hier soll doch vielleicht auch irgendwann einmal flaniert werden? Deshalb möchte ich dann doch diesen Weg an sich infrage stellen.*
- 4: *Dazu möchte ich heute keine Entscheidung fällen.*
- 1 (schaut ernst in die Runde): *Bitte zeitnah prüfen!*
- 4: *Heute auf keinen Fall.*
- 3: *Also dieser Baum, der sah, glaube ich ... Also wenn man in Erwägung zieht ... dass man den sowieso fällt ... Der war doch ...*

- 2: *Da gibt es Planungsbüros, die sagen: Das muss der Platz abkönnen ...*
- 4: *Wieso? Der hat doch nur keine Blätter...*
- 2: *Wir wollen, dass mit dem Mobiliar so wenig wie möglich Aufwand entsteht. Die Leute kommen ja auf die verrücktesten Ideen. Selbst dass die was abmontieren, das kann vorkommen.*
- 3: *Wir platzieren modern gestaltete Betonmöbel mit dichten und porenarmen Oberflächen mit massiven Bankauflagen, die in angemessener Zahl mit Lehne vorzusehen sind ...*
- 4 (unterbricht): *Wie hoch muss der Abstand sein, damit das gut zu reinigen ist? Da darf kein Wasser stehen. Ich habe mich diesbezüglich mit einem Herrn von der Stadtreinigung unterhalten. Der sagte: Unter diese Auflage kommen sie mit ihren Geräten nicht. Der Dreck fällt ja nicht einfach durch und zu Boden, wie bei klassischen Sitzbänken. Zwischen der Holzaufgabe und dem Beton sammelt sich dann also alles an. Man kann ja nicht erwarten, dass die Stadtreiniger da mit der Zahnbürste drangehen.*
- 3: *Es wird demnächst noch mal eine Veranstaltung geben, die sich nur diesem Problem annimmt.*

Eine längere Pause trat ein.

- 2: *Wer fragt denn jetzt welchen Fachmann?*
- 4: *Das mit der Breite muss geklärt sein. Vorher fasse ich keinen Bleistift und nichts an ...*
- 3 (schnippisch): *Jaja, das kennen wir ja schon ...*
- 1: *Ich glaube wir sind durch.*

Dem gesellschaftlichen Anspruch auf gleichberechtigte Teilhabe aller Bürgerinnen und Bürger am öffentlichen Leben und somit auch am öffentlichen Raum zu entsprechen, ist eine zwiespältige Aufgabe. Beim Versuch, der damit einhergehenden Fülle unterschiedlicher Anforderungen durch räumliche Gestaltung gerecht zu werden, treten mitunter unauflösbare Widersprüche auf. In dieser Gesprächsrunde zeigte sich augenfällig, dass es längst nicht genügt, die entscheidenden Parteien gemeinsam an einen Tisch zu bringen.

Ein neuer Anstrich. Street Art

Vor dem Ein- und Ausgang des U-Bahnhofes fiel mir nach einem meiner Forschungsaufenthalte etwas auf: Dort am nördlichen Ende des Mehringplatzes, wo die kreisförmige Bebauung ihre Öffnung hatte, befanden sich zwei große Gemälde an den beiden Außenwänden der Wohnhäuser. Als ich mich näherte, brachte sich gerade eine Gruppe junger Menschen vor einem der beiden Motive in Stellung für ein Gruppenfoto. Dafür nahmen sie sich einige Zeit – sie schossen eine ganze Reihe von Bildern und wechselten dabei munter die Positionen und Posen.

Eines der Wandgemälde zeigte eine Person in dunklem Kapuzenpullover, wobei die Kapuze tief ins Gesicht gezogen war. Aus der Öffnung, dem Gesichtsfeld der Kapuze, ergoss sich ein Schwarm bunter Vögel, die davonflatterten. Das Motiv an der Wand gegenüber zeigte eine rote Rose, gezeichnet in der Art einer klassischen Tätowierung, deren dorniger Stiel am unteren Ende zu Stacheldraht wurde und den eine Gefängniskette umklammerte. Auf der Handschelle stand geschrieben: „RISE ABOVE“. Rundherum fanden sich weitere Bild- und Schriftelemente, allesamt in feurigem Rot, Schwarz oder der beigen Grundfarbe der Wand. Links neben der Schelle stand: „EYES OPEN“, rechts davon: „MIND OPEN“. Darüber fand sich auf jeder Seite ein Symbol – links ein Friedenszeichen (das CND-Symbol) und rechts eines, das ich nicht deuten konnte. An den Rändern, ganz rechts und ganz links, sah man zwei riesengroße Pinsel. Über allem stand der große Titel: „MAKE ART NOT WAR“. Ich hatte den Eindruck, dass mich dieses zweite Wandgemälde an etwas erinnerte.

Kurz nachdem die Gruppe entchwunden war, kamen eine Dame und ein Herr die Rolltreppe hinauf. Kaum, dass sie oben angekommen waren, fielen ihnen die Bilder ins Auge – und sogleich

zückten beide ihre Smartphones und fotografierten die Wandgemälde. Dies nahm ich zum Anlass, die Szenerie aus der Distanz ein wenig ausführlicher zu beobachten. Bemerkenswerterweise folgten an diesem sonnigen Tag mehr als ein Dutzend weiterer Fotoaufnahmen im Verlauf einer halben Stunde. Augenscheinlich stellten die Wandbilder eine beliebte Sehenswürdigkeit dar.

Recherchearbeit bestätigte meine Eingebung – das Motiv mit der Rose stammte von einem der weltweit berühmtesten Street-Art-Künstler, dessen Arbeiten ich schon in Zeitschriften, Internet-Berichterstattungen und auch an den Wänden anderer Städte gesehen hatte. Ich fand heraus, dass beide Werke durch die städtische Wohnungsbaugesellschaft in Auftrag gegeben worden waren. Weshalb wandte sich ein landeseigenes Wohnungsunternehmen an einen Künstler aus Los Angeles, um eine Häuserwand bemalen zu lassen?

Weitere Recherchen zeigten, dass diese beiden Kunstwerke hier am Halleschen Tor in einen größeren Kontext gehörten. Was ich zu dem Zeitpunkt noch nicht ahnte: Wenig später würde das städtische Unternehmen gar das erste Museum für „Urban Art“⁸⁰ eröffnen. Ein Gründerzeitwohnhaus war dafür mit viel Aufwand umgebaut worden. Unter anderem hatten „Star-Architekten“ eine modulare Fassade entworfen, die regelmäßig neu bemalt wurde, wodurch das Gebäude selbst zum Kunstobjekt wurde.⁸¹ Die Ausstellungsfläche ging jedoch weit über die Museumräume hinaus: Insbesondere in der näheren Umgebung des Museums waren einige großflächige Motive an Wänden zu finden – allesamt Häuser des städtischen Unternehmens. Auf der Webseite des Museums gab eine digitale Karte Auskunft über weitere Orte mit urbanen Kunstwerken.⁸² Darin fiel auf, dass sich in einem Gebiet von eher peripherer Lage im hohen Nord-Westen Berlins eine Konzentration von Street-Art-Motiven befand. Hier hatte das Unternehmen Hochhäuser aus den 1970er Jahren mit riesigen Motiven versehen und das Areal „Art Park“ getauft. Die landeseigene Wohnungsbaugesellschaft förderte

80 „Street Art“ konnte die Kunst ja nicht länger genannt werden, wenn sie in musealen Ausstellungsräumen gezeigt wurde.

81 Das Büro Graft zeichnete dafür verantwortlich. Vgl. Graft: Urban Nation Museum.

82 Vgl. Urban Nation Art Map.

urbane Kunst auf den Oberflächen ihrer Wohnhäuser mit großem Einsatz. Welches Ziel wurde damit verfolgt?

„Das Mehr an Farbe und Kunst soll in den Quartieren auch die Lebensqualität verbessern, sodass den AnwohnerInnen eine positive Identifikation mit ihrem Kiez ermöglicht wird“, hieß es in einem Presseblatt des Urban Art Museums. Die Platzierungen von Kunst in städtischen Lebensräumen sollten demnach die Entwicklung von Wohnquartieren auf wünschenswerte Weise beeinflussen. Eine kulturelle Erziehung des Menschen, eine Zivilisierung der Gesellschaft durch Kultur. Die Idee, durch die Präsenz von Kunst im Öffentlichen Raum zur Demokratisierung des gesellschaftlichen Kulturlebens beizutragen, war nicht neu – sie prägte die Kulturpolitik der drei ersten Nachkriegsjahrzehnte. Die kulturelle Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger sollte nicht weniger bezwecken, als die Zukunft zu befrieden.⁸³ Die Frage war aber, inwieweit die „urbanen“ Kunstwerke die Lebensqualität der Menschen vor Ort verbessern konnten?

Dass die riesigen Gemälde an den Bauten einen hohen Wiedererkennungswert hatten, daran bestand kein Zweifel. Orientierungspunkte auf den Landkarten in den Köpfen der Menschen zu werden, dazu hatten die großformatigen Wandbilder großes Potenzial. Ob diese Werke von der Bewohnerschaft der Quartiere, insbesondere von denjenigen, die von ihren Wohnräumen womöglich direkt darauf schauten, als eine Bereicherung empfunden wurden, dahinter war doch zumindest ein Fragezeichen zu setzen. Manches Motiv mochte missfallen – und so konnten die Fassadenmalereien auch zur Zumutung werden.⁸⁴ Denn über Geschmack lässt sich bekanntlich hervorragend streiten. Da das städtische Unternehmen weder über die Wand- noch über die Motivwahl Umfragen oder Abstimmungen veranstalten ließ, war das Prozedere schwerlich demokratisch zu nennen. Ob es andersherum sinnvoll wäre, alle Anwohnerinnen und Anwohner rundherum dazu zu befragen, wie sie eine Häuserwand gegenüber gestaltet haben wollten, war abzuwägen. Denkbar, dass sich dabei ein derart heilloses Durcheinander ergäbe und sich schlussendlich die Erkenntnis einstellte, dass es

83 Vgl. Hoffmann, H. (1979): 11ff.

84 Gegen düstere Motive des „Art Parks“ im Stadtteil Tegel gibt es Protest der Anwohnerschaft. Vgl. Prösser, C. (2016); Kuhn, P. (2016).

vielleicht gar am besten sei, sich für eine einheitliche und schlichte Farbgebung zu entscheiden.

Die große Beliebtheit der Street Art-Bilder als Fotomotiv führte zu einem weiteren Gedankengang: Wenn, wie am Halleschen Tor beobachtet, viele Menschen die Wandgemälde fotografierten und anderen zeigten, sie womöglich zudem auf verschiedenen „Social-Media-Kanälen“ verbreiteten, dann verhalfen sie damit dem Ort aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem erheblichen Zuwachs an Bekanntheit. Denkbar, dass die Bilder auf diese Art schließlich selbst zum Ausflugsziel wurden oder es womöglich längst geworden waren. In diesem Sinne könnte man die großen Gemälde deuten als eine kreative Variante von „Standortmarketing“.⁸⁵ Den Wohnhäusern, an denen man große Kunstwerke hatte anbringen lassen, war gemeinsam, dass sie allesamt in Stadträumen lagen, die in der Presse in Verbindung mit sozialen Problemen auftauchten.⁸⁶ Welche strategischen Ziele verfolgte das Wohnungsunternehmen damit?

85 In Los Angeles gibt es (mindestens) ein Street Art Motiv, das dermaßen beliebt ist, dass sich regelmäßig hunderte Menschen in eine lange Warteschlange einreihen, um sich davor zu fotografieren. „Die Engelsflügel von Colette Miller sind mittlerweile ein Wahrzeichen von Los Angeles“, sagt die Besucherin aus Deutschland“. Sicherheitspersonal regelt inzwischen den Publikumsansturm. [...] Auch der vom Halleschen Tor bekannte Straßenkünstler Shepard Fairey findet in diesem Artikel Erwähnung: „vor drei Jahren wurde er beauftragt, am Line Hotel in Koreatown ein zehn Stockwerke hohes Kunstwerk anzubringen. ‚Die Leute machen Fotos und stellen sie bei Instagram ein‘, sagt Manager Gabriel Ratner über den Friedensbaum, der explizit installiert worden ist, um Leute in die Gegend zu locken: ‚Dadurch kommen immer mehr Leute für Fotos zu uns – und danach trinken sie einen Kaffee oder einen Cocktail in der Lobby.‘“ Vgl. Schmieder, J. (2017).

86 Vgl. zum Beispiel zu Tegel-Süd: Zawatka-Gerlach, U. & Stollowsky, C. (2009); zum Schöneberger Norden: Kraetzer, U. (2018); zum Halleschen Tor siehe Scholz, S. (2014): Brennpunkt, Rundpunkt, Eckpunkt: „Hier fängt die Friedrichstraße an, hier war Berlin einst vielleicht am schönsten: am Mehringplatz. Wer heute einen Blick darauf wirft, stellt fest: Wenn Kreuzberg irgendwo nicht angesagt ist, dann hier.“

Die Zielgruppe von „Street Art“ oder „urbaner Kunst“ waren vornehmlich junge Menschen sowie Kunst- und Gestaltungsinteressierte.⁸⁷ Gemeinsam mit den Kunstwerken, so war doch anzunehmen, wurden vom erwünschten Publikum nebenher auch die Gebäude und deren Lage in der Stadt wahrgenommen. Denkbar, dass dadurch bislang eher weniger populäre Wohnbautypen und Quartiere, mehr oder minder bewusst, assoziativ mit dem Image urbaner Kunst in Verbindung gebracht würden. Könnte dies auf längere Sicht dazu führen, dass kunstaffine junge Menschen solche Wohnorte künftig vermehrt nachfragten?

Als um das Jahr 2007 das Phänomen „Street Art“ größere mediale Aufmerksamkeit zu erfahren begann, startete ein anonymes Kollektiv namens „Splasher“ gezielte Angriffe auf Street-Art-Kunstwerke. Unter anderem bewarfen sie damals in London ein Werk des berühmten Künstlers aus Los Angeles mit Farbbeuteln. In ihrem Manifest begründeten sie die Farbattacken damit, dass das Aufkommen von Street Art ein Wegbereiter sei für die ökonomische Aufwertung eines Stadtviertels. Urbane Kunst im öffentlichen Raum wirke demnach als ein visueller Vorbote, da sie der Immobilienbranche als Indikator für „hippe“ Stadtviertel diene. Mehr noch: Mit dem Anbringen von Kunstwerken im öffentlichen Raum werteten Kunstschaffende diese Teile der Stadt symbolisch auf⁸⁸ und schufen damit überhaupt erst die Grundlagen für Gentrifizie-

87 Dem „Trend“ der Street-Art-Kunst widmet sich ausführlich: Reinecke, J. (2007): 157 ff.

88 Beispiele großzügiger Förderung von Kunst an öffentlichen Orten, dies am Rande bemerkt, finden sich über die Jahrhunderte immer wieder – zumeist dienten sie der Zurschaustellung von Macht und Reichtum. Eindrücklich beschreibt Leonardo Benevolo die Bedeutung des Zusammenwirkens von Baumeistern und Kunstschaffenden für das mittelalterliche Florenz. Vgl. Benevolo, L. (1983): 507ff. Dass Kunstwerke im öffentlichen Raum dazu beitragen können, einen Stadtraum aufzuwerten, ist an und für sich also kein neues Phänomen.

rung.⁸⁹ Über 10 Jahre später existiert eine Fülle von Forschungsarbeiten über die Zusammenhänge von Street Art und Gentrifizierung.⁹⁰

Was wollte die landeseigene Wohnungsbaugesellschaft erreichen mit der Förderung „Urbaner Kunst“ an ihren Wohngebäuden? Ging es darum, das Interesse neuer Bewohnergruppen für Wohnhäuser in schwierigen Verhältnissen zu gewinnen, um dadurch eine Stabilisierung der Hausgemeinschaften zu erzielen, so wäre dies nachvollziehbar. Würde beabsichtigt, mit der symbolischen Aufwertung durch Kunst einen Anstieg der Mietniveaus zu erzielen, so sollte allerdings gefragt werden, inwieweit dies mit den wohnungspolitischen Aufgaben einer landeseigenen Wohnungsbaugesellschaft in Einklang zu bringen wäre. In jedem Falle bemerkenswert war, dass das Unternehmen als großer Akteur des Berliner Wohnungsmarktes derart umfangreich und öffentlich wirksam in zeitgenössische Kunst investierte und damit Einfluss nahm auf das Ansehen ihrer Wohngebäude. Weithin sichtbar waren die hohen Häuser und ihre Umgebung im Wandel begriffen.

89 Ein Auszug aus dem Manifest der Splasher-Gruppe: „Street Art gives the green light to investors, becomes that repugnant drug of tourism, and speeds the process of gentrification. By making the ghetto ‚beautiful‘, the street artists neatly wipes her hands of any responsibility to examine underlying social or economic oppressions at play and instead revels in her own mystified vanguardism.“ Splasher-Group (2007).

90 Eine Suchanfrage auf Google Scholar zu den Begriffen „Street Art“ und „Gentrification“ ergab rund 38.500 Treffer. Die Titel der Beiträge gewähren einen Überblick über den Diskurs – eine Auswahl: Mathews, V. (2010); Schachter, R. (2014); Schachter, R. (2016); Türken, H. (2019).

Zusammenfassung: West

An dieser Stelle finden sich die mit der Methode der Einmischenden Beobachtung gewonnenen Erkenntnisse Beobachtung so zusammengefasst, dass sich im Verlaufe einer Fahrstuhlfahrt darüber erzählen ließe: Das Nachdenken über die Schlüsselstelle im Hochhaus hatte mich in den Fahrstuhl geführt. Der halböffentliche Raum der Aufzugskabine eignete sich sehr gut, um möglichst vielen Bewohnerinnen und Bewohnern zu begegnen. In Stichwörtern notierte ich Gesprächsverläufe, Gedankengänge und auch Assoziationen, die ich allabendlich im unmittelbaren Anschluss an meine Forschungsarbeitseinsätze in der gebotenen Ausführlichkeit ausarbeitete. Eine entscheidende Frage war dabei: Mit welchem Recht betrat man als Forscher oder Forscherin den Lebensalltag von Menschen? Deshalb legte ich die Spielregel fest, das Forschungsexperiment sofort abzubrechen, wenn mir zu Ohren kommen sollte, dass sich jemand durch meine Anwesenheit gestört fühlte. Wie nähert man sich den Bewohnerinnen und Bewohnern, ohne ihnen zu nahe zu treten? Offenheit des Forschers über den Sinn und Zweck der Forschung und Zurückhaltung gegenüber der Privatsphäre der Menschen, das waren die wichtigsten Voraussetzungen für das Gelingen des Experiments. Spannenderweise bekam ich mit, dass sich bald nach dem Beginn die Bewohnerschaft über mein Vorgehen austauschte. Dies zeigte, dass mein Auftritt gewissermaßen auch eine Attraktion darstellte. Einige suchten mich gezielt im Aufzug auf, um mir aus ihrem Wohnalltag zu berichten. Nicht selten eröffneten

manche aber erst nach mehreren Fahrten die Gelegenheit zum Gespräch – es lohnte, die Einmischende Beobachtung mit Ausdauer zu betreiben. Ein kaum überbrückbares Hindernis des Forschungsaufbaus bestand in Barrieren der Sprache. Verblüfft war ich davon, wie ich durch die Gespräche geradezu von selbst auf grundsätzliche Fragen meiner Forschung stieß. In den Begegnungen tauchten Themen auf, die Gegenstand in den Diskursen der Stadtsoziologie waren. Bemerkenswert zu erfahren war, dass zu diesen Themenfeldern öfter auch Ansichten geäußert wurden, die sich in den Veröffentlichungen aus Fachkreisen nicht wiederfanden. Übersah man diese Wirklichkeiten oder wurden sie bewusst nicht beachtet?

Die Einmischende Beobachtung offenbarte Erkenntnisse durch unmittelbare Erfahrung. Deutlich zeigte sich dabei: Einer der größten Vorzüge der Methode der Einmischenden Beobachtung besteht darin, dass sie die Gelegenheit bietet, Gespräche und Befragungen in den Abgleich mit Beobachtungen zu bringen. Auf diesem Wege wird es möglich, auf Ungereimtheiten zu stoßen, die zu erhellenden Einsichten führen können.

Exkurs über den Raum,
in dem wir Menschen
miteinander sind

Es ist das Leben des Raumes, was hier, wie in allen ähnlichen Fällen, zu Form und Farbe eine so starke, bedeutsame Unterlage gibt, und es ist schwer, davon eine klare Vorstellung zu geben. Wer an Architektur denkt, versteht darunter zunächst immer die Bauglieder, die Fassaden, die Säulen, die Ornamente, und doch kommt das alles nur in zweiter Linie. Das Wirksamste ist nicht die Form, sondern ihre Umkehrung, der Raum, das Leere, das sich rhythmisch zwischen den Mauern ausbreitet, von ihnen begrenzt wird, aber dessen Lebendigkeit wichtiger ist als die Mauern.

August Endell¹

1 Endell, A. (2014) [1908]: 75.

Eine Forschungsarbeit, die sich der räumlichen Ordnung des menschlichen Miteinanders zuwendet, muss darlegen, welche Vorstellungen von „Raum“ ihr zugrunde liegen. Die Raumfrage ist zentral für jede Form der Raumforschung und befindet sich entsprechend in der Mitte dieser Studie. Der Exkurs über den Raum, in dem wir Menschen miteinander sind, liegt zwischen den Kapiteln der beiden Untersuchungsgebiete, er trennt sie voneinander und ist gleichwohl ihr verbindendes Element. Ohne Anspruch darauf zu haben, die Rätsel des Raumes aufzulösen, findet sich im Folgenden eine Reihe von Überlegungen zusammengestellt, die sich allesamt um die Frage drehen, in welchen Räumen sich die Einmischende Beobachtung an den Grenzen des Miteinanders im Wohnen bewegte. Eine Betrachtung des Naheliegenden bot sich an:

Fraglos bildete die Fahrstuhlkabine – begrenzt durch Boden, Decke, Außenwände und Tür – einen Raum. Länge, Breite und Höhe ließen sich messen und dadurch der Rauminhalt bestimmen. Die Dimensionen der Kabine würden sich, so durfte doch angenommen werden, unter Ausbleiben heftiger Krafteinwirkungen, nicht verändern. Ferner konnte vermutet werden, dass es sich mit dem Gebäude, der umgebenden Stadt und dem Rest der Welt ähnlich verhielte. Das alles ließe sich bei Bedarf präzise quantifizieren. Solch eine erfahrungsgemäße Handhabung des Raumes prägt das Dasein der meisten Menschen. Auf die Annahme eines berechenbaren Raumes stützt sich das alltägliche Leben. Wie wollte man ein Hochhaus errichten, ohne Baumasse und Rauminhalt exakt zu bestimmen? Nicht auszumalen, die statischen Verhältnisse wären dabei nicht recht ausgewogen ...

Wo aber befand sich der „Raum“? In der Kabine? Umschlossen von Boden, Decke, Wänden und Tür? Zwischen den Dingen? Verringerte sich der Raum in der Kabine, wenn jemand ihn betrat – oder blieb er immer gleich, egal wie viele Lebewesen oder Gegenstände sich in ihm befanden? Ließ sich Raum teilen? Und wie verhielt es sich mit seinen Begrenzungen, in diesem konkreten Fall mit den Außenwänden der Kabine? Auch sie erstreckten sich in Länge, Breite und Tiefe. Im Inneren hielten sie Materie zusammen – sie bestanden aus unzähligen Verbindungen von Atomen. Waren sie umgeben von Raum? Demnach wäre Raum immer nur dort

vorhanden, wo gerade kein Teil und kein Teilchen ihn einnahm? Raum bestünde immer nur zwischen etwas, er wäre immer nur dort, wo nichts ist. Doch die Atome selbst sind, anders als man es sich zum Zeitpunkt ihrer Namensgebung einmal vorstellte, nach heutigem Wissen längst nicht die kleinsten Teile, sondern wiederum in noch weit kleinere Partikel teilbar. Und diese kleinsten und aller kleinsten Elemente entsprechen allem Anschein nach nicht den allgemein gängigen Vorstellungen von einem „festen“ Stoff ...²

Der Aufzug wechselte obendrein in seinem Auf und Ab immerzu seine Position, doch dies immerhin auf einer geregelten Bahn. Ferner rotierte unser Planet „Erde“ um die Sonne und zudem um sich selbst³ und das Sonnensystem raste durch das All⁴, die kleinsten bekannten Bauteile unseres Universums zogen wie in kleinen Planetensystemen ihre Kreisbahnen.⁵ Jeder einzelne Mensch verändert sich in jedem Moment – körperlich und geistig, falls das zu trennen ist. Zu keinem Zeitpunkt sind unsere Körper in ihrem Kreislauf je so zusammengesetzt, wie zu einem anderen. In jedem Augenblick nehmen wir die Welt wahr und gewinnen Informationen, die wir einordnen und in Verhältnisse setzen.⁶ Zudem gilt, dass die Wahrnehmung von Ereignissen im Raum abhängig ist vom Standpunkt der Betrachtenden.⁷ All diese Überlegungen lassen jedoch zumindest noch immer die Vermutung zu, dass es, wäre man nur in der Lage dazu, wirklich alle Faktoren einzubeziehen, es doch am Ende möglich würde, seine Koordinate im Raum allgemeingültig zu bestimmen. Doch nach allem, was heutzutage gewusst wird, verhalten sich Raum und Zeit mitunter anders, als die Messinstrumente Lineal und Uhr es voraussetzen ...⁸

2 Vgl. Heisenberg, W. (1969): 147f.

3 Vgl. Einstein, A. & Infeld, L. (1992) [1938]: 187.

4 Vgl. Cole, K.C. (2002): 13.

5 Nach der Atomtheorie von Nils Bohr lässt sich sagen: Das Atom ist ein Planetensystem im Kleinen. Vgl. Heisenberg, W. (1969): 46f.

6 Vgl. Goldstein, B. (1997): 2.

7 Das Einstein'sche Modell vom Raum als „Lagerungs-Qualität der Körperwelt“ besagt, „dass der Raum, das heißt die Anordnung der Körper, [...] abhängig [ist] vom Bezugssystem der Beobachter.“ Vgl. Einstein, A. & Infeld, L. (1992) [1938]: 196ff; Löw, M. (2001): 34.

8 Vgl. ebd.: 205.

Was wir „Raum“ nennen, könnte die große Bühne sein, auf der die Dinge existieren. Würde auf ihr nichts gespielt, so stünde sie leer, wäre aber weiterhin vorhanden. Demgegenüber steht die Idee eines Raumes, der allein durch die Beziehungen der Dinge zu einander entsteht und besteht. Wäre kein Ding mehr in der Welt – kein Fahrstuhl samt Decke, Boden, Wänden, Tür, Spiegel und Tasten, kein Haus mit seinen Wohnungen, keine Stadt mit ihren Häusern und Straßen, kein Planet, keine Sterne und kein Leben, so gäbe es auch den Raum nicht länger.⁹ Beide Möglichkeiten stimmen in einem entscheidenden Punkt überein: Sie entspringen der menschlichen Vorstellungswelt.¹⁰ Sie sind ein Modell, ein Denk-Modell. Womöglich liegt das wahre Wesen des Raums jenseits des menschlichen Vorstellungsvermögens. Der Wunsch nach einer festen Verortung, wenigstens doch des eigenen Standpunktes, erscheint in Gegenwart solcher Fragen nur allzu menschlich. Bei Lichte besehen konnte die Existenz des „Raumes“ nur solange als selbstverständlich angesehen werden, wie sie nicht zur Frage wurde.

Die Unklarheiten bezüglich des Bezeichneten stören allerdings nicht im Geringsten den allgemeinen Sprachgebrauch: Lebensraum, Luftraum, Bewegungsraum, Wohnraum, Stadtraum, Spielraum, Arbeitsraum, Werkraum, Ruheraum, Strafraum, Vorräum, Nebenraum, Zwischenraum, Raumfahrer, Raumanzug, Raumschiff, Raumbegrenzung, Raumerweiterung, Entwicklungsraum, Zeitraum, Gedankenraum, Weltraum ... Wenn es auch schwierig scheint, den Raum seinem Wesen nach dingfest zu machen, vermögen Menschen es doch zumeist mühelos, mit dem

9 „Diejenigen, die die Realität des Raumes verteidigen, stellen ihn sich entweder als den absoluten und unendlichen Behälter aller möglichen Dinge vor [...] oder sie behaupten, er sei das Verhältnis der existierenden Dinge selber, das nach Aufhebung der Dinge vollkommen wegfiel und nur in wirklichen Dingen denkbar sei.“ Kant, I. (1958) [1770]: 53.

10 Einstein schrieb dazu: „Beide Raumbegriffe sind freie Schöpfungen der menschlichen Phantasie, Mittel ersonnen zum leichteren Verstehen unserer sinnlichen Erlebnisse.“ Einstein, A. (1960): XIII.

Begriff des Raumes umzugehen.¹¹ Über Räume zu sprechen ist ein Leichtes – bedenkenlos können Aussagen über räumliche Sachverhalte getroffen werden: Der Fahrstuhlraum war tiefer als breit. Betrachtete man ihn vom Eingang aus, so befand sich auf der rechten Seite die Tastatur, an der Rückwand war in der oberen Hälfte ein gerahmtes Anzeigenblatt angebracht und über die volle Länge der linken Wand erstreckte sich, von der Decke abwärts und über etwas mehr als die Hälfte der Höhe eine Spiegelverkleidung. Etwa im vorderen Drittel, kurz hinter der Tastenarmatur stand eine Person in Uniform ... Die räumliche Wahrnehmung erfasst das Neben- und Hintereinander, die Nähe und Ferne, Tiefe und Höhe sowie die Bewegungen der Dinge. Wahrgenommen werden somit Beziehungen, nicht aber der Raum selbst.¹² Es ist zu bedenken, dass jeder Blickwinkel andere Erkenntnisse möglich macht. Für das Fortkommen der Wissenschaft ist der Austausch mit den Ideen anderer unerlässlich. Denn ein von der Geschichte abgetrenntes Erkennen ist unmöglich.¹³ Will man einen Sprung nach vorne wagen, ist es ratsam, zuvor einen Schritt zurück zu machen.¹⁴

- 11 „Kann denn aber nicht die Bedeutung eines Wortes, die ich verstehe, zum Sinn des Satzes, den ich verstehe, passen? Oder die Bedeutung eines Wortes zur Bedeutung eines andern? [...] – Freilich, wenn die Bedeutung der *Gebrauch* ist, den wir vom Worte machen, dann hat es keinen Sinn, von so einem Passen zu reden. Nun *verstehen* wir aber die Bedeutung eines Wortes, wenn wir es hören, oder aussprechen; wir erfassen sie mit einem Schlage; und was wir so erfassen, ist doch etwas Andres als der in der Zeit ausgehnte ‚Gebrauch‘!“ Aus Wittgensteins „Philosophischer Untersuchung“ Nr. 138. Wittgenstein, L. (1971) [1953]: 73f.
- 12 „Denn ebenso wenig wie die ‚Zeit‘, kann auch der ‚Raum‘ nicht unmittelbar wahrgenommen werden, ist er kein ‚Ding an sich‘. Die räumliche Wahrnehmung richtet sich vielmehr auf die räumlichen Verhältnisse und Konfigurationen der Gegenstandswelt, insbesondere auf das Neben- und Hintereinander, auf Nähe und Ferne, Tiefe und Höhe, Fixiertheit und Bewegung etc. der Gegenstände. Wahrgenommen werden kann also nur die positionale Beziehungen [sic!] des Rauminhalts, also die Raumstruktur, nicht der Raum selbst.“ Läßle, D. (1991): 163f.
- 13 Vgl. Fleck, L. (1983): 123.
- 14 „Man tritt zurück, um besser zu springen“ pflegte Gottfried Wilhelm Leibniz zu sagen. Vgl. Cassirer, E. (1990): 274.

Deshalb drängte es mich auszuleuchten, was für Betrachtungen bedeutende Vordenkerinnen und Vordenker über die Frage des Raums anstellten und welche ihrer Denkweisen und Raumbegriffe dem Erkenntnisinteresse am menschlichen Miteinander im Wohnen eine Grundlage sein konnten.

In diese Frage versunken lehnte ich den Kopf an die Aufzugwand, als mich eine schwere Müdigkeit übermannte. Für einen Moment schloss ich die Augen. Heftiger als gewohnt ruckelte es an der Kabine – und sodann setzte sie sich in Bewegung. Die folgende Fahrt dauerte und dauerte immer länger und nach einer geraumen Weile war ich nicht einmal mehr sicher, ob die Fahrt überhaupt noch nach oben oder unten führte – vielmehr fand ich mich in einen merkwürdigen Schwebezustand versetzt.¹⁵ Mir dämmerte, dass etwas Außerordentliches vor sich ging.

Der hier beginnende Hauptteil des Exkurses dient dazu, die Gedanken von vier ausgewählten Gelehrten über das Wesen des Raums, in dem wir Menschen miteinander sind, zusammenzustellen und für die Forschung an den Grenzen des Miteinanders fruchtbar zu machen. Da diese verständigen Menschen jedoch alle miteinander nicht mehr unter den Lebenden weilen, bediene ich mich des Kunstgriffs des Geistergesprächs, um die Verständigung über die Grenzen von Raum und Zeit hinweg möglich zu machen.¹⁶

15 Eine Reminiszenz an Haruki Murakami. Murakami, H. (2007): 9.

16 Verschiedene Vorbilder finden sich für solche Wagnisse in der Literaturgeschichte. Ein berühmtes ist das „hohe Geistergespräch“ Nietzsches. Vgl. Nietzsche, F. (1981) [1873–1876]: 167. Eine beispielgebende Variante ist der in Gänze fiktionale Dialog mit Verstorbenen, wie er sich zum Beispiel in den „posthumen Unterhaltungen“ aus Enzensbergers „Hammerstein“ findet. Vgl. Enzensberger, H.M. (2009). Anders geht Frank in seinem „Geistergespräch“ zwischen Lyotard und Habermas vor. In dieser „unwirklichen Debatte“ stellt er philosophische Positionen beider Denker im Originalwortlaut gegeneinander und bezieht dabei als Autor selbst Stellung. Vgl. Frank, M. (1988): 5ff. Die Formulierung „Grenze der Verständigung“ ist eine Anspielung auf Manfred Franks Werk *Die Grenzen der Verständigung*.

Im Rahmen dieses Wagnisses ist eine Absicherung der Aussagen durch die exakte Angabe von Quellen wesentlich: Alle Äußerungen der vier im folgenden auftretenden Geistesgrößen lassen sich auf ihre Schriften oder auf Auszüge aus Vorträgen, Interviews, Filmbeiträgen und dergleichen zurückführen. Mit eigenem Wort und Werk legen Simmel, Cassirer, Bourdieu und Arendt das theoretische Fundament für das Raumverständnis dieser Forschung an den Grenzen des Miteinanders im Wohnen.

Die Fahrstuhlkabine kam abrupt zum Stehen. Beim Öffnen der Tür erblickte ich einen bemerkenswerten Herrn. Er trug einen hellen, dreiteiligen Anzug aus edlem Stoff, der aus der Zeit gefallen wirkte. Noch mehr, als über das auffallend breite Revers mit zwei Knopflöchern, staunte ich über die sehr breite Krawatte, deren üppiger Knoten von einer Nadel gehalten wurde. Die kleinen ovalen Gläser seiner Brille verstärkten das altmodische Auftreten. Das Gesicht des Mannes zeugte gleichwohl von nachdenklicher Tiefe und humorvoller Heiterkeit. Ein dunkler, spitz zulaufender Vollbart rahmte seinen Mund, dessen Winkel auf dem Sprung zum Schmunzeln zu sein schienen. Höflich nickend trat er zu mir in die Kabine. Mir schien, als hätte er mich erwartet. *Guten Tag! Es ehrt mich, dass sie diesen Weg zu mir gefunden haben!*, grüßte er. *Stets gut, wenn man weiß, wo man findet, was man nicht weiß*,¹⁷ fügte er auf geheimnistuerische Weise hinzu. Er blickte in den Spiegel. *Hat sich die Soziologie also bewährt!*, rief er aus und widmete sich darauf den Umständen unseres Zusammentreffens: *Es ist sehr interessant zu sehen, wohin sie mich hier versetzt haben*, sprach er und setzte zu einem kleinen Vortrag an: *Fremdartig kommt mir dieses überaus große Haus in seiner vertikalen Organisation vor. Doch zeichnete sich in meiner Zeit bereits deutlich ab, dass die Gesellschaft sich auf diese Weise ausdrücken würde. Die Anfänge des architektonischen Drangs hoch hinauf habe ich in seinen Anfängen miterlebt. Mit dem Hochhaus überwindet der Mensch das Hindernis der*

17 „Gebildet ist, wer weiß, wo er findet, was er nicht weiß.“ Diese Aussage wird Georg Simmel zugesprochen. Vgl. zum Beispiel Zitate Online: Georg Simmel.

Höhe, es symbolisiert die Ausbreitung seiner Willenssphäre über den Raum.¹⁸ In Bauten wie diesem zeigen sich die Wunder und der Komfort raumüberwindender Technik.¹⁹ Gleichwohl sind sie Gebilde von höchster Unpersönlichkeit.²⁰ An einem Bauwerk wie diesem wird deutlich, wie im Sinne der Geldwirtschaft das Wohnen der Menschen ganz in ein Rechenexempel verwandelt wurde.²¹ Andererseits erkenne ich in der Schlichtheit dieser großen Wohnsiedlung aber auch eine begrüßenswerte Abkehr vom übermütigen Materialismus der sogenannten Gründerjahre.²² Er rückte seine Brille zurecht. Wollen wir doch mal sehen, was ich Ihnen während dieser Fahrstuhlfahrt mit auf den Weg geben kann. Was in meiner Arbeit immer eine herausragende Stellung einnahm, das war die Frage danach, wie das Leben in der Großstadt auf das Geistesleben der Menschen wirkt.²³ Um ihnen ein Beispiel zu geben: Ohne eine gewisse Reserviertheit, die das Großstadtleben zwangsläufig hervorruft, hervorrufen muss, wäre das Wohnen so vieler verschiedener Menschen in einem großen Gebäude wie diesem gar nicht

18 Dies greift einen Gedanken Simmels aus seinem Text „Brücke und Tür“ auf: „Dieses Hindernis überwindend, symbolisiert die Brücke die Ausbreitung unserer Willenssphäre über den Raum.“ Simmel, G. (1909): 2.

19 Vgl. Simmel, G. (2006): 40.

20 „Dieselben Faktoren, die so in der Exaktheit und minutenhaften Präzision der Lebensform zu einem Gebilde von höchster Unpersönlichkeit zusammengeronnen sind, wirken andererseits auf ein höchst persönliches hin. Es gibt vielleicht keine seelische Erscheinung, die so unbedingt der Großstadt vorbehalten wäre, wie die Blasiertheit.“ Ebd.: 18f.

21 „Der moderne Geist ist mehr und mehr ein rechnender geworden. Dem Ideale der Naturwissenschaft, die Welt in ein Rechenexempel zu verwandeln, jeden Teil ihrer in mathematischen Formeln festzulegen, entspricht die rechnerische Exaktheit des praktischen Lebens, die ihm die Geldwirtschaft gebracht hat. Ebd.: 15.

22 „Seit 40 Jahren sind uns die ›Gründerjahre‹ ein schreckhaftes Symbol von volkswirtschaftlicher Ausschweifung, Unsolidität, übermütigem Materialismus.“ Aus einer Rede Simmels im Jahr 1914. Simmel, G. (1915): 10.

23 Bezugnahme auf *Die Großstädte und das Geistesleben*. Simmel, G. (2006).

möglich.²⁴ Die Unpersönlichkeit ist eine Notwendigkeit dieser Form der Existenz. Das hat auch sein Gutes: Inmitten von Fremden gewinnt das Individuum die Freiheit, seine Eigenart auszuleben.²⁵ Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Er musterte die lange Reihe der Stockwerkszahlen. In der Art, wie Raum verteilt wird, gerinnen die Beziehungsformen der Herrschaft zu anschaulichen Gestaltungen.²⁶ Eine entscheidende Frage ist natürlich, inwieweit Raum außerhalb der menschlichen Vorstellung überhaupt eine Realität hat?²⁷ Ist er nur eine Tätigkeit der Seele, des Menschen Art, die Reize seiner Sinne zu einer einheitlichen Anschauung zu bringen?²⁸ Die selbstverständlichste Bestimmung, die der Geist von der umgebenden Welt aussagen kann: dass diese ist.²⁹ Er legte eine Pause ein.

- 24 „Das Wesen der Blasiertheit ist die Abstumpfung gegen die Unterschiede der Dinge, nicht in dem Sinne, daß sie nicht wahrgenommen würden, wie von dem Stumpfsinnigen, sondern so, daß die Bedeutung und der Wert der Unterschiede der Dinge und damit der Dinge selbst als nichtig empfunden wird. Sie erscheinen dem Blasierten in einer gleichmäßig matten und grauen Tönung, keines Wert, dem anderen vorgezogen zu werden.“ Ebd.: 20; „Während das Subjekt diese Existenzform ganz mit sich abzumachen hat, verlangt ihm seine Selbsterhaltung gegenüber der Großstadt ein nicht weniger negatives Verhalten sozialer Natur ab. Die geistige Haltung der Großstädter zu einander wird man in formaler Hinsicht als Reserviertheit bezeichnen dürfen.“ Ebd.: 22f.
- 25 „Diese Reserviertheit mit dem Oberton versteckter Aversionen erscheint aber nun wieder als Form oder Gewand eines viel allgemeineren Geisteswesens der Großstadt. Sie gewährt nämlich dem Individuum eine Art und ein Maß persönlicher Freiheit, zu denen es in anderen Verhältnissen gar keine Analogie gibt“. Ebd.: 25f.
- 26 Simmel untersucht in seiner *Soziologie des Raumes* zunächst die Auswirkungen der sogenannten Raumqualitäten: die Ausschließlichkeit des Raumes, Raumgrenzen, Nähe und Distanz, Fixiertheit und Nachbarschaft. Diese sind für ihn „wie Fortsetzungen der räumlichen Konfigurationen in das Gefüge der Menschheit hinein, die sich in den Raum teilt.“ Simmel, G. (1992) [1908]: 748.
- 27 Vgl. Löw M. (2001): 59.
- 28 Vgl. Simmel, G. (1992) [1908]: 688f.
- 29 Simmel, G. (1996) [1910]: 44.

*Wenden wir uns den Fragen zu, die in Ihrer Untersuchung stecken. Einer soziologischen Betrachtung geht es darum, die Formen des Zusammenseins von Menschen zu beschreiben und die Regeln darin zu finden,*³⁰ *erklärte er. Stellen Sie Untersuchungen zum Gegenstand der Stadt an, so betrachten Sie damit den Aggregatzustand einer Vergesellschaftung. Fragen Sie dabei nach der formenden Macht des gesellschaftlichen Zusammenhangs!*³¹ *Dann wurde er nachdenklich. Sein Blick war offenbar an einen Ort fern von hier gerichtet. Sie müssen wissen, ein Schatten der Wehmut liegt für mich über dieser Wiederkehr in meine Heimatstadt. Wie es in dieser, Ihrer Zeit um diesen mir wohl bekannten, runden Platz dort unten bestellt ist, lässt mich schmerzlich ahnen, wie gewaltig die Erschütterungen durch das Fieber des Krieges gewesen sein müssen ... Merken Sie sich: Wenn ein Tropfen das Gefäß zum Überlaufen bringt, so läuft immer mehr heraus als dieser Tropfen.*³²

*Mit gesenkter Stimme fuhr er fort: Noch etwas zur Haltung als Forscher: Zwei Dinge sind es, die im Einzelnen wie auch in den Beziehungen der Menschen das Gute hemmen: der Vorteil und das Vorurteil.*³³ *Dies gilt für das Nebeneinander der Mitlebenden ebenso, wie für das Nacheinander der Zukünftigen.*³⁴ *Weil wir wissen, wie flüchtig unser Dasein ist in der Geschichte, sollte unsere Aufgabe es nicht sein, anzuklagen oder zu verzeihen, sondern allein zu verstehen.*³⁵ *Merken Sie sich das für Ihre Analyse.* Er drückte einen Knopf der Tastatur, dessen Bedeutung ich nicht kannte und von dem ich sicher war, dass er zuvor noch nicht da gewesen war. *Ich werde Sie zu einem Kollegen schicken, der als junger Mann einst meine Vorlesungen besuchte.* Die Tür öffnete. In formvollendeter Höflichkeit verabschiedete er sich und trat über die Schwelle. *Ich wünsche Ihnen alles Gute für Ihre Suche!*

30 Simmel, G. (1890): 4.

31 Simmel, G. (1992) [1908]: 779.

32 Zitat, das Georg Simmel zugeschrieben wird. Vgl. Aphorismen.de: Georg Simmel.

33 Im Januar 1918 verfasste er diesen Aphorismus für einen Kalender mit „Versen und Sprüchen deutscher Dichter und Denker“. Aus: Thomä, D. (2021).

34 Simmel, G. (1915): 12.

35 Simmel, G. (2006): 131.

Zusammenfassung: Simmel Das Wohn-Hochhaus ist ein Gebilde von höchster Unpersönlichkeit. Ohne Reserviertheit wäre das Wohnen vieler verschiedener Menschen in einem großen Gebäude nicht möglich. Inmitten von Fremden gewinnt das Individuum die Freiheit, seine Eigenart auszuüben. Einer soziologischen Betrachtung geht es darum, die Formen des Zusammenseins von Menschen zu beschreiben und die Regeln darin zu finden. Untersuchungen zum Gegenstand der Stadt betrachten den Aggregatzustand einer Vergesellschaftung. Zu fragen ist nach der formenden Macht des gesellschaftlichen Zusammenhangs.

Die Fahrt ging weiter. Dieses Mal dauerte es weniger lange, bis der Aufzug zum Stehen kam. Wieder erwartete mich ein vornehm gekleideter Herr. Er trug einen tiefdunklen Nadelstreifenanzug, Hemd und Krawatte. Den Schnitt seiner Kleider konnte ich zwar nicht mit Genauigkeit einem Jahrzehnt zuordnen, doch stammte die Garderobe aus einer jüngeren Vergangenheit, als die seines Vorredners. Sein Kopf wurde gekrönt von einer schwungvollen weißen Haartolle. Ein wissendes Lächeln lag um seinen Mund. Hing sein rechtes Augenlid ein wenig oder kniff er das Auge herausfordernd zusammen? Der Blick war prüfend – dabei aber weniger Äußerlichkeiten begutachtend, sondern eher auf das Innere gerichtet. Mir war zu Mute, als schaute er mir ins Herz ... *Sesam öffne dich!*,³⁶ sprach er und trat vergnügten Schrittes ein in die Kabine.

Ihre Vorstellung von mir, ergriff er das Wort, liegt vermutlich in den Bildern begründet, die Sie gesehen haben, erinnern, wiedererkennen. Ich darf doch annehmen, dass Ihre Beschreibung von mir auf Bildaufnahmen beruht? Stellen Sie sich nur mal vor, Sie hätten sich mich nun in jüngeren Jahren, als Jüngling gar, ausgemalt – dann würde ich Ihnen jetzt sicherlich ganz andere Sachen erzählen, nicht wahr? Amüsiert zwinkerte er mir zu. Kraft Ihrer Vorstellung stehe ich nun vor Ihnen. Drum wird dies wohl oder übel ein Vorstellungsgespräch.

Was nun die Raumfrage und Ihre Arbeit betrifft, werde ich versuchen, meine Gedanken so kurz und bündig wie möglich zu formulieren, knüpfte er an. In unserem täglichen Tun und Treiben

bilden Raum und Zeit die beiden Grundpfeiler, die das Ganze tragen und zusammenhalten.³⁷ Außerhalb von Raum und Zeit können wir uns kein wirkliches Ding vorstellen.³⁸ Dass wir ihnen ein Sein zusprechen, scheint unausweichlich – wie könnten wir sonst überhaupt von ihnen sprechen?³⁹ Er legte eine Pause ein. Denken Sie sich Raum und Zeit aber nicht als Substanzen. Das Fundament ihrer Wahrheit liegt in ihrer Beziehung.⁴⁰ Verfolgen wir diesen Gedankengang, um uns einen tieferen Einblick zu verschaffen: Der Raum gewinnt seine Struktur erst durch den Zusammenhang.⁴¹ Er ist kein Ding unter anderen Dingen,⁴² sondern die Ordnung der Dinge.⁴³ Der Mensch wiederum ordnet die Dinge, die er wahrnimmt, um sich in der Welt zurechtzufinden. Der Verstand greift Einzelheiten heraus, erfasst ihre Zusammenhänge und verdichtet diese zu Gedanken.⁴⁴ Sich ein Bild machen, etwas begreifen ... Für einen Moment stockte seine Rede. Der Mensch ist ja ein Lebewesen, das sich Symbole zu Nutze macht,⁴⁵ fuhr er fort. Symbole sind der Schlüssel. Sie vermitteln zwischen Menschen und Dingen, veranschaulichen die Ideen, die ihnen innewohnen. Gar nicht genug zu betonen ist, dass der Mensch nicht auf einen einzigen spezifischen Zugang zur Wirklichkeit festgelegt ist. Seinen Blickwinkel kann er selbst wählen.⁴⁶ Die Wirklichkeit ist so unendlich vielfältig, wie es unterschiedliche Lebewesen gibt.⁴⁷ Wohlwollend wartete er wie ein guter Lehrer etwas ab. Was das für Ihre Arbeit bedeutet? Denken Sie in Zusammenhängen! Wollen Sie zu einer allgemeinen Vorstellung eines Gegenstandes gelangen,

37 Cassirer, E. (2006) [1931]: 485.

38 Cassirer, E. (1990): 72.

39 Cassirer, E. (2006) [1931]: 488.

40 Ebd.: 489.

41 Ebd.: 494.

42 Ebd.: 490.

43 Cassirer verweist damit auf Leibniz und die moderne Physik. Vgl. ebd.: 490ff.

44 Der Menschenverstand kann Beziehungen isolieren – sie in ihrer abstrakten Bedeutung verstehen. Cassirer, E. (1990): 67, 86.

45 Der Mensch ist ein „animal symbolicum“. Cassirer, E. (1990).

46 Vgl. ebd.: 261.

47 Vgl. ebd.: 47.

heißt es, ihn aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten, um herauszufinden, in welchen Beziehungen er zu anderen Gegenständen steht.⁴⁸ Geben sie Acht, dass sie dabei den Menschen nicht aus den Augen verlieren!., schärfte er mir ein. Ohne Zweifel ist der Mensch in allen unmittelbaren Bedürfnissen von seiner materiellen Umwelt abhängig.⁴⁹ Das symbolische Denken aber ist die Kraft, dank der Menschen ihr eigenes Universum gestalten können. Wie wollten die Menschen sich Vorstellungen über das Wesen des Raums machen, ohne über die lebensweltliche Erfahrung hinaus abstrakte Ideen von der Welt anhand von Symbolen zu entwerfen? Der Raum gewinnt seine Struktur erst durch die Kraft eines Sinnzusammenhangs.⁵⁰ Wir leben, wenn sie so wollen, in symbolischen Räumen. Dann kam er auf ein anderes Thema zu sprechen. Noch ein paar Worte zu Ihrem Experiment: Das Anliegen, Gespräche zu führen, begrüße ich. Allein im Umgang mit Menschen gewinnen wir Einblick in ihren Charakter. Wir müssen uns ihnen tatsächlich stellen, müssen ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenüberreten, um sie zu verstehen.⁵¹ Die Fähigkeit, auf andere – und auch sich selbst – einzugehen, ist dabei grundlegend.⁵² Bedenken Sie: Wenn Sie das Licht der eigenen Erfahrung ausschalten, können Sie die Erfahrungen anderer nicht erkennen und nicht beurteilen.⁵³ Nicht nur im Materiellen, sondern auch im Geistigen ist des Menschen Werk in ewigem Wandel begriffen. Da seine Wirklichkeit symbolischer Art ist, verlangt sie stets nach Deutung, zutiefst verletzlich ist sie.⁵⁴ Mit einem Mal verdunkelte sich sein Gesicht. Ein leichtes Beben durchdrang seine Stimme: Noch ein mahnendes Wort! Seien Sie sich gewahr, dass die Zivilisation nur eine ganz dünne Kruste über einem Vulkan ist.⁵⁵ Ich wünsche Ihnen, dass Sie nicht, so wie

48 Vgl. ebd.: 78.

49 Vgl. ebd.: 17.

50 Vgl. Cassirer, E. (2006) [1931]: 494.

51 Cassirer, E. (1990): 21.

52 Vgl. ebd.: 22.

53 Vgl. ebd.: 286.

54 Vgl. ebd.: 282.

55 Ernst Cassirer im Gespräch mit seiner Tochter Anne Appelbaum. In: Die vergessene Tradition, hr2-Abendstudio, 9. April 1995.

einst ich,⁵⁶ selbst werden erfahren müssen, was unter ihr, versteckt im Dunkel, auf seine Stunde und Gelegenheit wartet hervorzutreten⁵⁷ ... Gleich darauf waren die Schatten verflogen. Doch wollen wir nicht im Dunkel bleiben. Vergessen sie nicht zu fragen, was die Menschen trotz all der Unterschiede und Gegensätze gemeinsam haben.⁵⁸ Die Hände vor sich gefaltet, schaute er mir noch einmal vielsagend in die Augen. Es gilt, gerade in dem Gegensatz, wieder nach dem gemeinsamen Zentrum zu suchen. Denn wir haben dieses Zentrum, und zwar eben darum, weil es eine gemeinsame objektive menschliche Welt gibt. In dieser gemeinsamen Welt bestehen die Differenzen der Individuen weiter – dies aber mit der Bedingung, dass Brücken zwischen ihnen geschlagen sind.⁵⁹ Er räusperte sich: Nachdem wir uns so erquicklich die Zeit verplaudert haben, sollten sie sich an jemanden wenden, der es vermag, die symbolischen Formen für Ihre Arbeit anwendbar zu machen.⁶⁰ Widmen Sie sich der Ordnung der Beziehungen des menschlichen Miteinanders, so sollten Sie sich mit dem Begriff des ‚Sozialen‘ Raums befassen. Er wartete, bis die Schiebetür ganz geöffnet war, hob die Hand zum Abschiedsgrüße und trat über die Schwelle.

- 56 Cassirer wurde durch die Machtergreifung der Nationalsozialisten ins Exil getrieben und kehrte Zeit seines Lebens nicht zurück in sein Heimatland. Erhellende und rührende Einblicke in den Privatmenschen Ernst Cassirer gewährt das Buch *Mein Leben mit Ernst Cassirer* von seiner Ehefrau Toni. Cassirer, T. (2003).
- 57 Cassirer, E. (2015) [1949]: 364.
- 58 Cassirer, E. (1990): 114.
- 59 Heidegger, M. (1973): 292.
- 60 „Pierre Bourdieu ist nach Jacob Taubes ‚wohl der erste, der Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen‘ vom theoretischen Himmel auf die sozialwissenschaftliche Erde herunter geholt hat.“ Zitiert nach Christine Magerski, die dazu schreibt: „Das Zitat Taubes befindet sich auf dem Buchrücken der vom Suhrkamp-Verlag besorgten Ausgabe von *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Alle Versuche, die eigentliche Herkunft des Zitats zu klären, blieben erfolglos, da, wie mir der Verlag mitteilte, die erste Ausgabe zu einer Zeit erfolgte, in der derartige Informationen nicht abgelegt wurden.“ Magerski, C. (2005): 112.

Zusammenfassung: Cassirer Der Raum gewinnt seine Struktur durch den Zusammenhang. Er ist die Ordnung der Dinge. Symbole vermitteln zwischen Menschen und Dingen. Um zu einer allgemeinen Vorstellung eines Gegenstandes zu gelangen, gilt es herauszufinden, in welchen Beziehungen er zu anderen Gegenständen steht. Wir müssen uns den Menschen tatsächlich stellen, um sie zu verstehen. Nur im unmittelbaren Umgang gewinnen wir Einblick in ihren Charakter. Es gilt zu fragen, was die Menschen trotz all der Unterschiede und Gegensätze gemeinsam haben.

Einmal mehr setzte die Kabine sich in Bewegung. Während der Fahrt fühlte es sich an, als ginge es wieder zurück in Richtung Erdboden. Sodann erfolgte der dritte Halt. Wieder erwartete mich ein Herr. In seinem locker geschnittenen, dunklen Anzug schlenderte er zielstrebig in die Kabine. Mit seiner hohen und tief durchfurchten Stirn entsprach er voll und ganz meinen Erwartungen an einen Denker – einen Mann der Bildung. Freundlich spöttelnd schaute er mich an. *Da stehen Sie also! Wissen Sie, wo sie stehen? Nur wenn Sie wissen, wo Sie stehen und warum, dann sind Sie, vielleicht, ein bisschen frei ...*,⁶¹ eröffnete er seinen Vortrag. Dabei zog er seine Augenbrauen hoch, wodurch seine Stirn vollends wirkte wie ein Gebirge mit vielen tiefen Schluchten. *Es ist mir eine Ehre, anschließend an diesen großen Erben der Aufklärung zu sprechen. Ich verehere ihn. Sein Werk habe ich unter Einsatz von viel Energie ins Französische übersetzt*⁶², sprach er in ehrfürchtigem Ton. *Und dass Sie mich verstehen können, verdanken wir der Tatsache, dass wiederum viele meiner Schriften in Ihrer Sprache erschienen sind. Es schmeichelt mir, gerade weil ich nie beabsichtigt habe, zu einem ‚Klassiker‘ zu werden.*⁶³ Bescheiden abwehrend hob er die Hände. *In Ihrer Vorstellung entspreche ich ganz dem*

61 Angelehnt an Aussagen Bourdieus in einer Dokumentation des Hessischen Rundfunks vom 3.11.1983 über den französischen Sozialphilosophen Pierre Bourdieu.

62 Diese Auskunft gibt Bourdieu im Gespräch mit Günter Grass, aufgezeichnet von ARTE.

63 Eine solche Äußerung traf Bourdieu meiner Erinnerung nach in einem aufgezeichneten Gespräch, das ich leider nicht wiederfinden konnte.

Bild eines klassischen Intellektuellen. Mein ganzes Auftreten – wie ich aussehe, wie ich mich kleide und bewege, ganz wichtig dabei die Sprache und die Weise wie ich sie verwende, meine Wahl der Worte und ganz besonders deren Aussprache, die Betonung, vor allem auch die Feinheiten des mimischen Spiels und begleitende Gesten werden von ihnen als relevante Merkmale wahrgenommen, erkannt, interpretiert, bewertet und einem Lebensstil zugeordnet, der Ausdruck einer bestimmten Position im sozialen Raum ist. Seine Hände unterstützten seine Rede, als ob er mit ihnen den Fluss seiner Worte dirigierte. In meinem Fall ist es die gesellschaftliche Stellung des Gelehrten, die ich einnehme und die ich verinnerlicht habe – ein eingefleischter Intellektueller sozusagen.⁶⁴ Dass er in seiner verschachtelten Redeweise nicht den Faden verlor, wies darauf hin, dass er geübt darin war, komplexe Dinge zu erklären. Im sozialen Raum finden permanent Auseinandersetzungen über die Bewertungen der Dinge statt. Diese Wertungen funktionieren immer nur in Relation zu den anderen. Das heißt, ein und dasselbe kann völlig unterschiedlich bewertet werden. Über die Deutungshoheit bezüglich symbolischer Werte werden Kämpfe ausgefochten.⁶⁵ Bestimmte Stellungen im sozialen Raum führen zu bestimmten Stellungnahmen. Und der soziale Raum hat Spielregeln.⁶⁶ Positionen im sozialen Raum werden bestimmt durch das ökonomische, das kulturelle und das soziale Kapital, über das der Einzelne verfügen kann. Ich werde an dieser Stelle eine Ausnahme machen und diese drei Kapitalsorten verkürzt zusammenfassen: Ökonomisches Kapital bezeichnet Einkommen und Eigentum, Geld und Waren, die jemand sein Eigen nennen darf. Kulturelles Kapital liegt zum einen körpergebunden vor und zeigt sich zum Beispiel besonders durch eine spezifische Sprechweise, in der sich die Herkunft aus einer gesellschaftlichen Klasse oder einer Region ausdrückt.⁶⁷ In objektiviertem Zustand findet es sich in Form von kulturellen Gütern wie Bildern, Büchern, Instrumenten und so weiter wieder.

64 Bourdieu, P. (1987): 278f.

65 Vgl. Magerski, C. (2005): 120.

66 Angelehnt an Aussagen Bourdieus in der Dokumentation *Pierre Bourdieu – Die feinen Unterschiede* des Hessischen Rundfunks aus dem Jahre 1981.

67 Bourdieu, P. (1983): 187.

Entscheidend aber ist vor allen Dingen der vertraute Umgang mit ihnen.⁶⁸ Kulturelles Kapital wirkt symbolisch. Verinnerlichtes kulturelles Kapital ist Bildung. Wer am Erwerb von Bildung arbeitet, arbeitet an sich selbst, er bildet sich. Zum Erwerb wird Zeit investiert. Bildung ist also eine Währung, in der man mit seiner Person ‚bezahlt‘, wie man im Französischen sagt.⁶⁹ Das soziale Kapital, nicht zuletzt, umfasst die Ressourcen die potenziell mit der Zugehörigkeit zu einer Gruppe verbunden sind. Oder, anders ausgedrückt, es geht um Vorteile, die auf Beziehungen beruhen.⁷⁰ Die Verteilungsstruktur dieser Arten von Kapital entspricht der Struktur der gesellschaftlichen Wirklichkeit, für den Einzelnen bestimmt sie über die Erfolgchancen im Leben. Mit ernster Miene hob er mahnend einen Finger. Beachten Sie – das ist wichtig! – die gesellschaftliche Welt ist akkumulierte Geschichte. Sie darf deshalb nicht auf eine Aneinanderreihung von kurzlebigen und mechanischen Zuständen reduziert werden, in denen die Menschen die Rolle von austauschbaren Teilchen spielen.⁷¹ Allmählich begann ich zu verstehen, wie er in seinen Ausführungen an seinen Vorredner anknüpfte. Der soziale Raum ist nicht der physische Raum, er entsteht innerhalb dessen,⁷² fuhr er fort. Er weist die Tendenz auf, sich im physischen Raum in Form einer bestimmten Anordnung von Akteuren und Eigenschaften niederzuschlagen.⁷³ Wir dürfen begründet annehmen, dass sich in den Strukturen des durch Menschen angeeigneten physischen Raumes die soziale Ordnung widerspiegelt. Die Fähigkeit, den angeeigneten physischen Raum zu dominieren, hängt ab von der Stellung im sozialen Raum, also vom jeweiligen ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapital.⁷⁴ Versuchen wir dies anhand des konkreten Beispiels der Wohnungsfindung zu verdeutlichen – das hat ja, so wie ich es verstanden habe, unmittelbar mit Ihrer Untersuchung zu tun. Nun also: Wollen Sie einen Wohnraum beziehen, so ist die Grundvor-

68 Vgl. ebd.: 188.

69 Vgl. ebd.: 187.

70 Vgl. ebd.: 191.

71 Ebd.: 183.

72 Bourdieu, P. (1991): 28.

73 Ebd.: 26.

74 Ebd.: 30.

aussetzung, dass Sie ihn sich leisten können. Das ist klar. Ob, im Falle einer Mietwohnung, ein Vermieter sich unter den Bewerbern für Sie entscheidet, hängt darüber hinaus davon ab, dass Sie vom Typ her seinen Vorstellungen entsprechen. Auf welchen Wegen Sie überhaupt die Kenntnis von vakanten Wohnräumen erlangen, Ihnen jemand einen Tipp gibt, Ihnen eine Empfehlung ausspricht, oder ob Sie gar Menschen kennen, die über den Zugang von Wohnräumen entscheiden und so weiter und so fort ... das alles bestimmt Ihre Chancen, Wohnraum für sich beanspruchen zu können. Sich an exklusiven Orten aufhalten zu können, zu dürfen und zu wissen, wie man sich dort verhält, demonstriert eine Sonderstellung in der Gesellschaft und wird wiederum selbst zu einem symbolischen sozialen Kapital.⁷⁵ Das Gegenteil bewirkt der Aufenthalt an einem benachteiligten Ort ... Unterschiedliche Wohngebiete symbolisieren Durchschnittswahrscheinlichkeiten der Aneignung von materiellen als auch kulturellen Gütern und Dienstleistungen der Bewohner.⁷⁶ Einer der Vorteile, den die Verfügungsmacht über Raum verschafft, ist die Möglichkeit, unerwünschte Dinge oder Menschen auf Distanz zu halten.⁷⁷ Herrschaft über den Raum ist eine der privilegiertesten Formen von Herrschaftsausübung.⁷⁸ Wortgewaltig hatte er sich immer mehr in Rage geredet. Gesellschaftlich ist alles in Bewegung, heißt es. Doch gibt es Wiederholungen gesellschaftlicher Muster, Konstanten. Die unsichtbaren Gesetzmäßigkeiten dieser Regelmäßigkeiten gilt es zu entschleiern, denn sie sind wesentlich. Das Wesentliche ist unsichtbar. So wie die Beziehungen zwischen den Planeten unsichtbar sind, obgleich sie es doch sind, die alles in Bahnen lenken.⁷⁹ Durch diese Analogie kam ich damals darauf ... Sie müssen sich vergewissern, inwiefern die Dinge ihre Eigenschaften dem Netz von Relationen verdanken, in das sie eingebunden sind. Man muss relational denken!⁸⁰ Witzelnd

75 Vgl. ebd.: 32.

76 Vgl. ebd.: 31.

77 Vgl. ebd.

78 Ebd.: 30.

79 Angelehnt an Aussagen Bourdieus in der Dokumentation *Pierre Bourdieu – Die feinen Unterschiede* des Hessischen Rundfunks aus dem Jahre 1981.

80 Bourdieu, P. (1996): 262.

bemerkte er: *Sie haben wohl bemerkt, dass ich keine einfachen und leicht zu begreifenden Aussagen zu machen suche. Ich sage Ihnen: Will man die Welt in ihrer ganzen Komplexität erfassen und zugleich hierarchisch gliedern und perspektivisch ordnen, muss man auf solche schwerfälligen Sätze zurückgreifen – das schrieb ein Kollege und dies mache ich auch für mich geltend. Über die soziale Welt in vereinfachter und vereinfachender Weise zu reden, damit ermöglicht man gefährliche Manipulationen an dieser Welt,*⁸¹ mahnte er mit erhobenem Zeigefinger. *Bezüglich meiner komplizierten Ausdrucksweise könnte man mir im Übrigen aber mit meinen eigenen Argumenten vorwerfen, dass ich mittels meines hohen kulturellen Kapitals als Soziologieprofessor symbolische Gewalt durch meine unzugängliche akademische Sprache ausübe.*⁸² *Indem ich damit nämlich mein Gegenüber einschüchtere – die meisten Menschen geben ja nicht gerne zu, wenn sie etwas nicht verstehen... Nun, mir war es immer wichtig zu betonen, dass die Soziologie keine Stunde der Mühe wert wäre, sollte sie bloß ein Wissen von Fachleuten für Fachleute sein.*⁸³ Er hielt einen Moment lang inne. *Finden Sie also Ihren Weg und begründen Sie ihn gut. Das ist Ihre Aufgabe! Es geht darum, wie man mit der eigenen Erfahrung umgeht – wie man seine Erfahrungen so bearbeitet, dass man etwas daraus machen kann.*⁸⁴ Er zupfte am Stoff meiner Uniform und gab meiner Kappe einen kleinen Klapps, sodass sie leicht verrutschte. *Sie gehen mit Humor an die Sache. Das ist Ihr gutes Recht und sie stehen damit ja auch in durchaus guter Tradition.*⁸⁵ *Aber vergessen sie nicht: Die Zeiten sind nicht witzig! Es*

81 Bourdieu, P.; Heilbron, J. & Mason, B. (1992): 70.

82 Argumente hierfür finden sich in: Bourdieu, P. (2005b).

83 Bourdieu zitiert nach Schwingel, M. (1995): 18.

84 Ähnlich spricht Bourdieu in einem Universitäts-Seminar im Dokumentarfilm *Soziologie ist ein Kampfsport*.

85 „Viele Aspekte, die es am Anfang gab, wenn ich nur an Montaigne denke, sind im Verlauf der Jahrhunderte verloren gegangen. Unter anderem auch der Humor. Voltaires *Candide* oder Diderots *Jacques le Fataliste* zum Beispiel sind Bücher, in denen die Zustände der Zeit auch schrecklich sind, und dennoch bricht die menschliche Fähigkeit durch, unter Schmerz und im Scheitern noch eine komische und in dem Sinne siegreiche Figur abzugeben.“ Günter Grass im Gespräch mit Pierre Bourdieu. Das Gespräch wurde aufgezeichnet von ARTE.

*gibt nichts, über das man lachen könnte.*⁸⁶ Diesen Satz ließ er einen Augenblick lang wirken, bevor er hinzufügte: *Ein engagierter Intellektueller ist einer, der sich einmischt.* Man merkte, wie ihn das Gesagte emotional bewegte. *Ich begrüße, dass Sie mit Ihrer Fahrstuhlforschung, so wie ich das sehe, das Banale exotisch machen. Darum muss es gehen – das Exotische im Alltäglichen aufzeigen.*⁸⁷ Dann nahm er konkret Bezug auf mein Forschungsthema: *Die hohen Häuser sind ein Mosaik subjektiver Wirklichkeiten, deren objektive Bezugspunkte auszumachen sind. Um zu verstehen, was sich an solchen Orten ereignet, die viele Menschen zusammenbringen, die sie zwingen, miteinander zu leben, ist es unzureichend, alle einzelnen Standpunkte isoliert zu erklären. Sie müssen, wie in der Realität selbst, miteinander konfrontiert werden, um durch den schlichten Effekt des Nebeneinanderstellens sichtbar zu machen, was aus der Konfrontation der unterschiedlichen oder gegensätzlichen Weltansichten hervorgeht.*⁸⁸ Er räusperte sich, bevor er mir einen Rat gab: *Als Soziologe ist es wichtig zuzuhören, zu entziffern, was man Ihnen sagt und es dann zu übersetzen und überliefern. Den Soziologen sehe ich in der Rolle eines öffentlichen Schreibers.*⁸⁹ *Denken Sie darüber mal nach!* Er atmete tief durch und strich sich über die Schläfen. *Mein Mund ist schon ganz trocken.*⁹⁰ *Höchste Zeit, dass ich mich verabschiede.* Er richtete seinen Anzug, dann setzte er die Kabine in Bewegung. *Fragen Sie sich, was Sie tun! So eine Frage verändert alles.*⁹¹ Beim Aussteigen sprach er: *Und bereiten Sie sich gut vor! Soziologie ist ein Kampfsport!* Darauf wischte er, wohl um mir einen Streich zu spielen, mit beiden Händen einmal über alle Knöpfe auf der Armatur. Er lachte herzlich auf und tippte sich zum Abschied mit der Hand an die Stirn. Beim Aussteigen blickte er einmal lächelnd zurück und sagte: *Auf den Boden der Tatsachen müssen Sie jetzt.*

86 Bourdieu im Gespräch mit Günter Grass.

87 Bourdieu im Dokumentarfilm *Soziologie ist ein Kampfsport* über die Erforschung seines eigenen Heimatdorfes.

88 Bourdieu, P. (2005a): 17.

89 Bourdieu im Gespräch mit Günter Grass.

90 Bourdieu zu Beginn des Dokumentarfilms *Soziologie ist ein Kampfsport*.

91 Bourdieu, P. & Graw, I. (1996).

Sie brauchen noch jemanden, der Ihnen Rat gibt zur Bedingtheit des Zusammenseins der Menschen und dem Sein in der Welt der Dinge. Danach trat er über die Schwelle. Zu meiner Freude hielt die Aufzugkabine auf der folgenden Fahrt hinab tatsächlich in jedem einzelnen Stockwerk, weshalb es etwas dauerte, bis ich mich zum letzten Vortrag einfand.

Zusammenfassung: Bourdieu Die soziale Ordnung spiegelt sich im physischen Raum. Im sozialen Raum finden Auseinandersetzungen über die Bewertungen der Dinge statt. Diese Wertungen funktionieren nur in Relation zu den anderen. Der soziale Raum hat Spielregeln. Die Positionen der Menschen im sozialen Raum werden bestimmt durch das ökonomische, das kulturelle und das soziale Kapital, über das sie verfügen oder nicht. Die unsichtbaren Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlicher Muster, gilt es zu entschleiern. Als Soziologe ist es wichtig zuzuhören, zu entziffern, zu übersetzen und zu überliefern. Der Soziologe ist in der Rolle eines öffentlichen Schreibers zu sehen, der durch das Nebeneinanderstellen von Standpunkten gesellschaftliche Verhältnisse nachvollziehbar macht.

Endlich folgte der ersehnte Halt. Hinter der Schiebetür des Aufzugs vernahm ich ein Räuspern. Mit dem Öffnen der Tür erblickte ich eine Dame. Sie trug ein dunkles Kostüm, darunter eine Bluse, unter deren Kragen eine Halskette aus hölzernen Perlen hervorschaute. Mit zittriger Hand tat sie einen kräftigen Zug an einer Zigarette und blies mit Genuss eine große Rauchwolke in die Luft. *Ich bin so frei*, sagte sie und betrat die Kabine. Bereits mit diesen ersten Worten bemerkte ich die Besonderheit ihrer Stimme, die den Raum zu erfüllen schien. Sie war tief und von einer eigenwilligen Melodik, die einem unter die Haut ging. Mit festem Blick sah sie mir in die Augen. *Wissen Sie, das ist wieder so eine Sache: Dass Sie sich so sehr über mein Rauchen im Fahrstuhl erstaunt zeigen, liegt an Ihren Gewohnheiten, entstanden durch die Kenntnis um Konventionen, zu denen man in Ihrer Zeit nun gerade gelangt ist. Dagegen kann ich nichts machen.* Zischend zog sie durch die Mundwinkel Luft ein. *Wissen Sie, wenn wir auf eine Frage zu sprechen kommen, die meine geschätzten Vorredner in ihren Vorbemerkungen*

anschnitten, dann möchte ich in meinem Beitrag zu ihren Überlegungen die Angewiesenheit menschlicher Existenz auf Gegenständlichkeit und Objektivität hervorheben.⁹² Die Art, wie sie den Rauch der Zigarette einatmete, wirkte nervös – doch beim Sprechen war sie äußerst gefasst. *Also nun zu Ihrem Thema: Geht es um das Zusammenleben in der Welt, so erwähne ich immer, dass dieses Zusammenleben im Wesentlichen heißt, dass eine Welt von Dingen zwischen denen liegt, deren gemeinsamer Wohnort sie ist. Ein von mir verwendetes Bild, das, wie mir scheint, gut veranschaulicht, wie ich das meine, ist das des Tisches. Die Welt der Dinge liegt zwischen den Menschen in dem gleichen Sinne, in dem etwa ein Tisch zwischen denen steht, die um ihn herum sitzen. Der Tisch verbindet diejenigen, genauso, wie er sie trennt. Er ist zwischen den Menschen.*⁹³ Nach einem weiteren Zug an ihrer Zigarette fügte sie hinzu: *Sofern menschliches Leben weltlich und weltbildend ist, hat es sich auf einen Prozess ständiger Verdinglichung eingelassen.*⁹⁴ *Schauen Sie auf die Beschaffenheit der Dinge, die zwischen den Menschen eine Rolle spielen.* Sie machte eine Pause. *In dieser Dingwelt ist menschliches Leben zu Hause, das von Natur aus heimatlos ist; und die Welt bietet dem Menschen eine Heimat in dem Maße, in dem sie menschliches Leben überdauert, ihm widersteht und als objektiv gegenständig gegenübertritt.*⁹⁵ *Wie schön auch immer die Welt der Dinge, die uns umgibt, sein mag, sie erhält ihren Sinn erst, wenn sie die Bühne für Handelnde und Sprechende bereitstellt, wenn sie durchweht ist von dem Geflecht menschlicher Bezüge und den Geschichten, die aus ihnen entstehen. Ohne von Menschen bewohnt und von ihnen andauernd besprochen zu werden, wäre die Welt nicht mehr als ein Haufen beziehungsloser Dinge. Das ist das eine!*⁹⁶ sprach sie. Während dieser Worte hob sie die gestreckte Hand in die Luft, was wie eine sanfte Abwehr wirkte. *Der Mensch ist ja ausgezeichnet durch seinen wissenden*

92 Arendt, H. (2002) [1960]: 16.

93 Ebd.: 66.

94 Ebd.: 114.

95 Ebd.: 16.

96 Ebd.: 258.

Bezug zum Sein,⁹⁷ das sage ich in den Worten von Heidegger. Für einen Augenblick war es, als hätte sich ein Schatten auf ihr Gesicht gelegt. Sie räusperte sich und ergänzte: Über die Frage des Menschseins führte er übrigens einst einen denkwürdigen Disput mit einem meiner Vorredner aus vorheriger Fahrt.⁹⁸ Den Zigarettenrauch hielt sie ein paar Sekunden lang in der Lunge, ehe sie ihn durch die Nase entweichen ließ. Wollen wir nun auf eine Frage zu sprechen kommen, die den Themenbereich des Wohnens berührt: Für das Sein des Menschen ist das Wohnen von besonderer Bedeutung. Die eigenen vier Wände, ich will es Ihnen sagen, sind der einzige Ort, an den wir uns von der Welt zurückziehen können. Nicht nur von dem, was in ihr ständig vorgeht, sondern von ihrer Öffentlichkeit, von dem Gesehen und Gehörtwerden.⁹⁹ Geben Sie darum auch besonders darauf Acht, in Ihrer Forschung, selbstredend aber nicht nur dort, respektvoll mit der Privatsphäre der Menschen umzugehen. Ich bin nämlich meiner Meinung,¹⁰⁰ dass mein Privatleben niemanden etwas angeht.¹⁰¹ Sie blinzelte mit den Augen. Den öffentlichen Bereich, jenen Weltraum, hingegen brauchen die Menschen, um überhaupt in Erscheinung treten zu können.¹⁰² Es ist der Raum, in dem Dinge öffentlich werden: in der Öffentlichkeit auftreten, erscheinen, handeln und sprechen wir.¹⁰³ Wo immer Menschen zusammenkommen, schiebt sich ‚Welt‘ zwischen sie, und es ist in diesem Zwischen-Raum, dass alle menschlichen Angelegenheiten sich abspielen. Der Raum zwischen den Menschen, der die Welt ist, kann sicher nicht ohne sie bestehen.¹⁰⁴ Das ist doch klar! Sie rückte ihre Brille zurecht. *Wenn einer sich entschließt, die*

97 In: Heidegger im Interview mit einem buddhistischen Mönch im Jahr 1964

98 Eine Anspielung auf die Davoser Disputation. Vgl. Heidegger, M. (1973).

99 Arendt, H. (2002) [1960]: 86f.

100 Charakteristische Redewendung Arendts aus dem Gespräch mit Günter Gaus.

101 Ebd.

102 Arendt, H. (2002) [1960]: 263.

103 Aus dem Gespräch Hannah Arendts mit Günter Gaus.

104 Hannah Arendt über den politischen Raum. Zitate aus: Arendt, H. (1993): 25.

Schwelle seines Hauses, den Privatbereich der Verborgenheit zu überschreiten, um zu zeigen, wer er eigentlich ist, also sich selbst zu exponieren, so bedarf es dazu des Mutes.¹⁰⁵ Damit schlagen wir unseren Faden in das Netz von Beziehungen. Was daraus wird, wissen wir nie. Weil man es nicht wissen kann, ist es ein Wagnis.¹⁰⁶ Neugierig reckte sie den Kopf und schaute mit hochgezogenen Augenbrauen in meine Notizen. Das, was von des Menschen Handeln schließlich in der Welt verbleibt – das darf ich feststellen – sind nicht die Impulse, die ihn selbst in Bewegung setzten, sondern die Geschichten, die er verursachte; nur diese können am Ende in Urkunden und Denkmälern verzeichnet, in Gebrauchsgegenständen und Kunstwerken sichtbar gemacht, im Gedächtnis der Generationen wieder und wieder nacherzählt und in Materialien vergegenständlicht werden, nicht wahr?¹⁰⁷ Sie nickte und fügte an: Wissen Sie – so sind erzählbare Geschichten zwar die einzigen eindeutigen Resultate menschlichen Handelns, aber es ist nicht der Handelnde, der die von ihm verursachte Geschichte als Geschichte erkennt und erzählt, sondern der am Handeln ganz unbeteiligte Erzähler.¹⁰⁸ Das ist ja offenbar. Diesen Gedankengang hatte sie zu einem vorläufigen Ende gebracht. Ich habe versucht Ihnen zu schildern, wie ungefähr die Zusammenhänge sind, die Sie zu beachten haben. In Ihrer Arbeit müssen Sie das dann auseinanderklabüstern. Die Zigarette war nun bald aufgeraucht und die Kabine gehörig vernebelt. Noch eines will ich Ihnen sagen – und ich will mich darauf verlassen, dass es Ihnen nicht fremd ist: Es genügt, die einfache Einsicht festzuhalten, dass jedes Resultat immer nur die Antwort auf eine Frage sein kann. Dass es Resultate, die unabhängig von Fragen und Fragestellern sind, nicht gibt. In der Frage ‚Wie erhalten und entwickeln wir unsere Städte als gemeinsame Orte, an denen wir uns in Frieden fremd sein können, aber nicht müssen‘ steckt ja bereits ausdrücklich das Gemeinsame – eine gemeinsame weltliche Wirklichkeit. Eine gemeinsame Welt existiert überhaupt nur in der Vielfalt von Perspektiven. Dann, wenn die Dinge zwar verschieden gesehen werden, dennoch aber offen-

105 Arendt, H. (2002) [1960]: 232.

106 Aus dem Gespräch Hannah Arendts mit Günter Gaus.

107 Arendt, H. (2002) [1960]: 226f.

108 Vgl. ebd.: 241.

kundig ist, dass es abweichende Betrachtungsweisen derselben Gegenstände sind.¹⁰⁹ In Ihrer Zeit zeigen sich ja leider Gottes wieder einmal Zustände, in denen keiner mehr sehen und hören oder gesehen und gehört werden kann. Der Einzelne sperrt sich selbst in seine Subjektivität ein.¹¹⁰ Ein merkliches Abnehmen des gesunden Menschenverstandes und ein Zunehmen von Aberglauben und Leichtgläubigkeit deuten immer darauf hin, dass die Gemeinsamkeit der Welt innerhalb einer bestimmten Menschengruppe abbröckelt, dass der Wirklichkeitssinn gestört ist, mit dem wir uns in der Welt orientieren, und dass daher die Menschen sich der Welt entfremden und begonnen haben, sich in ihre Subjektivität zurück-zuziehen.¹¹¹ Darauf tippte sie sich an die Stirn und sagte: Entscheidend für eine gemeinsame Orientierung ist des Menschen Einbildungskraft, die ihn befähigt, in nachdenkliche Distanz zu den eigenen Vorstellungen zu treten und sie aus der Sicht eines Anderen zu betrachten.¹¹² Es ist das Denkvermögen, andere Sichtweisen zuzulassen. Auf diesem Wege kann Gemeinsinn gestiftet werden. Sie ballte die Hand zu Faust und verlieh ihren Worten Nachdruck. Es ist ein Wagnis. Doch bleibt uns nichts anderes übrig, als den Menschen zu vertrauen. Zu vertrauen auf das Menschliche aller Menschen.¹¹³ Sie schenkte mir ein Lächeln und sogleich öffnete die Tür. Im Gehen verabschiedete sie sich mit den Worten: Also erzählen Sie! Erzählen Sie von dem Zusammensein der Verschiedenen. Die Fahrstuhltür schloss.

Zusammenfassung: Arendt Zusammenleben heißt im Wesentlichen, dass eine Welt von Dingen zwischen den Menschen liegt, deren gemeinsamer Wohnort sie ist. Die Welt erhält ihren Sinn durch das Geflecht menschlicher Bezüge und den daraus entstehenden Geschichten. Ohne von Menschen bewohnt und von ihnen andauernd besprochen zu werden, wäre die Welt nicht mehr als ein Haufen

109 Vgl. ebd.: 72f.

110 Vgl. ebd. 73.

111 Ebd.: 265.

112 Gesine Schwan in einem Essay über Hannah Arendt. Schwan, G. (2006): 4.

113 Hannah Arendt im Gespräch mit Günter Gaus.

beziehungsloser Dinge. Für das Sein des Menschen ist das Wohnen von besonderer Bedeutung. Die eigenen vier Wände sind der einzige Ort, an den wir uns von der Welt zurückziehen können. Das, was vom menschlichen Handeln schließlich in der Welt verbleibt, das sind die Geschichten, die er verursachte. Es gilt zu erzählen vom Zusammensein der Verschiedenen.

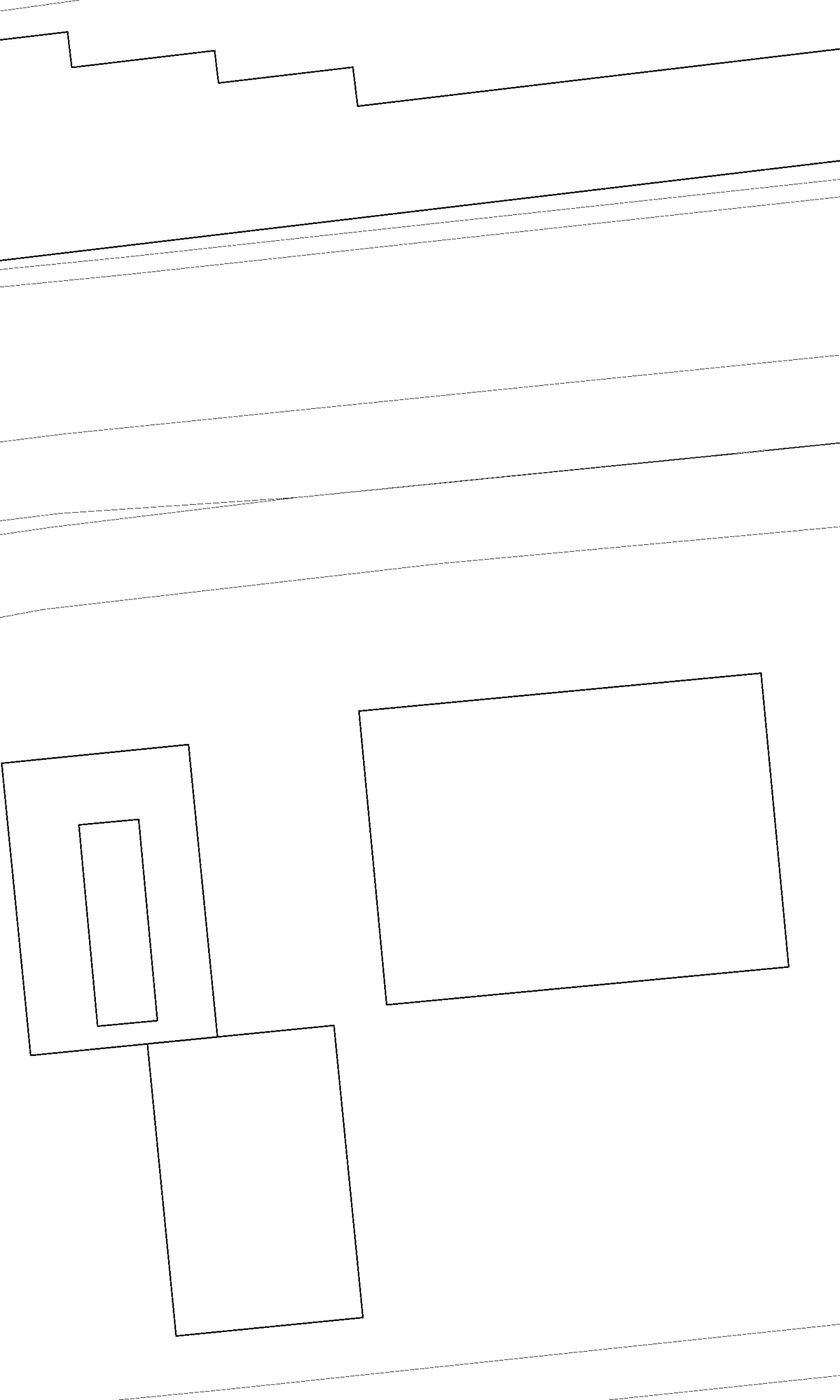
Dort stand ich nun, noch immer in der Kabine drin und fragte mich, was wusste ich mehr als zu Beginn? Es waren Begegnungen mit außergewöhnlichen Fahrgästen gewesen. Sie waren Schlüsselfiguren – denn sie erschlossen mir Denkräume. Unverhofft ruckelte der Kabinenraum ein weiteres Mal kräftig, was mich aus meinem dämmrigen Denzzustand riss.

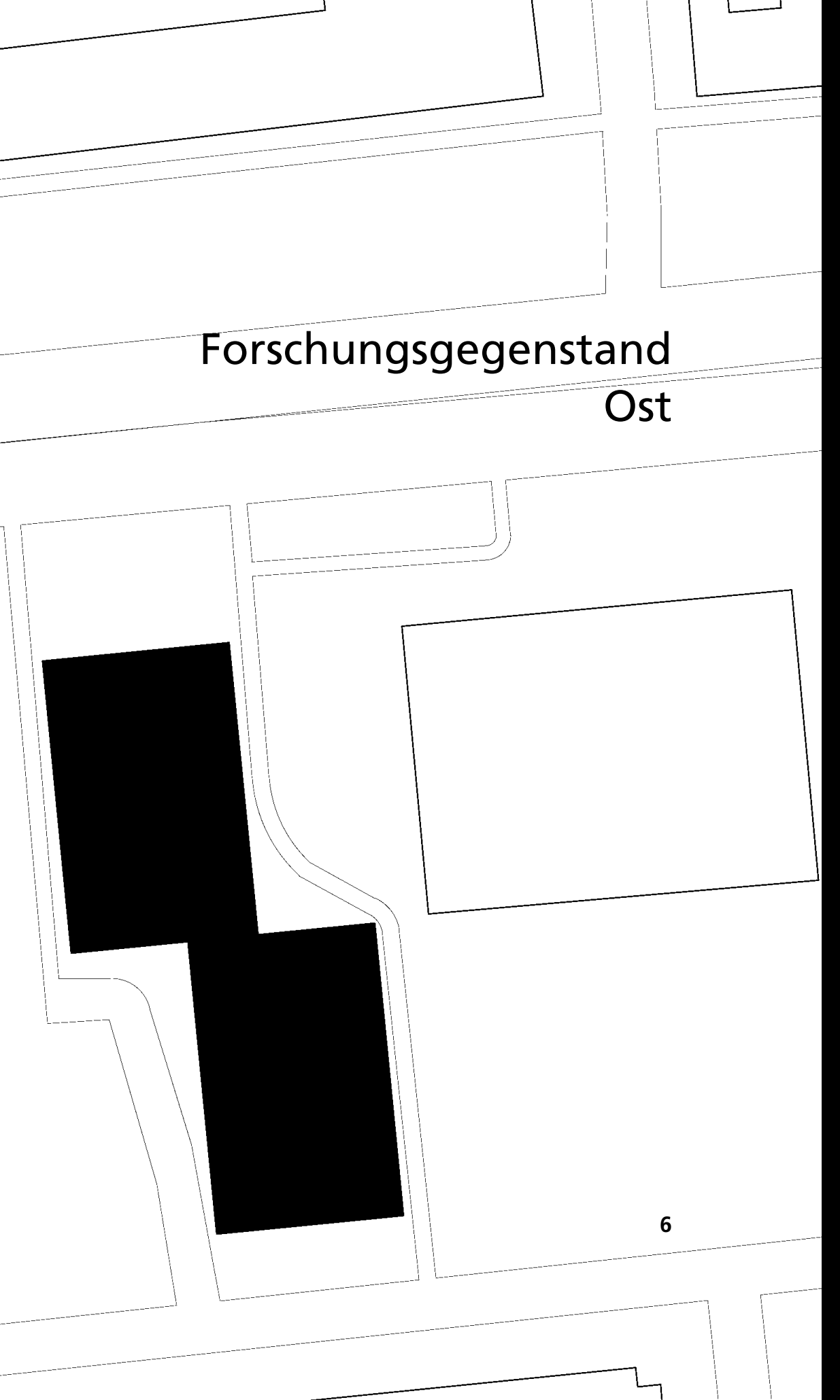
Kurze Zeit später gelangte ich ins Erdgeschoss und sozusagen zurück auf den Boden der Tatsachen. Dort angekommen trat ich heraus aus der Fahrstuhlkabine und hinein ins Foyer. Es war nun an der Zeit den Vergleich anzustellen mit den hohen Häusern, die diesem auf der anderen Seite der ehemaligen Grenze gegenüberstanden. Dort würde ich mich ebenfalls dem Neben-, Über-, Unter-, Gegen- und Miteinander der Menschen im Wohnen widmen. Auf der Suche nach weiterer Erkenntnis wanderte ich von Westen nach Osten.¹¹⁴

114 Was im Falle der beiden Hochhausensembles in geografischen Angaben bedeutete: von Süden nach Norden.

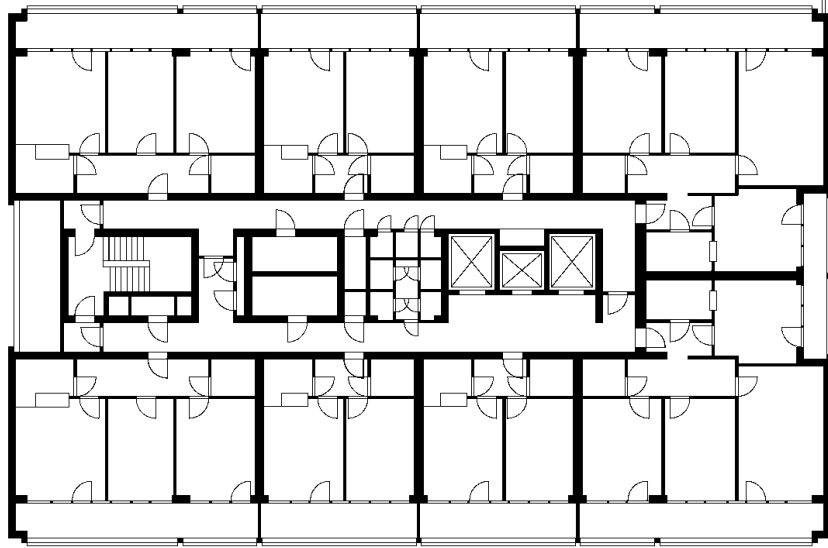




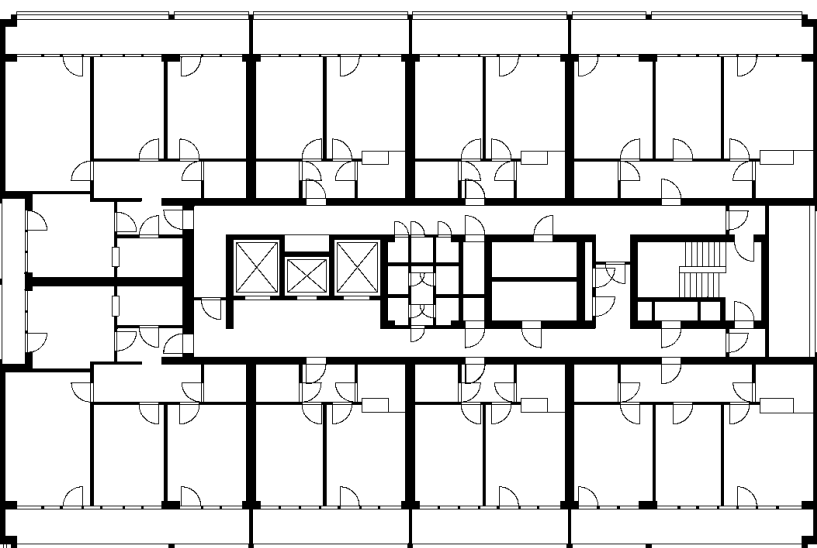




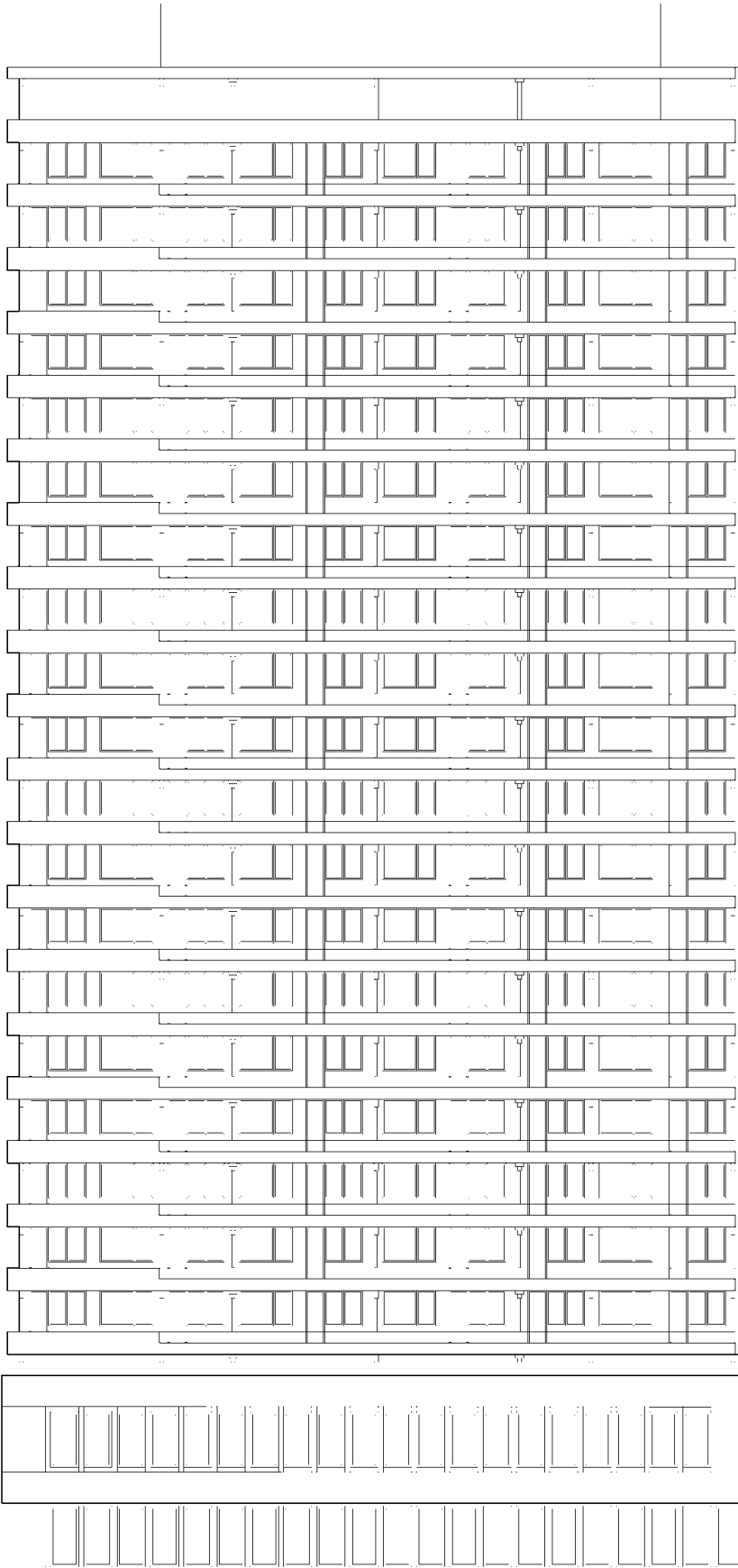
Forschungsgegenstand
Ost

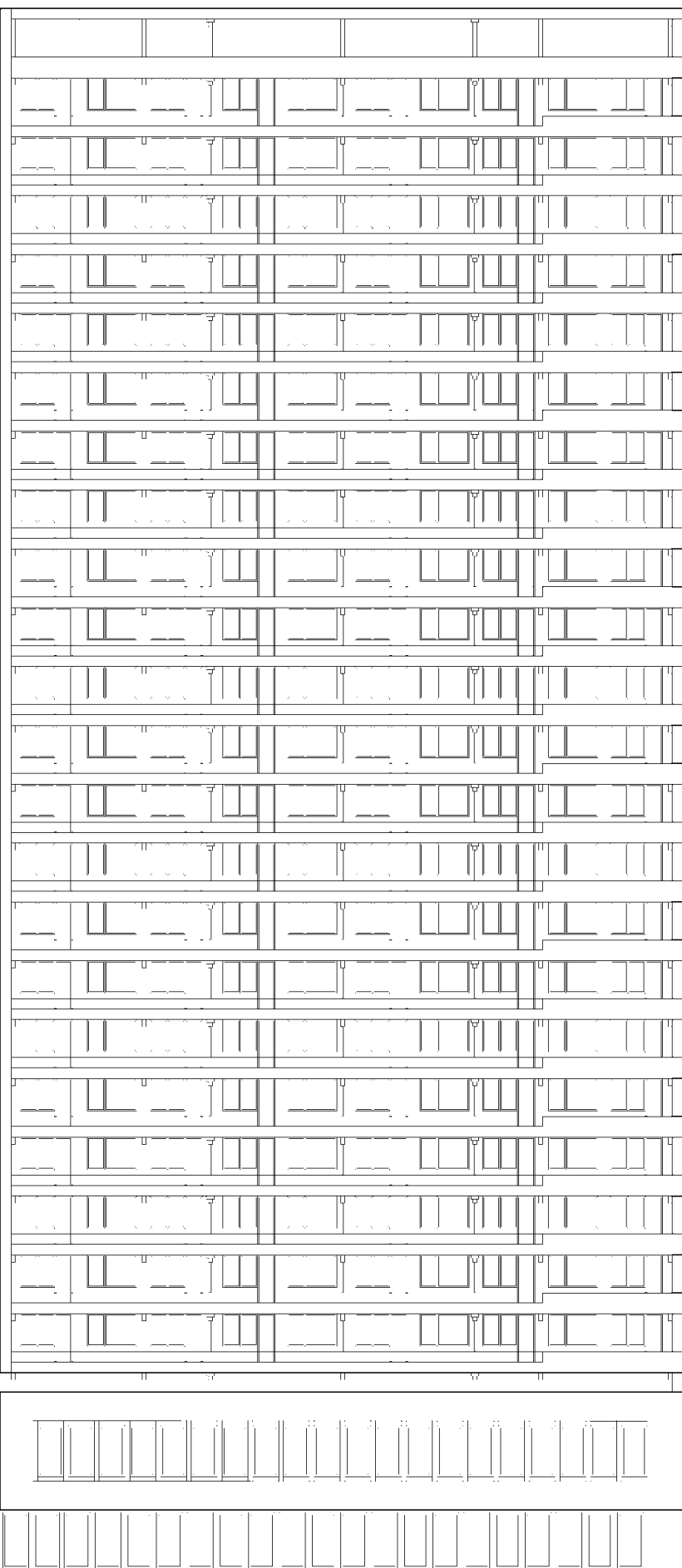


- 5 Leipziger Straße. Fotografie von Pauli Beutel
- 6 Lageplan / Wohnhochhaus in der Leipziger Straße, Maßstab 1:1.000. Zeichnung von Jonas Trittmann
- 7 Regelgeschoss / Wohnhochhaus in der Leipziger Straße, Maßstab 1:500. Zeichnung von Jonas Trittmann
- 8 Ansicht West / Wohnhochhaus in der Leipziger Straße, Maßstab 1:500. Zeichnung von Jonas Trittmann



Forschungsgegenstand Ost





Auftakt. Auf der Bank vor dem Haus

Das erste Mal traf ich Herrn Dr. L. vor der Eingangstür des hohen Wohnhauses an der Leipziger Straße. Den Kontakt zu ihm verdankte ich einer Professorin, die mit einem Wohnungseigentümer verbunden war.¹ L. war ein großgewachsener und schlanker Mann im Rentenalter. Die Hand zum Gruße erhoben empfing er mich vor dem hohen Haus. Auf einer Sitzbank direkt neben dem Hauseingang ließen wir uns zum Gespräch nieder. Mit fragendem Blick wandte er sich mir zu: *Nun, was kann ich für Sie tun, junger Mann?* Einleitend berichtete ich Herrn L. von meiner Forschungstätigkeit und dem Erkenntnisinteresse am nachbarschaftlichen Leben in großen Gebäuden. Schließlich wollte ich von ihm wissen, wie es sich lebte in dem hohen Haus.

Wissen Sie – Nachbarschaft, von der Sie eben sprachen – das hat mich offen gestanden nie sonderlich interessiert. Meine Frau stammt ursprünglich aus einem Teil Berlins, der sehr am Rande liegt. Das ist für mich keine Umgebung – wenn die lieben Nachbarn schauen, ob wir den Gartenweg auch ordentlich gefegt haben. Man will sich ja nicht sein Leben mit solch Kleinlichkeiten vergraulen. Selbstverständlich grüßt man einander, wenn man sich im Aufzug begegnet, das gebietet ja die gute Form. Aber darüber hinaus war mir das sogenannte Nachbarschaftliche nie ein Thema. Ich bin ein Mensch, der sicherlich nicht so viel Kontakt haben wollte. Und damit bin ich hier in guter Gesellschaft. Hier wohnen sehr viele Leute, die es durchaus sehr angenehm finden, dass man in diesem

1 Dankeschön Kathrin Wildner!

Hause anonym wohnt. Unter den Bewohnern gibt es auch Leute, die sehr auf sich fixiert sind, die in erster Linie ihr eigenes Ding machen, wie gesagt wird. Da ist es mitunter schwer, die Interessen zusammenzuhalten, nicht? Ein Stück weit ist das aber dennoch die Aufgabe, wenn man der Eigentümergemeinschaft vorsteht.

Dass es sich hier so gut lebt, das verdanken wir auch unseren Hausmeistern. Es gibt ja gerade unter Hausmeistern, so hört man, nicht selten auch solche, die so wenig wie möglich tun wollen. Das ist bei uns nun Gott sei Dank anders. Wenn die etwas sehen, dann räumen sie es weg. Das sind engagierte Leute. Und bei den anderen, im Nachbarhaus, da sieht man eben, dass so etwas nicht da ist. Das sieht man dem Haus schon an. Dort drüben, da hatte ich immer den Eindruck, man sieht sie nur vor dem Haus stehen und rauchen und sich um nichts kümmern. Es gibt halt unterschiedliche Einstellungen ... Unsere Hausmeister sind 24 Stunden am Tag da, machen Rundgänge, laufen die Flure ab, sehen die Mängel, sind diejenigen, die die ganzen Kleinigkeiten eben machen, kleinere Reparaturen, im Gemeinschaftseigentum – nicht im Sondereigentum, das ist nicht ihre Aufgabe. Das ist klar geregelt. Das klappt wunderbar und das liegt vor allen Dingen an den Leuten. Was das allein schon für einen Unterschied bedeutet, dass da unten im Foyer jemand sitzt. Nicht nur im Hinblick auf Aspekte der Sicherheit, eine scheinbare Sicherheit, mehr ist es ja nicht – das Gefühl es ist jemand da. Das hat ja auch eine soziale Funktion. Das spielt eine große Rolle. Und da spielt es eben auch eine Rolle, dass man schaut, wer da einzieht an Leuten – und dass man dann eben auch einmal frei heraus sagt: ‚Der passt uns nicht!‘

Die Wohnungen sind herrlich. Sie können den Lauf der Sonne verfolgen und den Wechsel der Jahreszeiten. Und einen eindrucksvollen Weitblick haben sie auf das steinerne Meer, so pflegt es meine Frau zu nennen. Es ist ein allseits geschätztes Haus. Einige Botschafter leben hier, viele Bundestagsabgeordnete, leitende Angestellte, Pendler, die nur die Woche über hier sind. Dem ... konnte ich auf den Balkon spucken. Wenn der in der Früh aus dem Haus trat, dann fuhr die Limousine vor. Es ist schon eine exklusive Gegend. In meiner Wohnung wohnt nun ein brasilianischer Bürger. Ich habe das an unsere Verwaltungsfirma weitergegeben. Mit dem Mann habe ich eigentlich nichts weiter zu tun. Natürlich liegt uns am Herzen, dass es passt. Die Verwalter haben da ein gutes Händchen. Es wohnen viele alte Leute hier. Es ist bequem! Nicht eine

einzigste Stufe – sehr altenfreundlich. Überwiegend Einzelpersonen oder Pärchen, auf unserer Etage kein einziges Kind – generell sind es wenige junge Leute mit Kinderwagen, die man sieht. Nun, das wird sich ja wahrscheinlich auch wieder ändern.

Hergezogen sind wir damals Ende der 1990er Jahre aus dem Prenzlauer Berg. Ich hatte geerbt. Meine Eltern waren aus dem mittleren Bürgertum. Die Russen haben damals alle gebildeten Männer abgeholt und ab ins ‚Stalag‘. Die Russen haben die KZs einfach weitergeführt, könnte man sagen. Nach der Wende habe ich die zwei Häuser zurückbekommen und ein wenig Geld. Damit konnte ich die Wohnung hier kaufen. Es ist eine wunderbare Wohnung in einem großartigen Haus – 99 Quadratmeter mit zwei Balkonen im 24. Stock. Die schwedische Firma SIAB hat die Häuser hier damals gebaut. Und es ist ja kein Plattenbau, wie oft gesagt wird – erst kürzlich schrieb das wieder eine Zeitung – sondern eine Stahlbeton-Skelettbauweise. Keine einzige der Wände ist tragend. Auch die Fassaden sind nur eingehängt. Demzufolge können Sie gestalten, wie Sie wollen und haben dabei keinerlei statische Probleme – sehr angenehm. Die Durchreiche habe ich gleich rausgerissen. Die Schnitte der Wohnungen sind ja wunderbar durchdacht. Andere Dinge gingen so heute nicht mehr – Fahrstühle wie unsere hier wären heute nicht mehr genehmigungsfähig. Da muss ein Sarg reinpassen.

Bei der Wohnungssuche hatte ich alle Zeit. Viel habe ich angeschaut. Altbauten kannte ich ja nun zur Genüge. Da haben wir ja noch ganz andere Zeiten erlebt. Das wollte ich nie wieder. Und 100 Quadratmeter möchten wohl reichen für zwei. Vergleichen Sie es mal mit Wilmersdorf. Das ist ja nun auch eine gute Gegend. Aber dort wohnt man so beengt, dort schauen die Leute sich gegenseitig in die Fenster, nicht wahr? Ich wollte gerne so weit oben wohnen, dass einem keiner reingucken kann. Wir wiederum können zwar den anderen ... Nun ja.

Ich weiß noch, wie meine Frau mich hier das erste Mal besuchte ... Sie dachte zuerst, das sei so ein sozialer Wohnungsbau. Da hatte sie so eine Vorstellung, wie zum Beispiel vom Halleschen Tor und so weiter. Wenn man das zum ersten Mal sieht, da denken eben viele, das ist so ein Plattenbau. Ich habe offen gestanden auch nichts Prinzipielles gegen Plattenbauten, das ist ganz klar. Das ist nur eine Frage der Bauweise, der Bauphysik. Als sie das erste Mal hierherkam, da dachte sie – ach, der arme Kerl, der muss hier

wohnen, der hat kein Geld ... Sie war halt etwas anderes gewöhnt. Der Unterschied dieser Häuser zu anderen Hochhäusern aus dieser Zeit ist ja – sie kommen raus und haben gleich Geschäfte und so weiter. Also auch Räume, in denen man sich begegnen kann. Das ist ja in vielen der Hochhaussiedlungen, die damals gebaut worden sind, ganz anders. Die Innenstadt können Sie sich zu Fuß erschließen. Für den täglichen Bedarf finden sie alles, was sie brauchen, in unmittelbarer Nähe. Essengehen können Sie wunderbar. Vom Einfachen und Guten bis zu hohen und höchsten Ansprüchen finden Sie Angebote. Eine sehr interessante Umgebung. Gleich dort drüben ist die Friedrichstraße. Zum Brandenburger Tor können Sie laufen. Gern trinken wir unseren Kaffee am Gendarmenmarkt – das ist gleich hier drüben, da sind Sie in zwei Minuten. Wir schätzen die Nähe zur Museumsinsel, gehen in Konzerte, zur Kirche. Wir sind oft unter den Linden spaziert, haben Ausstellungen in der Deutschen Bank besucht. Und ich bin schon immer gern ins Theater gegangen. Zu DDR-Zeiten war das Theater ja ... – nun, da mussten Sie immer zwischen den Zeilen lesen. Sagte da jemand auf der Bühne ‚Gedankenfreiheit‘, dann gab es Szenenapplaus. Das Tacheles, das kennen sie ja oder? Das war früher ein Kino. Da standen die Leute im Kino auf, wenn Honecker seine Rede hielt. Im Maxim-Gorki-Theater – ‚Die Physiker‘ ... Ein ganz eigenes Witzesystem. Eine Zeit lang habe ich direkt neben der Volksbühne gewohnt. Das war großartig! In der Pause zum Bier rüber auf den eigenen Balkon. An der Humboldt-Universität habe ich Chemie studiert und wurde darin promoviert. Dann kam die Frage nach dem Parteieintritt. Meine Antwort war nein. Weiter ging es dann nicht ...

Diese Häuser hier wurden erbaut zur Zeit der Berliner Teilung. Man muss sich unbedingt vergegenwärtigen, was das heißt! Gleich da drüben stand die Mauer. Kein Fenster ging in Richtung Grenze damals. Kein Fenster Richtung Westen, das hat ja durchaus seinen Witz ... Und hartnäckig hält sich ja die Geschichte, dass die Hochhäuser gebaut wurden als architektonische Antwort auf die Häuser von Herrn Springer. ‚Springer-Decker‘ meinte der Volksmund dazu. Sehr interessant ist auch, dass man die Spittelkolonnaden wieder aufgebaut hat. Preußischen Prunk wiederherzustellen war nicht gerade typisch zur DDR-Zeit. In den 1990ern ist das Gelände dann ziemlich heruntergekommen. Da hat sich dann das Grünflächenamt drum gekümmert. Und hier hat sich dann eine Truppe gegründet, eine Arbeitsgemeinschaft. Das kannten die Leute noch von früher.

Man kann sich Arbeit machen oder es lassen. Das ist nun heute auch ganz interessant zu beobachten unter den Bewohnern. Durch die unterschiedliche Herkunft der Menschen im Haus – die Leute aus der DDR, die ja noch in der DDR eingezogen sind – womöglich sind es inzwischen auch gar nicht mehr so viele, ich weiß es nicht – und dann diejenigen, die neu hinzukamen und kommen – da treffen mitunter sehr unterschiedliche Ideen von Eigentum als auch vom Wohnen aufeinander.

Die Situation hier hat sich mit den Jahren ganz schön gewandelt. Die Preise sind inzwischen ganz andere als damals. Als Anlageobjekte sind die Wohnungen interessant geworden. Unter den Eigentümern sind auch solche, die kommen eben nur ein-, zweimal im Jahr und wollen halt nicht weiter hier wohnen, die Wohnung auch nicht vermieten. Aber das ist ja nun deren Sache. Wir wussten immer, wer in welcher Wohnung wohnt. Acht Wohnungen, das überblickt man. Das ist heute nicht mehr auf allen Etagen so. Bei manchen Wohnungen gibt es zwar einen eingetragenen Eigentümer – da erreicht man aber auch nach mehrmaligem Schreiben niemanden. Das sind Leute, die wirklich nur ihr Geld parken.

Wir haben auch Flüchtlinge im Haus. Unter den Eigentümern sorgen sich manche, dass dadurch der Wert der Wohnungen sinkt. Ich bin überzeugt, auch da kommt es drauf an, wer da im Einzelnen einzieht. Es gibt eben auch Menschen, die eine andere Art zu leben haben. Das gibt Theater im Haus! Nicht selten ist es doch aber so – kaum ist der Kontakt da, sieht man mitunter alles ganz anders. Bei der Vermietung werden die meisten Eigentümer natürlich zunächst mal schauen, sind die Bewerber denn einigermaßen liquide, nicht? Da stehen wirtschaftliche Dinge im Vordergrund. Aber die Mieten heutzutage ... Sehen Sie mal die Studentenwohnheime, selbst außerhalb des Zentrums: 25 Euro den Quadratmeter nettokalt. Das sind ja durchaus irre Preise. Da muss eben der Staat eingreifen. Das klingt nun zwar nach Sozialismus – und ich bin da von meiner Geschichte her nun wahrlich nicht für – aber das kriegen wir nicht anders hin. Die Wohnungsversorgung, das war auch in der DDR schon ein Thema. Das war ja politisch. ‚Schlag doch alle Rentner tot, haben wir keine Wohnungsnot‘ – so lautete ein zynischer Slogan unter jungen Leuten. Im Kern traf dieser aber einen wichtigen Punkt: Wer es in eine große Wohnung geschafft hatte, den bekam man nie wieder raus. Gerade wenn ich nun heutzutage den Mietspiegel festlege und eine Obergrenze definiere, dann passieren

solche Dinge. Wenn ich den Markt frei gebe – dann kann eine Rentnerin eben nicht in einer Vierzimmerwohnung wohnen. Das würde dann der Markt schon regeln. Ob ich das nun sozial richtig oder falsch finde, das ist eine ganz andere Frage. Dann müsste man jemanden haben, der das wie der liebe Gott gerecht und vernünftig macht ...

Wenn Sie mich fragen, dann sollte man durchaus weiter Hochhäuser bauen. Denn man darf nicht so verschwenderisch mit dem Platz umgehen. Es ist ja eine regelrechte Platzverschwendung, was so gebaut wird. Diese Zersiedelung bringt doch nur Nachteile, dieses Ausufer. Nicht zuletzt haben sie ja auch Schwierigkeiten mit dem Verkehrssystem und so weiter. Eine Bevölkerungszunahme ist ja auch bei uns wieder denkbar. Und in Afrika ist aus meiner Sicht kein Ende absehbar. Ich denke, dass wir auch weiterhin das Ziel von Flüchtlingen sein werden. Man muss doch vernünftig umgehen mit dem Raum, der uns zur Verfügung steht. Aber das ist nur meine Meinung, weiter nichts.

Während Herr L. mir so berichtete, kam wenige Meter weiter lautstark ein Motorrad zum Stehen. Die tiefschwarze Farbe und der offenbar mächtige Motor der Maschine machten Eindruck. Sie war mir zuvor schon aufgefallen. Mehr noch hatte die Erscheinung des Fahrers meine Aufmerksamkeit erregt – ein eisernes Kreuz zierte seine schwarze Lederjacke, die Glatze war weitreichend tätowiert. Kaum dass das Parkmanöver beendet war, grüßte Herr. L. ihn herzlich. Wie sich zeigte, waren beide miteinander bekannt. Nachdem sie ihre Freude über das Zusammentreffen bekundet hatten, erklärte Herr L. dem Motorradfahrer kurz und knapp den Anlass unseres Gespräches. Prompt lud dieser uns beide darauf ein, ihn nach oben zu begleiten. In der Wohnung empfing uns ein Herr, mit dem der Motorradfahrer zusammenlebte. Er war ebenfalls stark tätowiert und trug die gleiche Frisur. Mit merklichem Stolz in der Stimme erzählten sie davon, wie sie die Wohnung mit viel Aufwand und Liebe zum Detail mit eigenen Händen umgebaut hatten. Den Ausbau und die Einrichtung empfand ich als sehr gelungen und geschmackvoll. *Man kann ja so eine Wohnung dann nicht mit ‚Gelsenkirchener Barock‘ einrichten. Das ist ein Anachronismus. Das passt ja überhaupt nicht*, meinte einer der beiden. Während des kleinen Rundgangs durch die Wohnung zeigte der Motorradfahrer Herrn L. auf seinem Smartphone die Annonce einer Wohnung im Haus, die aktuell zum Kauf angeboten wurde. Ihre Begeisterung

über die Quadratmeterpreise, die mittlerweile erreicht wurden, zeigten sie recht offen. Sie hatten sich in rund fünf Jahren in etwa verdoppelt.² *Das hätte damals kaum jemand für möglich gehalten!*

Ich fragte den Motorradfahrer nach dem nachbarschaftlichen Leben hier im Haus. *Unsere großartigen Concierges, die sind extrem wichtig für das Haus. Die halten Ordnung! Denn da kann die Wohnung noch so toll sein – wenn das Drumherum nicht stimmt, hilft das alles nichts. Es ist eben auch eine Wertanlage, hieß es. Nach genau so etwas haben wir gesucht, bekam ich vom Partner des Motorradfahrers zu hören. Ich wollte unbedingt in ein Hochhaus. Als ich ein Kind war und wir in einen Neubau ziehen durften, das war das Größte!, sagte er. Und ein Haus wie dieses bietet einem schon so eine gewisse Anonymität, ja, die Anonymität des Hochhauses schätze ich sehr. Wir pflegen einen eigenen Lebensstil. Da muss nicht jeder seine Nase reinstecken. Sogleich ertönte darauf ein kräftiges Widerwort: Wat? Anonym ist hier gar nichts! Ich kenn jeden hier im Haus. Und jetzt nicht nur vom Smalltalk im Fahrstuhl. Nee, weil man interessiert sich ja für einander! Herr L. schmunzelte: Anfangs hatte ich zugegebenermaßen Vorbehalte. Die beiden sehen ja schon etwas wild aus. Aber mit der Zeit merkte man – so anders sind die gar nicht.*

Unten vor dem Haus hielt Herr L. später noch einmal inne: *Das ist der Vorteil in einem großen Haus – man sagt zwar es ist anonym ... Aber man kann sich im Grunde mehr oder weniger aussuchen, auf wen man zugeht, auf wen man zugehen will. Und sollte es eben vorkommen, dass man mal Differenzen hat mit jemandem, aus welchem Grund auch immer, ist ja ganz egal, dann kann man dem ausweichen – das ist überhaupt kein Problem. Ganz anders als in so einer kleinen Einheit, wenn man da Schwierigkeiten hat – gruselig! Den Leuten kann man dann nicht ausweichen. Wozu soll man sich mit solchen Sachen belasten? Nun, jeder sieht das natürlich anders. Auch Homosexuelle wohnen hier sehr gern, nach wie vor, weil sie sich eben nicht dauernd rechtfertigen müssen und so weiter. Das geht ja schließlich auch niemanden etwas an. Wir waren immer gut im Gespräch mit einem unserer*

2 Ungefähre Angaben machten die beiden mir: von 200.000 € auf 500–600.000 Euro für eine 99 Quadratmeterwohnung und in einzelnen Fällen deutlich darüber hinaus waren die Preise gestiegen.

Nachbarn, einem bekannten Regisseur. Das war immer nett. Nun – keine Namen! Wenn ich es mir so recht überlege – ich kannte hier viel mehr Leute als damals im Altbau.

Gegen Ende unseres Austauschs erläuterte ich Herrn L., dass mir besonders daran gelegen war, dieses hohe Haus und seine Bewohnerschaft kennenzulernen. Herr L. dachte nach ... *Na, dann kommen Sie mal mit!* Er schwenkte hinüber zur Haustüre und winkte dem Hauswart, der darauf die Schiebetüre für uns öffnete. *Niemand kennt das Haus besser als dieser Mann!*, erklärte Herr L. Mit einer höflich abwehrenden Geste beschwichtigte dieser: *Wir machen ja nur unsere Arbeit und das so gut es geht.* Kurz und knapp klärte Herr L. ihn über mich und meine Forschungsarbeit auf und fragte ihn schließlich, ob er sich vorstellen könne, dass ich die Arbeit im Haus für ein paar Tage begleitete. *Ja, dit könn wa machen!*

Über sich selbst als Nachbar sagte Herr Dr. L., dass Nachbarschaft ihm nie besonders wichtig gewesen sei – eine Behauptung, die er wenig später auf eindrückliche Weise widerlegte. Auf amüsante Weise wiederholte sich dies im Dialog mit den beiden Nachbarn. Offenbar erlaubte das Leben im hohen Haus sehr weitreichend, die eigenen Vorstellungen nachbarschaftlicher Nähe oder Distanz zu realisieren. Weit besser als in kleineren Wohnhäusern konnten Wahl-Nachbarschaften entstehen.

Negative Vorurteile zu der Bauform des Wohnhochhauses wurden thematisiert. Als ein Beispiel für einen Großwohnbau in schwierigerer Lage, von dem es sich seinem Empfinden nach abzugrenzen galt, benannte Herr L. passenderweise das Hallesche Tor. Mit einem Gebäude in unmittelbarer Nähe verhielt es sich ähnlich: Das hohe Haus gegenüber, in Gänze baugleich, doch weniger gut gepflegt, betrieben durch ein städtisches Wohnungsbauunternehmen. Exklusiv nannte Herr L. die Wohngegend, doch auch Flüchtlinge lebten im Haus. Das Aufeinandertreffen von mitunter sehr verschiedenen Weltansichten empfand er als interessant. Hervorgehoben wurde die Bedeutung der Arbeit der Hausmeister. Sie sorgten dafür, dass die Ordnung im Haus gewahrt blieb und erhielten den gepflegten Zustand des Gebäudes. Mindestens ebenso wichtig war

deren Präsenz im Foyer, mit der sie auch eine soziale Funktion ausübten. Herr Dr. L. öffnete mir im Anschluss an unser Gespräch die Tür zur Loge der Concierge-Hausmeister. Diese Fachmänner des hohen Hauses durfte ich daraufhin begleiten.

Einmal ums Karree. Rundgang um die Häuser

Vor dem Antritt zu meiner ersten Schicht als Concierge-Hausmeister-Forschungsassistent, machte ich einen Rundgang durch die Nachbarschaft der hohen Häuser an der Leipziger Straße. Auf der Straßenseite gegenüber stand ein über hundert Meter langes und 14 Geschosse hohes Wohn- und Geschäftshaus mit einer gleichmäßigen Rasterfassade, das mit zum „Komplex Leipziger Straße“ dazugehörte. Die Ladenflächen dort im Erdgeschoss beherbergten unter anderem einen Friseur, ein Massagestudio, ein Alt-Berliner Speiselokal, ein bayrisches Brauhaus und ein Schreibwarengeschäft. Dazwischen entdeckte ich erstaunlich viele Büros aus den Bereichen Kunst, Architektur und Gestaltung. Diese Gewerbeflächen im Erdgeschoss hatten lange leer gestanden. Mittlerweile hatten sich Ateliers, Agenturen, Büros und kleinere Galerien angesiedelt. Im ersten Obergeschoss gab es immer wieder lange Reihen riesiger Fenster, hinter denen sich sehr hohe Räume befanden. Wie ich später herausfand, wurden diese einige Jahre schon von jungen Künstlern als Ateliers „zwischen genutzt“. Im Sommer des Jahres 2016 eröffnete eine deutsche Milliardärin und Kunstsammlerin ein Haus für Medienkunst in Teilen des zweiten Gebäuderiegels, der zu DDR-Zeiten ein tschechisches Kulturzentrum beherbergt hatte. Vor dem Einzug der Kunstsammlung hatte eine Größe des Hauptstadt-Nachtlebens darin Partys veranstaltet. Die gezielte Aufwertung des

Areals durch die Ansiedlung des Kunstbetriebs war augenscheinlich geglückt.³

Es bot sich ein eindrucksvoller Blick auf die vier Doppelhochhäuser. Aufgereiht entlang der großen Ost-West-Achse ragten sie im Abstand von 100 Metern in die Höhe, zwischen den beiden am östlichen Ende lagen sogar rund 150 Meter. Bei aufmerksamer Betrachtung fiel auf, dass sich die hohen Häuser in kleinen Einzelheiten unterschieden. Ich wechselte die Straßenseite und setzte meinen Rundgang um die hohen Häuser fort. Zwischen ihnen lagen einstöckige Flachbauten, die gewerblich genutzt wurden. Die größere Lücke von 150 Metern bot Raum für eine Grünfläche samt Spielplatz und einem Fußball- und Basketballfeld. Zudem war dort eine Besonderheit zu entdecken, die Herr Dr. L. bereits angesprochen hatte: An der Leipziger Straße standen die Spittelkolonnaden – eine halbrund geformte und zur Straße offene Säulenhalle, in deren Mitte ein Obelisk stand. Versteckt im hinteren Teil des halbkreisförmigen Ganges fand sich eine unscheinbare Plakette, die Auskunft über dieses spätbarocke Bauwerk gab:

SPITTELKOLONNADEN

1776

NACH PLÄNEN VON
CARL VON GONTARD
ALS SCHMUCKSTÜCK DER BRÜCKE
ÜBER DEN ALTEN
FESTUNGSGRÄBEN
ERBAUT

IM FASCHISTISCHEN
RAUB- UND EROBERUNGSKRIEG
ZERSTÖRT

1979

VON DER ARBEITER-
UND-BAUERN-MACHT
WIEDERERRICHTET

- 3 Die Häuser gehören der bundeseigenen Bundesanstalt für Immobilienaufgaben (BIMA). Die SPD nannte es einen „Skandal“, dass der Bund als Eigentümer seit Jahren mitten in der Leipziger Straße eine Vielzahl von Ladenobjekten leer stehen ließ. In der Folge war eine Firma namens „raumaufzeit“ beauftragt worden, Zwischennutzungen der Ladenobjekte zu organisieren. Vgl. SPD Friedrichstadt (2014).

Unterhalb des Textes hatte jemand mit Kreide in kritzeliger Schrift geschrieben: „erbaut auf einem Leichenfeld, wo Gott gestorben ist ...“ Die DDR hatte an dieser Stelle etwa zeitgleich mit der Entstehung der Hochhäuser ein Monument wiederaufgebaut,⁴ das entworfen worden war von einem der bedeutenden Hof-Architekten des preußischen Herrscherhauses, unter der Regentschaft Friedrichs des Großen.⁵ Wiederaufgebaut auf einem Platz, der zur Zeit der DDR namenlos geblieben war und zuvor Dönhoffplatz geheißen hatte – und nach der Wiedervereinigung zum Marion-Gräfin Dönhoff-Platz wurde.

Über diesen Platz gelangte ich zur Krausenstraße, einer ruhigen und schmalen Straße, die die „Rückseiten“, der hohen Häuser flankierte. Seit den 1990er Jahren waren hier unterschiedliche Neubauprojekte entstanden, die geschlossene Baublöcke bildeten und allesamt die übliche Höhe der Berliner Altbauten⁶ einhielten. Der Kontrast zur stark befahren Leipziger Straße, die wenige Meter entfernt lag, war bemerkenswert. Ich schlenderte die lange Reihe parkender Autos entlang bis zum Haus meines nun beginnenden zweiten Forschungsaufenthaltes. Dort stellte ich mich vor die gläserne Eingangstür und winkte dem diensthabenden Concierge-Hausmeister zu.

4 Es handelt sich um eine Rekonstruktion unter der Verwendung von Trümmern des Originals. Dieses stand etwas weiter die Leipziger Straße entlang in Richtung Osten und bestand aus zwei Halbkreis-Säulengängen, die sich auf den beiden Straßenseiten gegenüberlagen. Vgl. Neckelmann, H. (2009): 56f., 127.

5 Doebber, A. (1921): 372.

6 Der Berliner „Traufhöhe“ von 22 Metern.

Eine Menge Arbeit!

Rundgang durch das Haus

So ein großes Haus macht eine Menge Arbeit!, ertönte die Stimme von A. aus der Hausmeisterzentrale. *Geht gleich los!*, sagte er und bedeutete mir zu warten, während er nach dem Telefon griff. In knallroter Arbeitskleidung – rote Hose, rotes Oberteil, ganz so wie die Concierge-Hausmeister – war ich zum Dienst angetreten. Geduldsam schaute ich mich im Foyer um: Der große Blickfang war der strahlend rote Teppich. Auf den großen tiefdunkelgrauen Bodenplatten stach er ins Auge. Eindrucksvoll waren zudem die Reihen weißer Briefkästen – 23 von links nach rechts und acht von oben nach unten. Bei eingehender Betrachtung bemerkte ich unter den Namen auf den Briefkastenschildern eine große Anzahl von Dokortiteln – grob überschlagen ergab sich daraus ein etwa zehn Mal höherer Wert als der Anteil von Promovierten an der bundesdeutschen Gesamtbevölkerung. Auf den meisten der weißen Briefkastenklappen waren Aufkleber mit der Aufschrift „Bitte keine Reklame einwerfen“ angebracht. Stets das gleiche Etikett an exakt der gleichen Position links oben. Die Wände waren von strahlendem Weiß und ebenso die Decke. Eine Vielzahl kleinerer und zweier größerer in die Decke eingebauter Strahlerleuchten erfüllte den Raum mit klarem Licht. Eine große Topfpflanze stand im Eck neben der Haustür. Am hinteren Ende des Raumes befand sich eine gläserne Tür, die sich durch Sensoren gesteuert selbsttätig öffnete – große weiße Buchstaben kennzeichneten sie vorsichtshalber als „Automatiktür“. Neben der Tür stand auf einer Staffelei ein farbenfrohes Kunstwerk auf Leinwand – ein künstlerischer Beitrag aus dem Haus, wie ich erfuhr. Das zentrale Element des Foyers war neben dem roten Teppich zweifelsohne die Hausmeisterloge mit ihrer großen, mehrere Meter langen Glasscheibe. Dahinter konnte

ich gerade das geschäftige Treiben von A. beobachten, der mir nun das Kommando zum Aufbruch gab. *Na, dann wollen wir mal 'ne Runde drehen!*

Als Erstes führte unser Streifzug in den Keller. Es gab dort, wie ich bald bemerkte, keinerlei Abstellabteile für die Habseligkeiten der Bewohnerschaft, sondern vor allem technische Einrichtungen, die den Betrieb des Hauses aufrechterhielten. Großen Eindruck machte auf mich ein Schaltkasten, in dem Hunderte dünne Drähte kreuz und quer verliefen. Von diesem schmalen Korridor gingen verschiedene Räume und Gänge ab, die keine Funktion mehr hatten. *Ich weiß nicht, ob hier unten früher alles Stasi war. Will ich auch gar nicht wissen.*

Etwas weiter den Gang entlang lag unser erstes Ziel – der „Maschinenraum“, wie ich ihn von nun an nennen wollte. Drückend warm war es in dem großen unterirdischen Raum. Mehr als ein Dutzend Schaltkästen hingen an den Wänden, unzählige Rohre, Kabel, Ventile, Tanks und allerlei Geräte füllten den Raum. Über ein Element geriet ich wahrlich ins Staunen: Ein schmales Bächlein floss durch den Maschinenraum. Es entsprang am Fuße eines Podestes und strömte rund fünf Meter weit, bevor es in einen vergitterten Abfluss entschwand. *Wir können das Grundwasser nicht dauerhaft draußen halten. Drum lassen wir's fließen. Das Flussbett haben wir geschaffen, um es kontrollieren zu können,* erklärte mir A. Darüber hinaus benannte er mir die wichtigsten Stationen an den Anlagen des Maschinenraumes. Der gesamte Wasserkreislauf des hohen Hauses wurde hier geregelt. Wasser für 184 Wohneinheiten zu erwärmen und rund 90 Meter hinauf bis in den 22. Stock zu befördern, war ein aufwändiges Unterfangen. A. wusste um die Funktion eines jedes Rädchen und Lämpchens. Auf anschauliche Weise vermittelte er mir zumindest ein vages Verständnis für die Zusammenhänge des komplexen technischen Netzwerkes, das dieses große Haus am Leben hielt. *Morgens beim Zähneputzen und Duschen – da wollen die Leute gerne warmes Wasser im Bad – und zwar alle ungefähr zur gleichen Zeit. Das muss ja irgendwo herkommen! Und was meinst du, was los ist, wenn sonntagabends vor'm Tatort nochmal alle schnell aufs Klo rennen? Den Lebensalltag der Menschen in einem so großen Haus aufrechtzuerhalten, das war eine große Leistung. Davon bekommt man als Bewohner in der Regel ja nur was mit, wenn's Probleme gibt.*

Am gegenüberliegenden Ende des Raumes führte eine schwere Tür hinaus ins Freie. Wir landeten auf einer kleinen Fläche, die unter der Erde gelegen und über unseren Köpfen vergittert war. Darauf standen einige Fahrräder geparkt, weshalb dieser Raum vom Straßenniveau aus besehen vermutlich unbemerkt blieb. Eine Treppe führte uns von dort hinauf zum Parkplatz vor dem Haupteingang. *Geheimgang!*, zwinkerte A. mir zu. Was dem Antlitz des hohen Hauses eine besondere Note verlieh, war seine Verkleidung auf Höhe des Fußgängerniveaus – rundherum verhüllten weiße Fassadentafeln das hohe Haus, die ein kunstvoll geometrisches Relief aus Trapezen und schmalen Rauten bildeten. Das erste Stockwerk war erheblich höher als die anderen und unterschied sich auch sonst deutlich vom Rest. Es ragte hervor aus der langen geraden Linie des Hochhauses. Verminderte bereits dieser kleine Unterschied die Auswirkungen von Fallwinden? Blau gerahmte Fenster von gleicher Größe und in gleichem Abstand zueinander gliederten die Gewerbe-Etage, die von Arztpraxen genutzt wurde. Über diesem Gewerbesockel schlossen leicht zurückversetzt die Wohngeschosse an. Auf allen höheren Etagen waren die Balkonbrüstungen auf markante Weise strukturiert: Auffallend war deren Dreiteilung in einen unteren Teil aus langen hellen Plattenelementen, einen mittleren Teil aus Milchglas und einem Geländersystem als oberstem Teil, bestehend aus drei dünneren Metallverstreibungen und einem abschließenden runden Handlauf. Die durchgehenden Balkonflächen erstreckten sich über die gesamte Länge der Wohnungen und boten damit überaus großzügig Platz. Unterteilt wurden sie durch weiße Trennwände. Anhand der Abstände zwischen ihnen ließen sich die Größen der Wohneinheiten ablesen. Von links nach rechts lagen hinter der Fassade augenscheinlich zunächst drei, dann zweimal zwei und nochmals drei Räume. Die Außenkante des Gebäudes verlief als eine lange Linie vom Sockel bis zum Dach, die an zwei Stellen durch eine charakteristische Abweichung unterbrochen wurde: Im achten, neunten und zehnten und dann nochmals im 20. bis 21. Stockwerk ragten die Balkone der jeweils am Rande liegenden Wohneinheit ein Stück über die Außenwand hinaus. Diese Unregelmäßigkeit wurde betont durch rote Brüstungselemente, die dort die Balkonaußenwände verhüllten. *Na? Guckste 'n Loch in die Luft?*, scherzte A. *Das muss alles ordentlich befestigt sein! Da oben entwickeln sich beachtliche Windstärken – was nicht niet- und nagelfest ist, das fliegt einem hier unten um die Ohren. Du glaubst*

ja nicht, was uns schon runtergekommen ist. Wenn dich von da oben 'n Blumentopf auf'n Kopf trifft, dann aber gute Nacht, dann ist Sense. Auf meine Frage, ob das Dach zugänglich sei, schüttelte A. den Kopf: *Ja, aber nur für eingewiesenes Fachpersonal.*

Wir gingen um das Haus herum. Um die Ecke machte sich gerade ein älterer Herr an den Mülltonnen zu schaffen. *Tach Meister!*, rief A. ihn mit kräftiger Stimme an. Der alte Herr zuckte zusammen, hielt inne und schlurftete dann davon. A. nickte ihm hinterher. *Schlimm genug, dass es sowas gibt!* Die Mülltonnen hatten wir zuvor gemeinsam herausgerollt. Dabei hatte ich gelernt, dass es ohne allzu große Kraftanstrengung machbar war, gleich mehrere Tonnen hintereinander zu schieben – *Alles eine Frage der Technik!* Das gemeinsame Mülltonnenausbringen war bemerkenswerterweise der Moment gewesen, in dem A. mir gestattet hatte, „Du“ zu ihm sagen. War es mir damit gelungen, A. zu zeigen, dass ich mir nicht zu fein war, die Hände schmutzig zu machen?

Eingeschlafen? A. war bereits weitergegangen. An der nächsten Ecke wartete eine weitere Überraschung: Ein alter Fernseher stand an der Hauswand. *Na Momentchen mal! Der war ja vorhin noch nicht da.* In aller Ruhe inspizierte A. das Gerät. *Wie der hier hingekommen ist, das kriegen wir raus! Das wär' doch gelacht!*

Auf dem nebenan angrenzenden Kinderspielplatz bemerkte ich derweil eine Gruppe von Personen die gerade geschäftig Reinigungs- und Instandsetzungsarbeiten nachging. Ein Zusammenschluss von Anwohnerinnen und Anwohnern, wusste A. *Da sind noch welche dabei, die kennen das ja noch aus DDR-Zeiten,* erklärte er. *Ich sag's ja immer wieder, wie wichtig das ist, dass es Leute gibt, die sich kümmern!*, sprach er. *Nehmen wir zum Beispiel mal die Wände hier. Wenn uns hier einer ein Graffiti dran schmiert, dann kannst du dich drauf verlassen, dass das spätestens am nächsten Tag wieder weg ist. Das geht dann ratzfatzt! Denn ist da nämlich erstmal eins dran, dann kommt auch schnell das nächste dazu. Deshalb sind wir da so hinterher. Diejenigen, die sowas machen, die wollen ja schließlich, dass ihre Sachen gesehen werden. Und bei uns merken sie schnell, dass sich das nicht lohnt. Sowas spricht sich ja rum in der Szene. Kostet ja schließlich Geld, die Sprühdosen und das alles. Da überlegen die es sich dann zweimal und auch noch ein drittes Mal,* sagte A. *Gibt aber auch schöne Motive,* fügte er nach einer kurzen Pause hinzu. *Ist ja irre, was man manchmal so sieht, wenn man so durch die Stadt fährt. Sind starke Sachen dabei,*

muss man ja sagen. Doch das sind meistens Auftragsarbeiten. Das ist ja dann ordentlich gemacht. Da kann ich mich mit anfreunden.

Weiter ging es am Haus entlang. An der Stelle, wo die beiden versetzt stehenden Hochhausscheiben miteinander verbunden waren, machte auch die Wegführung einen Schlenker. In dieser Biege befand sich der Haupteingang des Ärztehauses. Davor eröffnete sich ein kleiner Hof, in dessen Zentrum ein großes rechteckiges Pflanzenbeet lag, Heckengewächse verschiedener Art und Größe wuchsen darin, in der Mitte standen Bäume. Der Blick das Haus hinauf zeigte, dass sich mittig in der Fassade zwei nebeneinanderliegende Balkoneinheiten befanden. Balkone an der Nord-, nicht aber an der Südseite des Gebäudes, darüber wunderte ich mich. *Es heißt, dass damals absichtlich keine Wohnungen mit Fenster rüber in den Westen gebaut worden seien – die Mauer war ja hier direkt nebenan*, meinte A. dazu.

Dem breiten Bürgersteig der großen Leipziger Straße wandte sich das hohe Doppelhochhaus im Erdgeschoss mit Ladenflächen zu. Diese lagen leicht zurückversetzt hinter Pfeilern, sodass vor deren Schaufenstern ein Arkadengang verlief. In dem Laden linker Hand befand sich, passend zum Ärztezentrum, eine größere Apotheke, rechts daneben war ein kleiner Blumenladen, der mit farbenfrohen Auslagen seine Ware zur Schau stellte. Im Vorbeigehen inspizierten wir einen Mülleimer, der nahe der Apotheke aufgestellt war. Für solcherart Einsätze hatte ich robuste Arbeitshandschuhe erhalten. *Gesundheit geht vor!* Der Mülleimer war jedermann im öffentlichen Raum frei zugänglich, doch handelte es sich um eine private Einrichtung der Hauseigentümergeinschaft. *Wenn du merkst, dass die Leute an einer Stelle immer wieder ihren Müll hinwerfen und der hier dann kreuz und quer rumfliegt, sich in den Büschen verfängt und du den nachher aus der Hecke fischen musst – na, was machste dann? Richtig! Dann stellst du 'nen Mülleimer hin!*

Zielstrebig führte A. mich an den Rand des Autoparkstreifens und deutete die Fassade der hohen Häuser hinauf. *Na? Fällt dir was auf?* Mein Blick wanderte auf und ab. *Wo ist was anders?* A. schien einen bestimmten Punkt der Fassade zu fokussieren und ich versuchte, seine Blickrichtung nachzuverfolgen. *An einer Wohnung ist was anders, als an allen anderen. Findest du's?* Reihe um Reihe glich ich ab und versuchte mich dabei auf verschiedene Details zu konzentrieren. *Die Fenster!*, sagte A. – *Neunter Stock!* – *Hast wohl Tomaten auf den Augen?!* Und mit einem Male sah ich es: Bei

einer Wohnung war die Fensterfront durchgehend verglast, sieben schmale Fenster reichten dort vom Boden bis zur Decke. Nun, da ich diesen Unterschied erkannt hatte, stach er umso stärker hervor. Wie A. zu berichten wusste, handelte es sich um eine „Musterwohnung“, die einst auf diese Weise umgebaut worden war, als die Wohnungen des hohen Hauses in Eigentumswohnungen umgewandelt wurden. Den Kaufinteressierten hatte man die zum Verkauf stehenden Wohnungen damals auf diese Weise präsentiert. Doch ein solcher Umbau sei später dann nicht genehmigt worden und sei heute weiterhin nicht erlaubt. Eine Entscheidung, die seit Jahren für Unmut sorgt. Zudem stünde im Falle dieser Wohnung seit Langem die Forderung nach einem Rückbau zur Debatte, wogegen sich die Betroffenen wiederum zur Wehr setzten.⁷ Als wir unsere Runde fortsetzten, winkte man uns durch das Fenster des Blumenladens freundlich zu. Genau in dem Moment, als wir um die Ecke zur Seite mit den Haupteingängen bogen, sahen wir vor dem hinteren Haus eine große schwarze Limousine losfahren. *Ah! Da wird der ... gerade abgeholt. Der ist gepanzert, der schwarze Daimler.*

Zurück im hohen Haus durchschritten wir das Foyer und trafen vor den Aufzügen auf einen älteren Herrn. *Der ... hat 'n neues Auto!*, eröffnete er mit heiser krächzender Stimme das Gespräch mit A. Der Eindruck, dass man sich in einem modernen Hotel einer besseren Kategorie befinden könnte, setzte sich hier fort: Die weißen Wände und die dunklen quadratischen Steinbodenplatten machten einen sehr gepflegten Eindruck. Die Schiebetüren der Aufzüge waren aus mittelgrauem Stahl. Die Wand rundherum war verkleidet mit glänzenden Terrazzoplatten. Sowohl über den Aufzugtüren als auch oberhalb der Rufknöpfe gaben hellblau leuchtende Digitalanzeigen die aktuellen Standorte der Fahrstühle an. Über den Rufknopfarmaturen waren gläserne Schaukästen für Mitteilungsbögen an die Bewohnerschaft angebracht. Mit dem

7 Heutzutage wird beabsichtigt das Ensemble der hohen Häuser unter städtebaulichen Erhaltungsschutz zu stellen: „Für die Eigentümer hat die geplante Verordnung im Prinzip die gleichen Konsequenzen wie Denkmalschutz. Sie müssen die Häuser bewahren, dürfen nichts anbauen oder dazwischen setzen“, sagt Baustadtrat Ephraim Gothe aus Berlin-Mitte (56, SPD). „Auch die Fassaden sind stilprägend, so dürfen Balkone nicht verglast werden.“ Vgl. BZ-Berlin (2020).

Öffnen der Aufzugtür zog der kräftig rot leuchtende Teppich in der Fahrstuhlkabine die Aufmerksamkeit auf sich. Den Hausbewohner ließen wir natürlich zuerst eintreten. Die Kabine war im Inneren mit metallener Verkleidung versehen und machte einen nagelneuen Eindruck: „ThyssenKrupp, 6 Personen, 500 kg, Baujahr 1972, 190026/2, Modernisierung 2015“. Über den tadellosen Zustand sprach ich ein lobendes Wort aus. *Ja, die Eigentümer halten ihr Haus in Ordnung!*, antwortete der ältere Herr mit Stolz in der Stimme und schenkte A. ein einvernehmliches Nicken.

In einem der höheren Stockwerke hatten Handwerker zu tun, denen A. einen Wohnungsschlüssel ausgehändigt hatte. *Denen haben wir 'nen Schlüssel verpasst, damit die auch beweglich sind*, sagte A. mit heiterer Stimme. Die Wohnungstür war angelehnt. Bevor A. die Wohnung betrat, klopfte er dreimal kräftig und bedeutete mir mit einem Handzeichen auf dem Flur zu warten. Bis hinaus in den Flur hörte ich, wie A. einen militärischen Kommandoton an den Tag legte. Dann ertönte heiteres Gelächter.

Ich studierte derweil die Etage: Weiße Wände, glänzend hellgrauer Boden, weiße Wohnungstüren – Ordnung und Sauberkeit herrschten auch hier. Die Flure der Wohnetagen verliefen rundherum um die Schächte der Aufzüge, die Wegeführung verlief als eine schmale Null – man konnte folglich im Kreis umherlaufen. Außen lagen die Türen zu den Wohneinheiten. Der Gang mochte etwas mehr als einen Meter breit sein, vor den Aufzügen verbreiterte er sich auf etwa das Doppelte. Auf meinem Rundgang fiel mir an einer der Türen der Wohnungen ein weißer Zettel auf, der etwa auf Gesichtshöhe angebracht war. In kursiven Lettern stand darauf geschrieben:

„Der rote Faden – Er wurde eigentlich im 18. Jh. bei der englischen Marine verwendet – eingewebt in sämtliche Tauwerke zur Kennzeichnung des Eigentums der englischen Krone (offensichtlich war[en] Unordnung und Diebstahl schon Thema der damaligen Zeit).

Durch Goethe wurde dies in seinen Wahlverwand[t]schaften aufgegriffen und zur heutigen Begrifflichkeit hochstilisiert. Er brachte diese Tatsache in Verbindung zu Ottiliens Tagebuch: „Durch Ottiliens Tagebuch zog sich ein Faden ..., der alles verbindet und das Ganze bezeichnet.““

Den Schlüssel bringt ihr mir dann runter, ne?», rief A. den Handwerker von der Türschwelle aus zu. Tschüssikowsky! Ich eilte zurück. A. nickte mir zu und rieb sich die Hände: Das läuft doch schon mal nach Plan! Und sogleich ging es weiter. A. nutzte die Gelegenheit, um mir den Aufbau der Etage, der sich im Wesentlichen immer wiederholte, im Detail vorzuführen. Mit dem Blick auf den Etagenplan, welcher rechts an der Wand neben den Aufzügen hing, gewann ich einen Überblick über die Raumaufteilungen der Wohneinheiten. Von Süden nach Norden waren es zu jeder Seite eine Dreizimmer-, zwei Zweizimmer- und eine Vierzimmerwohnung. Die beiden Vierzimmerwohnungen hatten als einzige einen Grundriss, in dem nicht alle Wohnräume in einer Reihe lagen, sondern ein vierter Raum zur „L-Form“ abbog. Die Vierzimmerwohnungen verfügten zudem über zwei Balkone – zu ihnen gehörten nämlich die kleinen, nach Norden gerichteten Balkone. Dies war die Normalverteilung der Räume. Doch die Bauweise dieser hohen Häuser ermöglichte auch andere Varianten: Das geht, weil das hier ein Stahlskelettbau ist – kein sogenannter Plattenbau, wie viele meinen. Mit den Grundrissen ist man also grundsätzlich ziemlich flexibel. Im ... Stockwerk zum Beispiel hat Familie ... für sich zwei Viererwohnungen zusammengelegt. Neben den Schächten der Aufzüge befanden sich im Inneren der Etagen unterschiedliche kleine Kammern – sehr praktische kleine Abstellräume, die als „Etagen Keller“ den Wohnungen zugeordnet waren. Zudem gab es für beide Gebäudeseiten jeweils einen gemeinschaftlichen Lagerraum, der verschiedentlich genutzt werden konnte. Manche hängten dort ihre Wäsche zum Trocknen auf, was notwendigerweise Abstimmungsbedarf unter den nutzenden Parteien mit sich brachte. Am Ende des Gangs, dort wo das Nottreppenhaus lag, gab es noch einen weiteren schmalen Raum, den „Müllraum“, in dem sich die Klappe zur Müllschluckeranlage befand. Ganz am Ende des Ganges führte eine Glastür hinaus auf einen Außenbalkon. Manchmal, wenn richtig Wind ist, dann ist Druck im Haus. Da kriegste die Türen kaum auf. Die Aussicht war komplett verhüllt durch metallene Lamellen. Damit hier kein Unfug passiert!, sagte A. Eine weitere Glastür führte schließlich in das Treppenhaus. Die Wände dort waren weiß und die Treppenstufen mittelgrau angestrichen, das Geländer war glänzend schwarz lackiert und unten mit einem hellgrauen Gitter versehen. Das Treppenhaus fügte sich ein in den überaus gepflegten Eindruck, den dieses hohe Haus machte.

Ziffern von schlanker, klarer Form ließen wissen, dass es von hier aus nicht mehr weit war bis nach ganz oben. Wir gingen hinauf.

Die Treppe, die zum Dach führte, wurde von einer vergitterten Tür versperrt. Eiserne Stäbe verunmöglichten das Vorbeiklettern über das Geländer. Ein Schild verlautbarte: „Das Betreten des Dachgeschoss[es] ist verboten! Sachbeschädigungen werden rechtlich verfolgt. Der Dachverschluss wird in unterschiedlichen Abständen ganztägig kontrolliert.“ A. zückte seinen Schlüsselbund und sperrte auf. Nachdem wir die letzten Meter gemeistert hatten, gelangten wir an eine weitere verschlossene eiserne Tür. *Wir haben oft genug Spezialisten erlebt, die meinten, sie müssen hier nun unbedingt auf's Dach. Da waren die dollsten Dinger dabei, da wurde nichts unversucht gelassen.*

Der Ausblick vom Dach war spektakulär. Eine Fülle prominenter Bauwerke Berlins war zu sehen. Zum Greifen nahe schienen der Gendarmenmarkt mit Konzerthaus, Französischem und Deutschem Dom. Die Nähe zur Charité, zum Fernsehturm, dem Berliner Dom auf der Museumsinsel und der Baustelle des Neubaus des Hohenzollernschlusses, respektive Humboldtforums, verdeutlichte, wie sehr man sich hier inmitten des Stadtzentrums befand. Wahrzeichen des Berliner Westens wie die Siegestsäule, das Europacenter mit seinem drehenden Mercedesstern oder der Funkturm waren gut zu sehen. Ferner waren aber auch entlegene Winkel wie der Teufelsberg oder die verschiedenen Großwohnsiedlungen an den Rändern der Stadt in Ost und West auszumachen. Es war faszinierend, mit einem Blick erfassen zu können, wie diese Fixpunkte des Stadtbildes miteinander im Verhältnis standen. Die bekannten Bruchstücke der Stadt in ihren Beziehungen betrachten zu können, erzeugte in mir ein Gefühl der Verbundenheit. Die Distanz brachte einem die Stadt gewissermaßen näher. Es brauchte nicht viel Fantasie, um sich hier oben eine belebte Dachterrasse vorzustellen. Ob es innerhalb der Bewohnerschaft den Wunsch gäbe, das Dach zugänglich zu machen, wollte ich von A. wissen. *Die Sicherheit könnte nicht gewährleistet werden. Wir hatten ja schon Springer hier ...*

Für den Weg hinunter nahmen wir die Treppen. Ein paar Einzelheiten fielen mir im Vorbeirauschen ins Auge: die großen runden Leuchten, die silbernen Kästen der Feuermeldeknöpfe und der Umstand, dass es an einigen Stellen zwei Lichtschalter direkt übereinander gab. An einer Stelle stand die leere Dose eines „Ener-

gydrinks“ auf den Stufen. Ohne zu zögern bückte ich mich danach. *25 Cent sind das. Stehen hier einfach so rum!*, kommentierte A. *Manch einer freut sich darüber! Ich weiß, wem wir die hinstellen können.*

Ein paar Treppen tiefer hörten wir, dass jemand schnellen Schrittes und kräftig atmend das Treppenhaus heraufeilte. Kurze Zeit später kam uns ein drahtiger Herr in Laufkleidung entgegen. Wir wichen zurück und ließen ihm so gut es ging Platz zum Vorbeiziehen. Schnaufend hob der Treppenläufer grüßend die Hand. *Herr ... auf der Jagd nach der neuen Rekordzeit!*, feuerte A. ihn an. Eine Gruppe von Bewohnerinnen und Bewohnern nutzte das Treppenhaus regelmäßig zur sportlichen Ertüchtigung. Auch A. war bereits angetreten und verkündete mit Stolz seine persönliche Bestzeit. *Man hält sich fit. Ich habe ja auch Hanteln zu Hause. Aber seien wir mal ehrlich – es ist ja so: Irgendwann haste dann 'n Mädél – und dann pumpst du auch nicht mehr wie so'n Käfer!*

Die restlichen Treppen nahmen wir mit Schwung. Der Anblick des Treppenhauses wiederholte sich wieder und wieder, bis sich im zweiten Stockwerk dann der Aufbau veränderte: Zu einer Seite ging eine Milchglas-Tür ab ins Ärztezentrum. Im ersten Stock gab es keine Tür. Die letzten Stufen führten durch einen schmalen Flur und auf eine eiserne Tür zu. Dahinter lag ein Raum ohne Fenster, von dem weitere Türen abzweigten *Na? Weißte, wo wir sind?*

Zurück im Foyer dankte ich A. für diese Führung und lobte anerkennend abermals den tadellosen Zustand des Hauses. *Tja! Wie ich immer sage – Beharrlichkeit und steter Tropfen!* Im Foyer hing ein Schaukasten. Neben verschiedenen Bekanntmachungen war darin auch eine Abschrift der „Hausordnung“ zu finden. Unter „Allgemeines“ standen dort die folgenden Zeilen:

„Die Hausordnung soll unter den Bewohnern ein allseitig gutes Einvernehmen sowie zufriedenstellende Verhältnisse in der Wohnungseigentumsanlage sicherstellen. [...] Die Hausordnung wurde aufgestellt, um einen Rahmen zu geben, in dem sich das gemeinschaftliche Leben regeln lässt. Helfen Sie mit, dass das Zusammenleben nicht durch Ihr Verhalten gestört wird. Gegenseitige Rücksichtnahme und Erfüllung der von Ihnen zu übernehmenden Pflichten bieten die beste Garantie, dass der Hausfrieden gewährt bleibt. Alle Bewohner sollen sich verpflichtet fühlen, auf die Einhaltung dieser Hausordnung zu achten.“

Es war verblüffend, wie sehr dieses hohe Haus an der Leipziger Straße in seinem Aufbau dem Hochhaus vom Halleschen Tor ähnelte und wie anders es doch um seinen Zustand bestellt war. Über den roten Teppich schritt so mancher geradezu mit stolz geschwellter Brust, der leuchtende Stoff verlieh dem tadellos gepflegten Erscheinungsbild des Foyers eine gewisse Feierlichkeit. Der 24 Stunden am Tag präsente Service der Concierge verstärkte die Assoziation mit dem Empfangsbereich eines Hotels. Dass es im Haus Menschen gab, denen es ein Anliegen war, ihre Kunst einer Öffentlichkeit aus Nachbarinnen und Nachbarn sowie deren Gästen zu zeigen, legte die Vermutung nahe, dass die Hausgemeinschaft als ein wünschenswertes Publikum angesehen wurde. Es ließ auf eine starke Identifikation mit dem Wohnort schließen.

Für einen geordneten Ablauf des alltäglichen Lebens der Menschen in einem so großen Wohnhaus braucht es viel Erfahrung und Sachverstand – das hatte mir der Rundgang mit A. deutlich gemacht. Der altgediente Fachmann vermittelte den Eindruck, dass er Störungen der Haustechnik wie ein persönliches Versagen empfand. Schlüssel – dies hatte sich auf dem ersten Rundgang bereits gezeigt – spielten für die Organisation des Lebens im hohen Haus eine bedeutende Rolle. Bemerkenswert war der pragmatische Umgang mit dem Nicht-Planbaren: Menschen würden mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nicht davon abgebracht werden können, ihren Müll fallen zu lassen – also wurde an der richtigen Stelle ein Mülleimer angebracht; das Eindringen des Grundwassers in das Kellergeschoss würde ohne tiefgreifende Bauarbeiten nicht zu verhindern sein – also wurde es kanalisiert, um seinen Abfluss kontrollieren zu können; Spuren von Vandalismus, zum Beispiel Schmierereien, ließen sich nie ganz vermeiden und wurden in dem Wissen, dass dies Nachahmungen abschreckt, stets umgehend entfernt. Entscheidend war, dass die Eigentümergemeinschaft den Nutzen für sich und das Haus darin erkannte, einen solchen Service zu unterhalten.

Ebenso klar geordnet wie die Organisation des Hauses, waren die Worte der Hausordnung, die im Foyer aushing. Sie setzte das Verhalten des Einzelnen ins Verhältnis zur Hausgemeinschaft. Im Ganzen gelingen konnte das Zusammenleben nur durch gegenseitige Rücksichtnahme. Geordnet wurden viele tagtägliche Abläufe beiläufig: durch die Anordnungen von Gegenständen, die bestimmte Nutzungen ermöglichten oder verhinderten, Zugang erlaubten oder verwehrten – Schranken, Schilder, Bewegungsmelder und dergleichen mehr. Die Concierge-Hausmeister wachten darüber, dass die Prozesse im Wirkungsgefüge des hohen Hauses nicht ins Stocken gerieten und dass die vereinbarten Regeln eingehalten wurden. Dazu brauchte es weit mehr, als Kenntnis über Haustechnik und -regeln. Es erforderte Verständnis für die Menschen. Ein Ort, der in diesem hohen Haus den dafür nötigen Austausch beförderte, das war die Hausmeisterloge.

In der Hausmeisterloge.

Dazwischenkommen

Die Hausmeisterloge war zweckmäßig eingerichtet und unterteilt in einen vorderen und einen hinteren Teil. Im vorderen Raum fanden die operativen Tätigkeiten statt. Im hinteren Bereich gab es eine Garderobe, einen Schrank und eine Kommode, in denen die Concierge-Hausmeister verschiedene Dinge verstaut hatten. Auf der Kommode stand eine Filterkaffeemaschine, die nahezu dauerhaft in Betrieb war, um die Truppe munter zu halten. Angrenzend an den Hinterraum gab es ein WC. Das große offene Regal an der Rückwand des Vorderraumes wurde auf Wunsch der Eigentümergemeinschaft nicht allzu lange nach meinem Aufenthalt durch eine geschlossene Schrankwand ersetzt – vom Foyer aus betrachtet sah es so aufgeräumter aus.

Das zentrale Element der Loge war das große Schaufenster. Es war ein Schaufenster in beide Richtungen: Die Hausmeister hatten von hier aus immer einen Blick auf das Ein- und Ausgehen der Menschen; gleichermaßen wurde ihr zentraler Arbeitsort für die Bewohnerschaft einsehbar und ihr Tätigsein greifbar. Das Fenster disziplinierte sozusagen in Wechselwirkung. Gerahmt wurde die Aussicht von der Loge ins Foyer durch verschiedene kleine Objekte, die hinter der Scheibe auf einem schmalen Fenstersims standen. Dort zu sehen waren: eine kleine aufziehbare Rennradfahrerfigur (mit Stützrädern); ein Blumenstrauß in einer kristallinen Vase und zudem eine einzelne gelbe Blume in einer gelben Vase, eine lilafarbene Blüte in einem Parfümfläschchen; eine silberne Wecker-Uhr mit digitaler Zeitanzeige – oben auf diesem Wecker standen winzige Figuren, die ich der Welt des Modellbaus zuordnete: ein Mann und eine Frau in sportlicher Freizeitkleidung, ein Waldarbeiter mit einer Kettensäge und ein Herr in

einer Uniform, die ich für die eines amerikanischen Postbeamten vergangener Tage hielt; eine Figur von „Schlaubi“-Schlumpf, dem kleinen blauen Bewohner Schlumpfhausens, der immer alles besser wusste; an der Wand hing ein Kalender mit Berlin-Motiven – der Kalender war ein Geschenk eines Bewohners, die Bilder hatte er alle selbst fotografiert; und, erhöht durch einen Pappkarton, ein Namensschild, das den Vorbeigehenden den Namen des gerade diensthabenden Hausmeisters mitteilte. Blumen erhielten die Concierge-Hausmeister häufiger. Zu Ostern und Weihnachten gab es kleine Aufmerksamkeiten. *Wenn ich das alles essen würde, was hier kommt, dann wäre ich so ein Klops!*, sagte A. und deutete mit den Händen eine gewaltige Bauchrundung an. Die zahlreichen Geschenke bezeugten die Würdigung der Arbeit der Concierge-Hausmeister durch die Bewohnerschaft – hinter dem Logenfenster aufgestellt waren sie eine öffentliche Zurschaustellung dankbarer Verbundenheit.

Der Logenraum am Rande des Foyers hatte verschiedene Funktionen. Er war für die Bewohnerinnen und Bewohner die Anlaufstelle für all ihre Fragen, die sich um das hohe Haus drehten. Rund um die Uhr konnte hier ein offenes Ohr und eine helfende Hand gefunden werden. Während des Tagesgeschäfts wurden in der Loge Schriftverkehre und Listen geführt, Dokumente abgelegt, Schlüssel verwaltet, die Überwachungskameras kontrolliert, Handwerker instruiert, Pakete entgegengenommen, Bewohnerinnen und Bewohner sowie deren Gäste begrüßt und Gespräche geführt. Die Anlässe, mit den Concierge-Hausmeistern in Kontakt zu treten, waren vielfältig – daraus ergab sich eine der wichtigsten Eigenschaften des Logenraums: er war ein Ort des Austausches. Für das Zwischenmenschliche war es ein besonderer Raum – das hatte sich in den Gesprächen immer wieder gezeigt: Es kam darin zu sachlichen Informationsweitergaben und Alltagsplaudereien bis hin zu freundschaftlichem Rat und mitmenschlicher Anteilnahme.

Ich meine beobachtet haben zu können, dass ein nachvollziehbarer Zusammenhang bestand zwischen dem Grad der Vertrautheit der Gesprächspartner als auch dem Grad der Vertraulichkeit des Gesprächsinhaltes sowie der räumlichen Anordnung der Sprechenden zueinander in der Loge: Es machte einen Unterschied, ob die Anwesenden bei der Annäherung an die Loge einen gewissen Abstand wahrten, sodass der Concierge-Hausmeister zur Tür kommen musste; ob man sich an die Tür stellte oder auf

deren Schwelle, oder ob ganz eingetreten wurde. In Ausnahmesituationen wurde die Tür angelehnt oder gar nach dem Eintreten geschlossen. Einen Fall hatte ich beobachtet, wo das Aufeinandertreffen eines Bewohners und des Concierge-Hausmeisters im Foyer begann und mit der Ankündigung eines vertraulichen Themas in die Loge verlegt worden war. Kurz: Je vertrauter und vertraulicher, desto mehr verlagerte sich ein Gespräch hinein in den Logenraum. Die Gespräche in der Hausmeisterloge waren mitunter von überraschender Offenheit. Dieser Raum war in gewisser Weise ein Ort der freien Rede – einer freien Rede in dem Sinne, dass dort Dinge weitgehend ohne Furcht vor der öffentlichen Meinung zur Sprache gebracht werden konnten. Darin entsprach die Meinungsfreiheit der Hausmeisterloge aber weniger der „Speakers Corner“, dem Versammlungsplatz im Londoner Hyde Park, an dem öffentlich so gut wie alles straffrei gesagt werden durfte, solange keine Mitglieder der königlichen Familie Gegenstand der Rede waren. Vielmehr glich die Hausmeisterloge – als ein räumlich separierter und dadurch geschützter Raum für freie Rede – der Kombüse an Bord eines Schiffes, in der stillschweigend die Regel galt, dass dort ungestraft und ungeachtet der Hierarchie frei gesprochen werden durfte.⁸ Nicht wenige im hohen Haus schätzten die Hausmeisterloge als einen solchen Ort des Austauschs, an dem auch mal Unmut über allgemeine Themen, im Speziellen aber auch über das Leben im Haus geäußert werden konnte. In Abgrenzung zum Foyer wurde der Raum der Loge in solchen Gesprächssituationen zu einer Art „Hinterbühne“.⁹ Die Schwelle der Logenpforte markierte in diesem

- 8 Die Beiden Beispiele „Hyde Park“ und die Schiffskombüse benennt Erving Goffman als „Sicherheitsventile“ im sozialen Miteinander. Vgl. Goffman, E. (2003): 180. Mit den Schilderungen des Seefahrerlebens bezieht sich Goffman auf Jan de Hartogs *A Sailor's Life*. Ausführlich beschreibt dieser in seinem Werk über die Seefahrt die soziale Funktion der Kombüse als Ort weitgehend freier Meinungsäußerung. Vgl. De Hartog, J. (1955): 154ff.
- 9 Goffman stellt eindrücklich dar, wie das menschliche Miteinander in unserer Gesellschaft in mannigfaltigen Situationen von „Vorderbühne“ und „Hinterbühne“ unterschieden wird, da sich ständig verschiedene Gruppenkonstellationen von Zugehörigkeit und Ausgeschlossenheit ergeben, die sich auch in der Anordnung des Raumes niederschlagen. Vgl. dazu insbesondere das Kapitel „Ort und ortsbestimmtes Verhalten“ in: Goffman, E. (2003): 99ff.

Sinne eine Grenze. Gelegentlich testeten Bewohner zunächst, wie weit sie in ihrer Offenheit gehen konnten, sollten oder wollten. In solchen Fällen verwendeten sie zunächst mehrdeutige Chiffren, um dann gegebenenfalls Stück für Stück eindeutiger zu werden.¹⁰ In jedem Fall war die Voraussetzung für die Kommunikationsfunktion der Loge die unbedingte Verschwiegenheit der Concierge-Hausmeister. Drangen durch sie sensible Gesprächsinhalte nach außen, drohten ernsthafte Schädigungen des Hausfriedens, ganz zu schweigen von einer schweren Verletzung des Vertrauensverhältnisses. Aus eigener Erfahrung wusste ich ja bereits, was alles mitzubekommen war, wenn man bloß mehrere Tage im Fahrstuhl eines Wohnhauses verbrachte. Über wie viele Dinge die Concierge-Hausmeister einen Schleier des Schweigens auszubreiten hatten, das konnte man nur erahnen. Das Wissen über die vielen verschiedenen Ansichten der Menschen im Haus mochte ihnen bisweilen eine Hilfe sein, um unter ihnen zu vermitteln und gegebenenfalls gar Streitigkeiten zu schlichten. Ihre Fähigkeit, innerhalb der Bewohnerschaft ganz nebenbei Verbindungen zu schaffen, stellten die Concierge-Hausmeister mehrmals eindrucksvoll unter Beweis.

Anders als der Fahrstuhl ist die Hausmeisterloge kein Zwischenraum, sondern ein Nebenraum. Die Loge grenzte unmittelbar an das Foyer an, durch das große Fenster war sie zwar räumlich angebunden, durch die Möglichkeit, die Pforte zu schließen konnte sie symbolisch und – das war wichtig – akustisch abgetrennt werden. Wurde die Hausmeisterloge zur „freien Rede“ genutzt, dann verwandelte sie sich dadurch für die Dauer der Gespräche

10 Goffman bezeichnet dieses Phänomen als „double talk“: „Durch diese Informationstechnik können zwei Personen einander Informationen zukommen lassen, die mit ihrer offiziellen Beziehung nicht vereinbar sind. Es handelt sich um eine Art verschwörerischer Kommunikation, die sich darin von anderen Typen unterscheidet, daß die Rollen, gegen die sich die Verschwörung richtet, von den verschworenen Personen selbst dargestellt werden.“ Ebd.: 177.

in einen anderen Raum¹¹ – denn in diesem Raum galt temporär eine andere Ordnung der funktionalen und zwischenmenschlichen Verhältnisse, sie war sozusagen ein Subsystem, ein „Séparée“ innerhalb des sozialen Gefüges des Wohnhochhauses mit seinen öffentlichen Verbindungs- und privaten Wohnräumen.

Doch die Funktion des Logenraums für das nachbarschaftliche Gefüge des hohen Wohnhauses war damit noch nicht erschöpft. Es lohnte die eingehende Betrachtung des Zusammenspiels der gesamten räumlichen Konstellation: Auf dem Weg hinein wie auf dem Weg hinaus wurden Schwellen zwischen dem städtischen Raum hin zum Privatraum durchschritten. Zwischen Eingangspforte und den Fahrstühlen bildete das Foyer einen Schwellenraum. Das Schaufenster stellte darin die Verbindung her zur Figur und Funktion des Concierge-Hausmeisters, der nicht nur über dieses Schwellenreich wachte, sondern auch ein Stück weit das Nachbarschaftliche verkörperte – nicht die Nachbarschaft selbst, sondern vielmehr die Berufenheit zur Wahrung der Möglichkeit des friedlichen Fremdseins untereinander. Die Concierge-Hausmeister vermittelten nicht nur zwischen den Bewohnerinnen und Bewohnern, sie standen symbolisch für die Moderation der Nachbarschaft des ganzen Hauses. In ihren Taten und Worten drückte sich eine Quintessenz der Bedürfnisse und Forderungen all der vielen verschiedenen Menschen aus. Nicht unwichtig mochte dabei der Umstand sein, dass sie selbst nicht im Haus wohnten, dass sie Abstand nahmen, nachdem sie ihr tägliches Werk für die Hausgemeinschaft getan hatten. Dieser Abstand mochte hilfreich sein, um die partikularen Interessen zu reflektieren und unter einem allgemeinen Gesichtspunkt zu betrachten. Mit ihrer Arbeit trugen sie wesentlich dazu bei, das hohe Haus zusammenzuhalten. Das Fenster zur Loge diente der Vermittlung dieser wichtigen Aufgabe. Der Nebenraum der Loge ist ein Kommunikationsraum – ein Raum der moderierten Nachbarschaft.

11 In Ansätzen mag die Hausmeisterloge dem entsprechen, was Michel Foucault als eine „Heterotopie“ bezeichnet: Einen real existierenden Ort innerhalb einer Gesellschaft, der nach eigenen Regeln funktioniert. So nennt er „Orte, die außerhalb aller Orte liegen, obwohl sie sich durchaus lokalisieren lassen“, die „völlig anders sind als all die Orte, die sie spiegeln und von denen sie sprechen“. Foucault, M. (2006): 320f.

Dass ich mich als Forscher und Hausfremder mit den Concierge-Hausmeistern in der Loge aufhalten durfte, war also ein großes Zugeständnis. In den Augen der Bewohnerschaft bürgten die Concierge-Hausmeister für meine Integrität. Verlassen konnten diese sich dabei lediglich auf Ihre Intuition und die Fürsprache von Herrn L. Nicht ohne Grund heißt es, dass Vertrauen geschenkt wird.

Der mir zugestandene Platz in diesem Raum war der Stuhl am Ende des langen Schreibtisches und an der Tür zum Foyer. Damit saß ich während der Gespräche zumeist zwischen dem Diensthabenden und den Hausbewohnerinnen und -bewohnern. Ein neues Gesicht in der Loge, das fiel auf. Viele erkundigten sich, ob ich ein neuer Mitarbeiter sei. Es waren nicht wenige, die bereits nach kurzer Musterung schlussfolgerten, dass es mit meiner Anwesenheit etwas Irreguläres auf sich haben musste. Passte etwas in meinem Auftreten nicht stimmig genug ins Bild? Nahm man mir diesen Aufzug nicht ab? Anders als im Fahrstuhl, trat an diesem Ort der Effekt der Irritation weniger stark zutage, denn ich war unmittelbar angebunden an den tatsächlich existierenden Service der Concierge-Hausmeister und den Bewohnerinnen und Bewohnern erschien ich somit nicht als etwas gänzlich Neues in ihrem Alltag. Im Vergleich zu den Fahrstuhlfahrten richtete sich die Kommunikation in der Loge seltener direkt an mich. Zur Beobachtung des Tagesgeschehens und des Aufeinandertreffens der Menschen war die Zentrale der Concierge-Hausmeister jedoch bestens geeignet. Obwohl immer mitbedacht werden musste, dass meine Anwesenheit als Forscher das Beobachtete beeinflusste,¹² konnte doch allenthalb über das hohe Haus und seine Bewohnerschaft in Erfahrung gebracht werden. Denn wie sich zeigen sollte, war die Hausmeisterloge wahrhaft ein Brennpunkt nachbarschaftlicher Interaktion.¹³

12 Dies gilt weit über Phänomene des menschlichen Miteinanders hinaus: „Wir können nicht beobachten, ohne das zu beobachtende Phänomen zu stören“, schrieb der Quantenphysiker Werner Heisenberg. Heisenberg, W. (1996) [1969]: 126.

13 Angelehnt an die Formulierung „Brennpunkt verbaler Interaktion“ von Erving Goffman. Goffman, E. (2003): 99.

Rein oder Raus? Logengespräche

Eine Arbeitswoche lang tat ich im Sommer des Jahres 2015 meinen Dienst als Concierge-Hausmeister-Assistent im hohen Haus an der Leipziger Straße. An vier Tagen verbrachte ich gemeinsam mit den Concierge-Hausmeistern Schichten zu acht Stunden, und zudem eine längere Nachtschicht.

Sie bekommen dann den Schlüssel, glaube ich, ein Herr stand an der Schwelle zur Hausmeisterloge und hielt einen Schlüssel in der Hand. Jawoll! A. nahm den Schlüssel dankend entgegen. Der kommt in die Box!, sagte er zu mir und holte einen Ordner hervor. Er zückte einen beschrifteten Briefumschlag, in den er den Wohnungsschlüssel legte. Die Umschläge werden stets sorgfältig verklebt, mit Unterschrift versiegelt und sicher weggeschlossen verwahrt. Wird ein Schlüssel entnommen, dann wird das in dieser Liste mit Datum vermerkt und mit einer Erklärung zum Zwecke der Öffnung versehen. Den meisten ist das nicht egal ..., sagte A. Das war schon oft von Vorteil!, erklärte er. Hat mal 'ne alte Dame ihren Schlüssel verloren, können wir helfen. Da kam auch schon mal 'n ganz aufgeregter Anruf vom Flughafen – ‚Ich weiß nicht, ob ich die Duftkerze ausgemacht habe ...‘; Und wenn dir bloß mal die Tür zufällt und du stehst davor ... – da können wir dann helfen. Das ist ungemein praktisch!, führte er weiter aus. Wenn du den Schlüsselselnotdienst rufen musst, mit dem ganzen Programm: Anfahrt, Öffnen, Zylinder austauschen und Pipapo – das sind ja schnell mal mindestens 180 Euro, wenn nicht mehr. Da haste dann also locker 'n paar hundert Euro gespart. A. winkte einem Bewohner, der gerade am Logenfenster vorbeiging. Firmen fragen bei uns

an: Wo kriegen wir den Schlüssel her? Da kann man sich an uns wenden, nach Absprache versteht sich, sagte A. Das ist natürlich eine große Verantwortung. Egal, wo du arbeitest, es ist immer ein schmaler Grat. Und deshalb ist unser gewissenhafter Umgang mit den Schlüsseln, die uns anvertraut sind, so wichtig. Vor allem ist es ein Vertrauensbeweis, fuhr er fort. So ein Vertrauen!, sagte er mit Stolz in der Stimme. Wir haben hier jetzt inzwischen bestimmt 200 Schlüssel!

Zuvor schon hatte sich die immense praktische und die symbolische Bedeutung des Schlüssels als Gegenstand zwischenmenschlicher Verbindung offenbart.

Palim, Palim! Ein Herr mit Hund stand in der Tür der Loge und winkte mit dem Schlüsselbund in der Hand, mit der anderen hielt er die Leine. *Ich wollt nur mal Hallo sagen*, zwinkerte er A. zu ... Wie von Zauberhand hatte A. sogleich eine Packung Hundefutter hervorgeholt und eine Handvoll Trockenfutter-Krokettchen ausgeschüttet, die er dem aufgeregten Vierbeiner zum Verzehr anbot. Ein paar Worte wurden gewechselt und dann zogen Hund und Herrchen weiter zu einer Runde um den Block. *Im zweiten Leben werde ich auch mal Hund!*, sagte A. scherzend.

Nicht selten traten Bewohnerinnen und Bewohner an die Schwelle zur Loge, um eine kurze Unterhaltung zu führen. Es waren ritualisierte Handlungen, mit denen die Beziehung zwischen der Bewohnerschaft und den Concierge-Hausmeistern aufrechterhalten wurde. Das Hundefutter war dabei ein interessantes Detail: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“, besagt ein altes Sprichwort. Die kleinen Gaben an die Haustiere waren mehr als eine Geste des Wohlwollens. Denn mit dem Akt des Schenkens – bewusst oder unbewusst – wird die Erwartung positiver Reaktionen verbunden, die Schaffung und Aufrechterhaltung von zwischenmenschlicher Verbindung und mehr noch – die Entstehung von Verbindlichkeiten. „Die nicht erwiderte Gabe erniedrigt auch heute noch denjenigen, der sie angenommen hat, vor allem, wenn er sie ohne

den Gedanken an eine Erwidierung angenommen hat“,¹⁴ schreibt Marcel Mauss in seinem soziologischen Klassiker über Tauschbeziehungen.

Später stellte ich – dies nebenher bemerkt – fest, dass gleich mehrere Hundehalter aus dem Haus ihre Vierbeiner zum Verrichten der Notdurft gern und regelmäßig auf die Grünfläche vor dem Doppelhochhaus der städtischen Wohnungsgesellschaft führten. Dieselben Hundehalter waren es die beklagten, dass es „dort drüben“ um die Ordnung nicht gut bestellt sei ...

Nun wollen wir doch aber mal sehen, wer uns den Fernseher vors Haus gesetzt hat! Ich kenn doch meine Pappenheimer! A. blickte auf den Monitor am hinteren Ende des Schreibtisches. *Ich kann das alles nachvollziehen*, sagte er mehr zu sich selbst, als er in den Videoaufzeichnungen umherklickte. Zunächst zeigte er mir die verschiedenen Einstellungswinkel, mit denen fast ein Rundumblick um das Doppelhochhaus möglich war. Wenn es, wie jetzt gerade, regnete, dann konnte man über die Kamera beobachten, wie die Leute sich hier und da unterstellten. *Das ist die reinste Peepshow!* A. warf mir einen vielsagenden Blick zu. *Was wir hier schon alles zu sehen bekommen haben! Hinscheißen im Stehen!* A. schaltete auf die Kamera, die die Rückseite des Hauses zeigte. *Stand hier – hat da im Stehen das Geschäft verrichtet.* Er legte eine bedeutungsschwere Pause ein. *Haben auch schon welche beim Sex erwischt*, schmunzelte er. *Naja, wollen wir besser gar nicht erst anfangen mit den Geschichten ...* Die Überwachungstechnologie sei aber nichts im Vergleich zum Nachbarhaus, das er „Fort Knox“ nannte. *Die haben bestimmt 40 Kameras im Einsatz. Die fühlen sich gestört, wenn da bloß einer durchläuft bei ihnen auf dem Grundstück.* Nun begann A. in den Aufzeichnungen der Kamera von der Hausrückseite im Zeitraffer zurückzuspulen. Eine Weile ging er der Suche sehr konzentriert nach, verlangsamte die Wiedergabe hin und wieder, bis er fündig wurde: *Da!* A. zeigte mir die Stelle. Eindeutig zu sehen war, wie eine Person, die im Haus lebte, mit der Hilfe noch einer weiteren Person mehrere Gegenstände in einen kleinen

14 Mauss, M. (1968) [1925]: 157.

Transporter verlud und nach mehreren Versuchen den besagten Fernseher, der nicht mehr hatte hineinpassen wollen, dort an die Hauswand gestellt hatte. *Da ist wohl ein klärendes Gespräch fällig!*

Der tagtägliche Umgang mit der Überwachungstechnologie war ein wichtiger Bestandteil der Aufgaben des Concierge-Dienstes. Zur Aufklärung von Regelverstößen gegen die Hausordnung waren sie zweifelsohne hilfreich. Im Umgang mit den Informationen über die Bewohnerinnen und Bewohner, die darüber hinaus gewonnen werden konnten, war indes größte Umsicht geboten. Die Concierge-Hausmeister waren Schwellenwächter im räumlichen und zwischenmenschlichen Miteinander.

Ein Paketbote klopfte energisch an die Scheibe, nachdem er eine Weile suchend auf das Klingelbrett geschaut hatte. A. betätigte einen Schlüsselschalter an der Wand neben der Logenpforte und öffnete damit die Eingangsschiebetür. Der Bote erkundigte sich nach zwei Familiennamen, für die er Sendungen dabei hatte. *Zeigen sie mal her!* A. überprüfte die Adressfelder und nickte. *Jawoll, die können sie hierlassen. Danke!* A. legte die beiden Pakete in ein eigens dafür vorgesehenes Regal hinter der Tür. *Das sind so Kleinigkeiten, wie jetzt hier das Annehmen von Paketen, die sind für die Bewohner natürlich 'ne komfortable Sache. Wir müssen aber zusehen, dass wir das gut organisieren, damit es nicht aus dem Ruder läuft. Kannst dir ja vorstellen, dass da schnell so einiges zusammenkommen kann bei 344 Wohneinheiten. Da erleben wir die dollsten Dinger. Kam schon vor, dass die uns so 'nen Stapel Pakete einfach vor der Tür abgeladen haben, einfach draußen hingestellt ohne ein Wort, nix. Da hört der Spaß dann auf.* A. klang ziemlich empört. *Gute Leute braucht man! Aber das gilt ja immer, egal was man macht ..., fuhr er fort. Wenn du nicht im Hirn klar bist, kannst du auch nicht klar reden und handeln!*

Deutschland verwahrlost immer mehr, das stört mich. Ich muss doch bestimmte Abläufe wissen, muss mich Auskennen mit dem, was ich tue. Nehmen wir zum Beispiel mal die Taxifahrer von heute – die haben ja teilweise gar keine Ahnung, wo sie sich überhaupt befinden. Du musst alle öffentlichen Gebäude kennen in der Stadt! Das ist doch die Grundvoraussetzung, um diesen Job zu machen. Da geht viel verloren. Da stimmt was nicht. Wir haben hier teil-

weise mit jungen Leuten zu tun, die führen sich auf, als wären sie ‚King of Kartoffel‘, haben aber von Tuten und Blasen keine Ahnung, schimpfte er. Vielen ist vieles scheißegal. Das ist eben der Punkt, an dem wir hier sind. Oder nimm doch die LKW-Fahrer. Kannst ja mal rinkieken in die LKWs – die fahren alle alleine. Obwohl das verboten ist. Da wird gefälscht ohne Ende! Da müsste man wieder mehr bezahlen. Und warum wird das nichts? Weil die Gesellschaft so ist, dass alle wenig bezahlen wollen. Und bei der Polizei, da sind die am Limit. Dadurch geht ja die Kontrollfunktion verloren. Da hängt so viel dran! So kann das nicht klappen! Das Geben und Nehmen, das musste halt akzeptieren.

Es sollten an diesem Tag Arbeiter kommen, die in den Abstellkammern zu tun haben würden, doch war von ihnen noch keine Spur zu sehen. A. zeigte sich nun ungehalten. *Wo wir grad beim Thema sind: Jetzt ist es schon viertel nach und es ist noch keiner da. Das schleift!, grummelte er. Wenn die nicht gleich auf der Matte stehen, dann ist hier aber Ende im Gelände!*

An den vielen kleinen Abläufen im Alltag ließ sich anschaulich nachvollziehen, dass Tugenden wie Pünktlichkeit oder Zuverlässigkeit, sich als ungemein hilfreich für die Bewältigung des Alltags der Menschen im Umgang miteinander erweisen.

Unsere Aufgabe ist es, das Gemeinschaftseigentum zu pflegen: Wir kümmern uns um die Beleuchtung, wir sorgen für Ordnung und Sauberkeit, wir regeln die komplette Müllbewirtschaftung, machen den Winterdienst. Der Winterdienst ist 'n gutes Beispiel für das, was ich meine, mit der Wertschätzung von Arbeit, erklärte A. Wir machen ja hier auch den Winterdienst. Und da sind wir bei den ersten Schneeflocken ratzfatz zur Stelle. Heutzutage machen das sonst ja meistens sogenannte Sub-Unternehmen. Subunternehmertum heißt in vielen Fällen aber leider: Geld nehmen für nichts. Nun also, als Anbieterfirma eines Winterdienstes, da musst du ja 10–15 Objekte haben, damit du davon leben kannst. Das schaffen die ja nicht. Winterdienst funktioniert dann nur, wenn es nicht schneit, schüttelte A. den Kopf. Wenn man für die Arbeit nicht vernünftig bezahlen will, dann bekommt man auch die entsprechenden Ergebnisse. Ein Vollzeit-Job muss zum Leben reichen. Das muss für die Grunddinge reichen und mal für eine Reparatur

– und auch mal für einen Urlaub. Das ist eine Frage der Würde des Menschen!

Ein Bewohner klopfte symbolisch an die Tür und trat ein. *Na? Alles klar?*, rief A. ihm zu. *Nee, mein Handy – das finde ich nicht mehr ...*, antwortete der Herr, der nicht mehr der Jüngste war. *Mach langsam, mach langsam! Soll ich dich anrufen? Pass auf, ich ruf dich gleich mal an. Nummer habe ich ja. Ab mit dir!* Der Herr dankte und machte sich auf den Weg. Sofort wusste A., an welcher Stelle er zu schauen hatte. Einen Moment lang wartete er ab – mir schien es, als könnte er exakt abschätzen, wie lange der Weg zur Wohnung dieses Herrn samt Fahrstuhlfahrt dauerte und ich hielt es für wahrscheinlich, dass dem auch genauso war. A. wählte die Nummer, ließ eine Weile läuten und legte dann auf. Kurz darauf erfolgte der Rückruf. Der alte Herr sprach so laut in sein Telefon, dass ich mithören konnte: *Ich hab's gestern schnell auf den Nachttisch gelegt und da ist es hinter gefallen. Mensch, du bist Gold wert!*, dankte er A. überschwänglich. *Mit den Hilfestellungen, das ist immer ein zweischneidiges Schwert*, sagte A. in vertraulichem Ton. *Mit allem, was sich in den Wohnungen abspielt, haben wir streng genommen nichts zu tun, dürfen wir ja nichts zu tun haben. Aber mit solchen kleinen Dingen wie eben, da hilft man natürlich, das ist ja klar!*

Für die Concierge-Hausmeister war es rechtlich ein Balanceakt, wenn sie den Bewohnerinnen und Bewohnern helfend zur Hand gingen.

Ein Bewohner mit einem sehr großen und offenbar schweren Karton näherte sich der Haustür. A. war sofort zur Stelle und drehte den Schlüssel, worauf die Schiebetür aufging und geöffnet stehen blieb. *Danke!*, quetschte der Herr mit gequälter Stimme heraus. *Die Fahrstühle habe ich jetzt vorsichtshalber abgeschaltet!*, rief A. ihm zu. Ein stöhnendes *Was?!*, kam darauf zurück. *Die Aufzüge sind heute außer Betrieb!*, rief A. nochmal lauter, worauf er ein lachendes *Jaja!* als Antwort erhielt. *Kleiner Scherz!*, zwinkerte A. mir zu. *Aber Scherz beiseite – habe ich alles wirklich schon gehabt – alle drei außer Betrieb, alle auf einmal. Da legst du dir die Karten!*

Immer wieder zeigte sich eindrücklich: Seine Schlagfertigkeit ließ A. souverän durch die Unwägbarkeiten des Alltags steuern.

In diesem Augenblick marschierte eine Taube schnurstracks durch die immer noch offenstehende Eingangstür herein. A. spurtete aus der Loge und stellte dem Vogel stampfend nach. *Kusch! Kusch!*, herrschte er sie an. Die Taube nahm Reißaus und legte an Tempo zu – lustig war es mit anzusehen, wie sie rasant eine Runde durch das Foyer drehte und A. ihr hinterher jagte. Dann hielt die Taube auf die Tür zu und entwich. A. klatschte zufrieden in die Hände: *Da kann ja jeder kommen!*

Zurück in der Loge sagte A.: *Wir geben Acht, dass keine Fremden ins Haus kommen. Wobei das natürlich nie ganz sicher zu gewährleisten ist. Wir sind ja nicht hier, um die Ausweise zu kontrollieren, das können und dürfen wir ja gar nicht. Aber unsere Präsenz macht da schon einen Unterschied*, sagte A. mit Überzeugung in der Stimme. *Jugendliche aus der abgerissenen Schule kamen hier früher zum Rauchen rüber, hingen im Treppenhaus und auf den Balkonen ab*, erinnerte sich A. *Runtergebrochen ist's 'ne einfache Abwägung: Vandalismus – Concierge – Kosten – bei den Kosten hört der Spaß ja immer auf ...*, sagte A. *Wir nehmen der Hausverwaltung Arbeit ab: Wir versenden E-Mails, checken Reparaturbedarfe, machen Fotos, leiten Informationen weiter, koordinieren Bauarbeiten und Elektroinstallationen*, zählte er auf. *Und wir schlichten zwischen Mietern, wenn sich wer in die Haare kriegt. Wir tun unser Möglichstes, damit die Parteien miteinander wieder auf 'nen grünen Zweig kommen. Kurz: Wir machen das Unmögliche möglich!*

Diese zusätzliche Ebene des zwischenmenschlichen Vermittelns, das verstand ich immer besser, war in seiner Bedeutung für das Haus und seine Gemeinschaft kaum zu überschätzen.

Man macht auch mal 'nen Scherz mit den Bewohnern, hört sich auch mal Sorgen an. Man kann auch mal 'ne traurige Sache loswerden. Wir leisten hier auch seelischen Beistand. A. war überzeugt: *Wenn die Leute einen Ansprechpartner haben, das wertet immer auf.* Und erneut betonte er: *Gute Leute braucht man, die*

müssen erfahren sein. Und da sagen unsere Bewohner: Da wollen wir nicht drauf verzichten. Wir sind vor Ort!

Wir haben ja die dollsten Dinger schon erlebt hier. Zum Beispiel die Nummer mit der Dogge. Die patrouillierte hier im Hausflur. Ferienwohnungsgäste waren auf 'n Konzert gegangen und hatten die Wohnungstüre nicht verschlossen – und die Dogge öffnete die Tür. Weiß auch nicht, auf die Hinterbeine, Männchen gemacht und die Türklinke runter. Schlaues Vieh! A. lachte und beschrieb mit der Hand einen Punkt in der Luft auf etwa Hüfthöhe. Ich dachte, da steht 'n Pferd auf'm Flur, wie ich den seh'! Ein Riesenhund, ungelogen – so hoch war der!

Zwei Männer in Hemden preschten vorbei, von denen einer durch die Scheibe blickte und A. auf eine Weise zunickte, die mir seltsam vorkam. Als ich daraufhin einen mühsam zurückgehaltenen Missmut im Gesichtsausdruck von A. abzulesen meinte, fragte ich nach. *Der kauft hier Wohnungen, wo er kann, um sie dann billigst und mehr schlecht als recht zu modernisieren, um sie dann anschließend so teuer wie möglich weiterzuverkaufen ...*, erzählte A. Dadurch angestoßen kam er nun auf die Entwicklung der Eigentumsverhältnisse zu sprechen. *Also zu Anfang, nach der Wende, meine ich, da gehörten die Häuser einem Baron. Die Sanierung wurde aber dann erstmal auf die lange Bank geschoben. Das machte dann später die Bavaria...*

Im Rahmen des sogenannten „Altschuldenhilfe-Gesetzes“ wurde im Jahr 1993 vom Aufsichtsrat der Wohnungsbaugesellschaft Mitte der Kaufvertrag über die beiden mittleren Doppelhochhäuser mit dem Investor Baron von Derschau unterzeichnet. Von Derschau zahlte für beide Doppelhochhäuser circa 50 Millionen Deutsche Mark. „Keiner muss Angst um seine Wohnung haben ... Wir haben mit ihm den absoluten Schutz der Mieter vertraglich vereinbart“, hieß es in einer Pressemitteilung des damaligen WBM-Geschäftsführers Falk Jesch.¹⁵

15 Vgl. Neues Deutschland (1993).

Rund ein Jahr später, 1994, tauchten die Wohnungen im Verkaufsprospekt eines Immobilienhandelsunternehmens auf.¹⁶ Der Eigentümer von Derschau behauptete einem Zeitungsbericht zufolge, davon nichts zu wissen. Ende des Jahres 1994 setzte von Derschau die Bewohnerschaft über sein Vorhaben einer Privatmodernisierung in Kenntnis, bei der die Miete pro Quadratmeter von 9,49 auf 13,06 Deutsche Mark steigen sollte.¹⁷

Im Sommer 1998 wechselten die beiden Doppelhochhäuser an der Leipziger Straße [...] den Besitzer. Von Derschau verkaufte an die Bavaria Objekt- und Baubetreuung GmbH. Die angekündigten Sanierungsarbeiten durch von Derschau waren bis dahin noch nicht erfolgt. Die Bavaria übernahm alle bestehenden vertraglichen Verpflichtungen. Auf die Mietverträge würde sich der Verkauf nicht auswirken, gab das Unternehmen bekannt. Versprochen wurde eine sozialverträgliche Mietengestaltung und die Übernahme des Mieterschutzes, der zwischen der WBM und von Derschau ausgehandelt worden war.¹⁸

In den sanierungsbedürftigen Häusern stand gegen Ende der 1990er Jahre etwa jede vierte Wohnung leer. Für 1999 kündigte die Bavaria Objekt- und Baubetreuung GmbH Instandsetzungs- und Modernisierungsarbeiten an. Bereits fünf Jahre hatte die Bewohnerschaft auf die versprochenen Maßnahmen gewartet. Bavaria-Projektleiter Stefan von Berg kündigte an, dass er hoffe bis Ende 1999 alle Wohnungen in neue Eigentumsverhältnisse zu bringen.

Im Jahr 2010 vermeldete die STRATEGIS Aktiengesellschaft in einer Pressemitteilung, im elften Vertriebsjahr am Standort Leipziger Straße in Berlin-Mitte die 1.100ste Wohnung verkauft zu haben. Darunter zählte der gesamte Bestand der beiden Doppelhochhäuser. STRATEGIS war seit 1999 im Einzelverkauf für Bavaria und die WBM tätig und

16 Vgl. Schönball R. (1994).

17 Vgl. Rada, U. (1995).

18 Vgl. Neues Deutschland (1998).

begleitete später zwei „Blockverkäufe“ an ausländische Investmentgesellschaften. Ab 2006 war das Unternehmen mit dem Verkauf des letzten aufgeteilten Bestandes an „Kapitalanleger“ und „Selbstnutzer“ beauftragt.¹⁹

Im Jahr 2013 schrieb die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*: „Heute gilt dieser Straßenzug als Goldmeile. Die Kauf- und Mietinteressenten reißen sich regelrecht um Wohnungen in den Hochhäusern – von der zehnten Etage aufwärts. Eine so steile Karriere wie diese Wohntürme haben sonst wohl keine DDR-Bauten hingelegt.“²⁰

Wenige Tage später erscheint in den „News“ eines „Immobilien-Blogs für Berlin“ ein Beitrag mit dem Titel „Leipziger Straße erfreut sich wachsender Beliebtheit“. Darin heißt es: „Gerade die Plattenbauten der Straße sind mittlerweile ausgesprochen beliebt [...]. Heute gilt die Leipziger Straße mit ihren acht Wohnhochhäusern als regelrechte Goldmeile. Dabei geben sich Miet- und Kaufinteressenten hier gleichermaßen die Klinke in die Hand. Besonders beliebt sind die Wohnungen, die ab der zehnten Etage aufwärts zu finden sind. Es gibt in Deutschland wohl keine anderen DDR-Bauten, die eine solch steile Karriere aufs Parkett gelegt haben. [...] Die Sicht, die die Wohnhochhäuser in der Leipziger Straße bieten, ist zweifelsohne einzigartig. Es gilt beinahe als unwahrscheinlich, dass Luxus-Wohnanlagen, die beispielsweise in der Berliner Innenstadt entstehen, eben genau das bieten können, was Interessenten in der Leipziger Straße finden.“²¹

Die Häuser wurden ganz schön aufgepeppt! Ein hohes Niveau wurde erreicht, ein wirklich hohes Niveau. Das wollen wir halten!, sagte A. einmal wieder mit hörbarem Stolz in der Stimme. Beim Verkauf der Wohnungen wurden erstmal die Bewohner gefragt, musste man die Bewohner fragen. Manch einer von früher ist heute

19 Vgl. STRATEGIS AG: Wohnungen in der Leipziger Straße verkauft.

20 Niendorf, J. (2013).

21 An dieser Stelle wird bewusst auf die Angabe der Quelle verzichtet, um die Anonymisierung eines Gesprächspartners zu gewährleisten.

Eigentümer seiner Wohnung. Andere von damals leben weiterhin als Mieter hier – dank des Mieterschutzes. Mitunter sind aber Wege gefunden worden, den Mieterschutz außer Kraft zu setzen. Ob ein Eigentümer Eigenbedarf anmelden kann, das kommt immer auf den Vertrag an, ist ja klar. Da gab's Fälle, wo nichts unversucht gelassen wurde, den Schutz auszuhebeln. Da geht da zum Beispiel einer hin zu den Mietern und sagt, ‚was haltet ihr davon, ich bau euch hier eine nigelnagelneue Einbauküche rein – gar kein Problem, da machen wir 'nen neuen Vertrag, ihr müsst nur eben hier unterschreiben‘ ... Tja! Die hatten dann die Arschkarte, seufzte A. Ich habe schon Leute gehen sehen, teilweise unter Tränen ... sogar Behinderte...

Durch die Haustür trat ein Paar, das einen Kleidungsstil pflegte, den ich als „extrovertiert“ bezeichnen würde. *Ach, da seid ihr ja mal wieder, ihr treulosen Tomaten! Ich fürchtete schon wir sehen euch gar nicht wieder!* A. war sofort an die Tür getreten, um sie zu begrüßen. Die beiden zeigten sich erfreut. Wie ich erfuhr war es ein Künstlerpaar aus Japan, die viel unterwegs waren in der Welt.

Von A. wollte ich darauf wissen, wer denn heute in den hohen Häusern so alles wohnte. *Wir haben hier ja nun wirklich Bewohner aus aller Herren Länder – und das klappt!*, antwortete er. *Das ist 'ne bunte Mischung, die wir hier haben. Verhältnismäßig viele alte Leuten wohnen hier, darunter manch einer vom ersten Tag – Erstbezug, als die Häuser ganz frisch fertiggestellt waren. Hier wohnen DDR-Intellektuelle, Künstler haben wir hier und Geschäftsleute, auch türkische Familien wohnen hier, einige Polen ... ganz unterschiedlich, ganz unterschiedlich. Und der ... wohnt hier, aber das weißt du ja schon.* A. dachte kurz nach. *Flüchtlinge haben wir jetzt auch im Haus. Ferienwohnungen dürfen ja jetzt nicht mehr sein, sind sogar verboten – da haben sich manche Ferienwohnungsbetreiber ganz pfiffig gedacht, da setzen wir Flüchtlinge rein. Gleich mehrere pro Zimmer, da gibt es ja so Pro-Kopf-Pauschalen. Das Geld kommt sicher vom Amt. Die freuen sich doch 'n zusätzliches Loch in den Hintern! So viel Kohle kann der doch sonst gar nicht verdienen mit der Wohnung. Die bereichern sich noch an solch' armen Schweinen!*, empörte sich A. *Wir hatten 'nen Fall, da waren Leute eingesperrt in der Wohnung und wurden von da zur Arbeit gefahren. Der Staat muss genauer hinsehen!*, forderte er. *Das ‚Familiäre‘ im Haus leidet darunter. Obwohl es so groß ist – die*

Leute wollen wissen, wer auf ihrer Etage wohnt. Wir haben viele alleinstehende alte Leutchen hier. Die fragen sich: Wer wohnt jetzt da nebenan? Die Leute machen sich Sorgen. Was erwartet uns da? Manch einer zweifelt an der Politik.

Von einer außergewöhnlichen Mischung an Menschen, die gemeinsam im hohen Haus lebte, berichtete A. Im Großen und Ganzen funktionierte diese Mischung erstaunlich gut. Nicht alle Bewohnerinnen und Bewohner grüßten sich, wenn sie im Foyer aufeinandertrafen. Deutlich zeigten sich Konfliktlinien im Nachbarschaftlichen, die sich aus den verschiedenen Veränderungen in der Hausgemeinschaft ergaben.

So eine Immobilie ist für viele eine Wertanlage. 80.000 DM damals zur Wende für die Vierzimmerwohnung. Kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Heute kostet die 550.000 Euro – unsaniert! Darauf zückte A. sein Smartphone, suchte nach einem Bild. Zu sehen war der Screenshot einer Wohnungsannonce. Es handelte sich um eine Wohneinheit in einem der höchsten Stockwerke, die offenbar mit großem Aufwand modernisiert worden war. Diese Vierzimmerwohnung mit 98 Quadratmetern war angeboten worden für knapp unter 900.000 Euro.

Die Entwicklung der Immobilienpreise in Berlin war nicht nur in den stark nachgefragten Innenstadtlagen beachtlich. Und die Tendenz der starken Preissteigerung hielt an: „Im Vergleich zu 2015 mussten Erwerber einer 100 qm großen Eigentumswohnung nur fünf Jahre später im Schnitt rund 150.000 EUR mehr zahlen. Der mittlere Angebotskaufpreis für eine gebrauchte Eigentumswohnung lag im 4. Quartal 2018 bei 4.600 EUR/qm, womit erneut ein Anstieg erzielt wurde (12,3%). Die Preisentwicklung für neu errichtete Eigentumswohnungen verlief im Jahr 2019 weniger dynamisch als im Bestand und in der Gesamtbetrachtung (+1,9%). Gleichwohl wurde im Jahr 2019 mit durchschnittlich 5.759 EUR/qm erneut ein Rekordwert in diesem Segment aufgerufen.“²²

22 Investitionsbank Berlin (Hg.): IBB Wohnungsmarktbericht.

Das das so attraktiv bleibt, ist von unglaublich vielen Faktoren abhängig. So 'ne Immobilie, die kann auch ganz schnell nach hinten losgehen. Das kann hier auch ganz schnell verwahrlosen, erklärte A. Wir müssen ja nur mal da rüber schauen. Da sieht die Welt gleich anders aus, sagte er und deutete in Richtung des Doppelhochhauses gegenüber. Die da drüben haben es ja nicht so mit der Ordnung. Das sieht man auf den ersten Blick, muss man nur mal die Außenflächen ums Haus anschauen, das reicht ja schon aus. Sieht aus wie Kraut und Rüben. Und das setzt sich ja im Haus so fort. Nach einer kurzen Pause relativierte er: Naja, das ist ja auch landeseigen. Die können ja nicht, die haben ja gar nicht die Mittel. Wenn du mich fragst, dann frage ich mich aber schon, warum da drüben nichts los ist mit den Hausmeistern, ist ja so gut wie nie einer zu sehen. Die stecken den Kopf in den Sand, rügte A. Wenn die Leute sich nicht identifizieren, dann wird das nichts! Damit steht und fällt auch eine Hausgemeinschaft. Und wenn der Hausmeister selbst schon Mist macht ...

Das hohe Haus gegenüber diente immer wieder als Beispiel für einen unerwünschten Zustand eines Mangels an Ordnung. Ich deutete dies als ein klares Abgrenzungsbedürfnis.

So, jetzt habe ich eine schöne Aufgabe für dich! Von A. erhielt ich den Auftrag, die Grünanlagen zu wässern. Dazu holten wir einen Gartenschlauchwagen heran und A. zeigte mir, wo die Wasseranschlüsse zu finden waren. Es standen heiße Tage an, weshalb ich nicht sparsam sein sollte mit dem Wasser. Vermutlich sah man mir mein Vergnügen während des Wässerns an – denn die Bewohnerinnen und Bewohner, die derweil vorbeikamen, blickten mir mehrheitlich wohlwollend entgegen und grüßten.

Die Tatsache, dass ich öffentlichkeitswirksam einen Beitrag zur Instandhaltung des Wohnumfeldes leistete, begünstigte weitere Kontaktaufnahmen – Gespräche ergaben sich nebenbei. Der Lerngewinn für die Methode der Einmischenden Beobachtung lautet: Sichtbar etwas zu tun für die Bewohnerschaft eines Hauses sichert deren Wohlwollen und steigert deren Gesprächsbereitschaft.

Ein Herr, wohl um die 40 Jahre alt, erkundigte sich höflich, ob ich neu angestellt worden sei. Kurz berichtete ich ihm von dem Forschungshintergrund meines Aufenthaltes. Das weckte seine Neugier. Er stellte sich als Naturwissenschaftler vor und nahm sich sogleich ein wenig Zeit, um mir von seinen Eindrücken über das Leben im Haus zu berichten. *Wir haben eigentlich überall gesucht, berichtete er von der Wohnungssuche. Ganz ehrlich – ich fand früher Platte immer doof. Nun haben wir hier eine große helle Wohnung mitten in Berlin für uns gefunden. Da stört mich die Platte auch nicht mehr. ‚Platte‘ – das hatte für mich immer etwas Negatives. Da machte aber bereits der Eingangsbereich als erster Eindruck einiges wett. Das Haus ist sehr gepflegt. Es wird wirklich sehr drauf geachtet. Die Hausmeister kümmern sich um die Außenanlagen, putzen, nehmen Reparaturarbeiten im Haus vor, begutachten Schäden, nehmen Pakete an, bringen die Mülltonnen raus und sind halt einfach immer da – ein Spitzen-Service!* Zu diesen lobenden Worten ergänzte er: *Die Hausmeister sind durchaus verschiedene Typen, das hat seinen Charme. Ganz so oft bekommen wir sie bei uns ja nicht mit, es sei denn, sie laufen durchs Haus – die ganze Überwachung ist ja drüben. Aber erreichen kann man die eigentlich immer, sogar übers Internet. Die Infrastruktur ist super. Wir haben den Zeitschriftenladen, den super Vietnamesen an der Ecke, am Mittwoch und Freitag ist Markt, das Familienzentrum auf der Fischerinsel ist in der Nähe. Ansonsten ist es ja super-touristisch: Jüdisches Museum, Checkpoint Charlie, Friedrichstraße mit den ganzen schicken Sachen ... Hier rennt ein Haufen Touristen rum. Es fehlt der kleine Einzelhandel. Ich weiß aber auch gar nicht, ob das hier funktionieren könnte. So ein richtiger Bio-Supermarkt würde hier sicher gut laufen – die Leute sind ja hier, also die Klientel. Was zudem fehlt sind Kneipen. So eine richtig abgerockte Kneipe gibt es hier halt nicht, einen Laden, wo halt nicht die ganzen Touristen rumhängen. Das wundert uns, wenn man bedenkt wie viele Leute hier wohnen. Spätestens ab 22 Uhr haben eigentlich die meisten Sachen zu. Außer der Newton Bar und dem Bayerischen Gasthaus gegenüber, das ist o.k. ... Wir würden aber lieber woanders hin. Manche Sachen funktionieren hier vielleicht einfach nicht. Aber Wohnen und Arbeiten ist ja hier beieinander – Ministerien, Büros, die ganzen Presse-Geschichten ... Es ist ja alles in der Nähe. Es wohnt sich gut hier. Obgleich es große Glasfronten sind, fühle ich mich nicht beobachtet. Wir haben ja keine Gardinen*

drinnen, ich mag Gardinen nicht so gerne. Mit dem Fahrstuhl ist's wirklich super – Kinderwagen, Einkäufe, Fahrrad – das lässt sich gut machen. Im Sommer ist es auch wirklich schön. Man merkt schon den Unterschied, wenn die Platanen dann Laub haben. Im Sommer nimmt das viel vom Lärm der Straße. Es ist wirklich erstaunlich ruhig im Vergleich zum Altbau. Beim Einzug habe ich anfangs überlegt, ob ich mich bei den Nachbarn vorstelle ... wir haben es dann nicht gemacht. Das Hochhaus fanden wir anonym, wir dachten: In diesem Riesending bringt es doch nichts ... Vielleicht haben wir uns auch nicht getraut. Wir waren dann beide überrascht, wie freundlich man sich grüßt im Fahrstuhl. Ich werde häufig auf mein Klappfahrrad angesprochen. Ich glaube, dass hier im Allgemeinen ruhigere Leute wohnen, eher Ältere und Familien. Häufig sind wohl die Kinder ausgezogen und die Eltern wohnen dann halt noch dort. Für die Größe des Hauses aber sind es doch relativ wenig Kinder. Auf jeden Fall habe ich nicht das Gefühl, dass das Partyvolk hier wohnt. Ich stelle mir vor, dass hier unheimlich viel über die Mieten reguliert wird. Die Mieten sind so hoch, dass man hier eben nicht die Drogis vom Kotti trifft. Man überlegt sich, gerade wenn man Kinder hat, ja schon: Wen treffe ich da im Fahrstuhl und möchte ich die auch nachts treffen? Man erkennt viele wieder. Manchmal macht man dann auch Smalltalk im Fahrstuhl. Wir kennen ein älteres Ehepaar auf der Etage. Vier oder fünf Parteien im Haus kennen wir besser, so kann man es nennen. Man sagt ja auch, dass hier nur Leute, die systemtreu waren, wohnten. Mal gehört habe ich, in einem Stockwerk weiter oben lebe irgendeine Ministerin, die hätte eine riesige umgebaute Wohnung. Und es wohnt der ... hier. Wird ab und zu abgeholt oder gebracht, das sieht man.

Es gibt übrigens auch Ferienwohnungen im Haus. Und ich glaube hier wohnen auch Flüchtlinge, also das ist nur meine Interpretation. Dann fügte er noch hinzu: Es gibt hier diese Roma-Frau, die sehe ich öfter am Supermarkt, wo sie Kontakt zu den Leuten aufnimmt. Mit einigen von den älteren Leuten spricht sie auch länger und es wirkt doch irgendwie, als gehöre sie dazu. Das hat mich positiv überrascht. Ich denke sie wohnt auch hier, wohl nicht in diesem Haus, doch vielleicht gegenüber?

Unter diesen vielen Informationen stach eine heraus: Beim Einzug hatten sie sich letztlich dagegen entschieden, sich

den Nachbarinnen und Nachbarn vorzustellen – denn für einen solchen Schritt hatten sie die Wohnsituation für zu „anonym“ eingeschätzt. Eine Annahme, die sie bald durch ihren Wohnalltag widerlegt sahen.

Gerade war ich zurück in die Loge gekehrt, da trat ein Bewohner durch die Schiebetür, den A. sogleich zu sich heranrief: *Tachchen! Kommen Se rin, können Se rauskieken!* Nach überspitzt gespielmten ablehnenden Zögern, kam der Herr schließlich doch hinein in die Hausmeisterloge. *Ach hör bloß auf! Eben war wieder große Demo in der Stadt! So 'nen Hals hab' ich, hörste? So 'nen Hals! 'Nen Riesenumweg musste ich fahren. Weiß gar nicht wogegen oder wofür die da nun waren. Ist mir ehrlich gesagt auch egal. Die sollen hier gar nicht demonstrieren. Das ist mir alles viel zu viel, viel zu laut!*

Sodann erkundigte er sich nach mir und meinem Forschungsinteresse. *Das ist 'n buntes Haus hier. Ein sehr buntes Haus – zu bunt, wenn Sie mich fragen. Das ist ja kein Zustand. Aber die Wohnungen sind super, keine Frage.* Kurz hielt er inne, dann fuhr er fort: *Wir sorgen uns hier auch um unsere Sicherheit. Die Häuser sind ja ein weiches Ziel. Für einen Anschlag meine ich. Seit dem 11. September wissen wir ja, dass Hochhäuser da gefährdet sind. Nicht meinetwegen jetzt ... Aber ich meine nebenan wohnt ja hier der ... Darüber muss man schon mal nachdenken. Wenn das hier alles in die Luft fliegt! Wo hat man sonst so viele Menschen auf einem Fleck?*

Er schaute mich an. *Aber ich will mich mal nicht beschweren. Wir sind ja noch gut dran hier. Wenn man sich mal das Haus da drüben anschaut ...,* er deutete in Richtung des Hauses des städtischen Wohnungsunternehmens. *Nur mal so zum Beispiel. Auf unserer Etage gegenüber, da wohnt 'ne arabische Großfamilie. Ich seh' das ja nun immer. Fällt ins Auge, weil die da so'n grelles Licht haben wie in einem von diesen Spielcasinos, nee – Casino ist ja nicht das richtige Wort, wie heißen die denn, diese Vereinslokale wo die Männer immer drin hocken und Backgammon spielen? Ihr wisst, was ich meine. Tagein, tagaus bei so 'nem Licht – ich könnt so nicht leben ... Naja, was ich erzählen wollte: Neulich steht da drüben ein Mann auf dem Balkon und pisst da runter. Ist das zu fassen? Pisst da einfach runter. Vielleicht ist das Klo dauerbesetzt – kein Wunder bei so vielen Leuten in der Wohnung. Vielleicht*

auch einfach kein Bock, was weiß ich. Auf jeden Fall pisst der da runter. Und unten ist ja 'n Kindergarten, der Musikkindergarten vom Barenboim, wissen Sie oder? Nun kommen wir zum Punkt! Der Barenboim, der ist ja Jude. Da pisst also der Araber runter in den jüdischen Kindergarten. Also ist ja kein jüdischer Kindergarten so direkt, aber der Betreiber ... Nun ja, muss ja auch alles nichts heißen.

Hier traf ich auf einen Bewohner, dem die Vielfalt seiner Nachbarschaft zu viel war. Seine Ausführung war auf mindestens zwei Ebenen interessant. Zunächst war es doch erstaunlich, wie er ohne Umstände den Bogen schlug von unakzeptablem Verhalten hin zur Gefahr eines Terroranschlags und vermutetem Antisemitismus. Ungeachtet dessen stellte sich durch die beobachtete Tat die wichtige Frage: Wie ist umzugehen mit Nachbarinnen und Nachbarn, deren Verhalten es ihren Mitmenschen unmöglich macht, mit ihnen in friedlichem Fremdsein zu leben? Die beschriebene Szene rief mir die Passage aus einem Interview mit Richard Sennett in Erinnerung:

„Gibt es Menschen, mit denen man partout nicht zusammenleben kann?“

Die gibt es. Ich bin bei meiner Mutter in einer Sozialsiedlung aufgewachsen, Cabrini Green in Chicago. Da gab es einen Mann, der einfach nicht aufhörte, aus dem Fenster zu pinkeln.

Ließ er nicht mit sich reden?

Oh, Sie sind ein Kind der Aufklärung, ich verstehe. Aber nein, man konnte ihm nicht sagen: Bitte hör auf, aus dem Fenster zu pinkeln. Er war ernsthaft gewalttätig.

Sind Sie ihn losgeworden?

Ja, durch Gruppendruck. Man klopfte an seine Tür, man schrie ihn an, irgendwann gab er auf. Das war sehr hässlich, aber Gruppenzwang war die einzige Möglichkeit. Cabrini Green war eine sehr arme Gegend, die Behörden haben sich nicht um Beschwerden gekümmert. Kooperation zwischen Menschen, die sich nicht mögen, die anders

sind und dennoch zusammenleben müssen, ist äußerst schwierig.“²³

In dem von Sennett beschriebenen „Gruppendruck“ zeigt sich die Ambivalenz der sozialen Kontrolle im Gefüge nachbarschaftlichen Zusammenlebens. Die Nachbarschaft kann sich zusammenschließen und gemeinsam darauf hinwirken, allzu sehr abweichendes Sozialverhalten zu unterbinden. Gleichwohl kann soziale Kontrolle aber auch in Übergriffigkeit umschlagen, die die großstädtische Freiheit des Privatlebens²⁴ beeinträchtigt. Im besten Falle ist eine „Nachbarschaft mit guter Funktion“²⁵ in der Lage, ihre Probleme ein Stück weit selbst zu regeln.²⁶

Hier treffen ganz unterschiedliche Welten aufeinander, sagte A., als wir wieder zu zweit waren. Wie erhält man da die richtige Mischung? Das braucht Fingerspitzengefühl. Die Kommunikation ist ganz wichtig! Das ist das A und O. Dann kam er wieder auf die Entwicklungen der Eigentumsverhältnisse zu sprechen. Es gibt Eigentümer, für die ist nur das Geld wichtig. Eigentümer, die selbst hier nicht wohnen, kriegen weniger mit. Die sind nicht vor Ort, ist ja klar. Denen ist es teilweise egal, wie das hier alles so läuft. Es gibt Leute, die sind ohnehin nur zweimal im Jahr drin in der Wohnung. Es gibt aber auch viele Interessierte. Und einige Eigentümer wohnen ja selbst in ihren Wohnungen. Mal so über den Daumen gepeilt 40:60, Eigentümer zu Mietern. Entscheiden müssen die Eigentümer, verändern können wir sonst nichts. 340 Parteien, die muss man ja erstmal alle unter einen Hut kriegen. Wie in einer Beziehung: Ein Geben und Nehmen. Das sind so viele Kleinigkeiten, die nachher in der Summe wichtig sind für die Stimmung im Haus. Da ist's viel wert, wenn Hausbewohner auch mal so'n kleines Pläuschchen halten vorm Aufzug oder dem Haus. Wenn die Begegnung nicht da ist, kann man sich nicht kennen. Das ist hier eben kein Parkhaus!

23 Richard Sennett im Interview.

24 Jacobs, J. (2015): 49.

25 Ebd.: 78.

26 Vgl. ebd.: 78ff.

Was es für die Arbeit als Concierge-Hausmeister brauchte, war viel Feingefühl in der Kommunikation, um sich mit den vielen verschiedenen Menschen und Weltansichten im Haus zurechtzufinden.

Eine ältere Dame trat an die Tür und grüßte A. herzlich. *Ich muss ja für ein paar Tage ins Krankenhaus ...*, erklärte sie. *Weiß ich doch, weiß ich doch!*, antwortete A. *Sie brauchen sich um nichts zu kümmern, ich hab' ja 'nen Schlüssel!* Darauf schaute sie erleichtert. *Kommen Sie uns bald gesund und munter wieder!*, wünschte ihr A.

Ich wollt' nur mal nach dem Rechten sehen, sprach ein Bewohner beim Eintritt in die Loge. *Na, das passt ja wie die Faust aufs Auge!*, rief A. Nachdem der Bewohner einen Kurzbericht über meine Forschung eingefordert hatte, drehte sich das weitere Gespräch um verschiedene Baumaßnahmen am und im Haus. *Weißt du was, ich glaub, ich lass das bei mir jetzt einfach umbauen*, sagte er. Wie ich mir zusammenreimen konnte, ging es um die Fensterfronten. *Darfst du eigentlich gar nicht so bauen wegen des Ensembleschutzes ...*, schob er erklärend für mich hinterher. *Ein Jammer!* A. zuckte mit den Schultern. Dann machte er einen Themensprung. *Hier geht ja auch manches Drunter und Drüber bei uns im Haus. Mit den Flüchtlingen, haben Sie mitbekommen? Das ist schon so 'ne Sache, das sage ich Ihnen ganz ehrlich. Da habe ich Vorbehalte. Man macht sich ja Gedanken um sein Eigentum, das sage ich ganz offen. Doch andererseits ... – wo sollen sie denn sonst hin die armen Schweine? Zusammengepfercht im Container draußen in Brandenburg? Was sollen die da machen? Da sind sie ja hier mittendrin doch besser aufgehoben.*

Dies war eine knallharte wirtschaftliche Abwägung. Die Offenheit, mit der dieser Bewohner Auskunft gab, erstaunte mich. Die Mitarbeit an dieser Schlüsselstelle im Haus im Rahmen der Einmischenden Beobachtung ermöglichte in vielen Fällen tiefe Einblicke in Themen, die die Bewohnerschaft bewegten.

Ein Mann betrat das Foyer, schaute in den Briefkasten und näherte sich mit schlurfendem Gang der Loge. Mit misstrauischem Blick trat er an die Tür der Loge. *Wer ist denn das?*, fragte er A. an mir vorbei. Die Antwort übernahm ich selbst und erklärte kurz und knapp, dass

ich mich als Wissenschaftler für das Leben der Menschen in den hohen Häusern interessierte. *Ich find's hier schrecklich! Nur wegen meiner Frau bin ich hierhergezogen, die wollte unbedingt. Ich mag keine Hochhäuser – und außerdem: Wir wohnen im dritten Stock ...*

Das war ein wichtiger Punkt: Das Wohnen im Hochhaus verliert erheblich an Besonderheit, je weniger weit die Etagen vom Straßenniveau entfernt sind. Ab welchem Stockwerk fangen hohe Häuser an, charakteristische Hochhaus-Qualitäten zu entfalten, wann beginnt der Weitblick als Attraktion wahrgenommen zu werden? Für künftige Planungen von Hochhäusern in innerstädtischen Lagen lassen sich Überlegungen über Nutzungsmischungen ableiten – ab welchem Stockwerk wird gewohnt, welche anderen Funktionen könnten darunter untergebracht werden? Über den Entwurf des Hochhauses am Berliner Alexanderplatz von Frank Gehry heißt es zum Beispiel: „Ab einer Höhe von etwa 30 m ist die Errichtung von ca. 300 Wohnungen beabsichtigt; in den unteren Geschossen sind kerngebietstypische Nutzungen wie Einzelhandel, Hotel oder Dienstleistungen vorgesehen.“²⁷

Vom Fahrstuhl näherte sich eine alte Dame mit einem Kleinkind, ihrer Enkelin, wie sich herausstellte. A. winkte grinsend und die Kleine blieb fragend stehen. Behutsam fasste die Großmutter sie an den Schultern. *Das ist der Hausmeister. Der passt hier auf!*, erklärte sie. Schneller als ich gucken konnte, hatte A. eine Packung Gummireis aus einer Schublade gezaubert. Bedächtigen Schrittes näherte er sich und bot die Süßigkeiten an. Da das kleine Mädchen zunächst recht schüchtern reagierte, griff die Oma beherzt hinein und dankte im Namen beider.

Sogleich erinnerte ich mich an den Vorrat an Hundefutter, den A. ebenfalls immer parat hatte. Für mich stand außer Zweifel, dass hier der gleiche zwischenmenschliche Mechanismus am Wirken war.

27 Vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (2019).

Ein Bewohner verließ das Haus und winkte kurz, verlangsamte auf Höhe des Logenfensters seinen Schritt. A. erkundigte sich nach seinem Befinden. *Man unterschlägt sich so durch!*, lachte er. *Ich wünsch dir was!*

Ach hallo! Wir haben uns ja länger nicht gesehen!, rief A. einem Herrn zu, der grad vom Fahrstuhl kam und das Foyer durchschritt. *Ja, bin mal wieder zu Besuch*, gab er zur Antwort. Als dieser mich fragend anschaute, klärte A. amüsiert auf: *Darf ich vorstellen: Unser ganz persönlicher Wissenschaftler!* Ich nutzte diese Vorlage, um kurz und knapp von meiner Forschung zu berichten. *Ich würde ja auch hierherziehen – wenn die Mieten nur nicht so teuer wären. Eine Bekannte von uns zahlt 700 Euro für eine Ein-Raum-Wohnung von 40 Quadratmetern. Eine noble Adresse ist das hier. Nun ja ... Es wohnt ja auch der ... hier. Guten Tag!*

Ökonomische Ungleichheit zieht Grenzen zwischen den Menschen, die sich im physischen Raum darin widerspiegeln, wer neben wem wohnen kann oder nicht.

Das Telefon klingelte. A. nahm ab und hörte aufmerksam zu. *Ich glaub, mein Schwein pfeift ‚La Paloma‘!*, rief er am Hörer aus. *Ja, bin schon da!*, sagte er und legte auf. *Halt du mal die Stellung!*

Kaum, dass A. mich allein zurückgelassen hatte, betrat ein älterer Herr das Haus. Mit fragendem Blick musterte er mich durch das Fenster. Ich hielt es für angebracht, mich von meinem Beobachtungsposten zu erheben. Von der Tür aus begrüßte ich ihn höflich. *Guten Tag junger Mann. Wir kennen uns noch nicht, oder?* Ich stellte mich vor und erklärte ihm, dass ich mich im Rahmen einer Forschungsarbeit für das Haus und seine Bewohnerschaft interessierte. *Hat Sie jemand dazu beauftragt?* Darauf erklärte ich meinen Ansatz, zu Forschungszwecken eine beobachtende, vielmehr einmischende Rolle im Alltag auszuüben. *Das ist ja schön und gut. Aber wer hat Ihnen das genehmigt?* Auch dazu gab ich bereitwillig Auskunft. *Soso. Da gehen Sie hier nun also ein und aus und Ihre Person ist im Vorfeld in keiner Weise überprüft worden. Wenn Sie nun zum Beispiel einen Cousin beim Islamischen Staat hätten? Haben Sie aber nicht, oder? Nun, es ist eine Frage der Sicherheit. Wissen Sie, der ... wohnt hier. Deshalb wird Sicher-*

*heit hier im Haus großgeschrieben! Der Herr ließ eine bedeutungsschwere Pause folgen. Dann zückte er ein elegantes Visitenkartenetui, entnahm daraus eine Karte und überreichte sie mir. Während ich diese studierte und feststellte, dass er vor der Pensionierung ein hohes Amt bekleidet hatte, sprach er: *Machen Sie sich keine weiteren Gedanken, da wird es keine weiteren Schritte geben. Ein neues Gesicht im Haus, da frage ich gleich einmal nach. Für Sie werden sich daraus keine Konsequenzen ergeben. Viel Erfolg bei Ihrer Arbeit!**

Eindrücklich wiederholte sich in diesem hohen Haus die Frage nach der Legitimation meines Eindringens als sich einmischender Beobachter. Dieser Bewohner hatte die Hausmeisterloge für das Treffen mit Fremden als neutralen Ort ausgewählt.

Als A. zurück war, trat kurz darauf ein Bewohner an die Logentür und machte auf militärische Art Meldung. Dann fragte er: *Sag mal, darf ich hier im Foyer für 'nen Augenblick mal 'ne Couch unterstellen?* A. schaute verwundert. *Willste ins Foyer ziehen, damit du näher bei uns bist, oder was?* Sie schenkten sich ein anerkennendes Lächeln. *Die habe ich bei Ebay reingestellt. Echt Leder und so, weißte wie ich meine? Die will sich gleich einer angucken kommen. Wollen wir mal schauen, ob sie ihm gefällt, wa? Ansonsten verschenke ich die an irgendwelche Asylanten oder so.* A. hatte aufmerksam zugehört. *Aber warum willst du das denn hier unten machen, warum nicht einfach oben?* Entrüstet kam die Antwort: *Ich lasse NIE jemanden in meine Wohnung!* A. staunte: *Haste denn gar kein Vertrauen in die Leute?* Der Herr erwiderte mit einem müden Lächeln: *Nee, gar keins. Alles Verbrecher! Und ich kenn die Leute!*

Eine Hausbewohnerin kam hinzu, steckte ihren Kopf zur Türe hinein. *Na?*, grüßte sie A. *Wie geht's deinem Männe?*, fragte er sie zurück. Sie machte einen Gesichtsausdruck, der gleichzeitig betreten und fröhlich wirkte. *Wir quatschen später!* Sie winkte mit dem Schlüsselbund und verließ das Haus.

Das Winken mit dem Schlüsselbund, das nur eine kleine Geste nebenbei war, kam mir doch erneut recht bedeutsam

vor: Es war eine kennzeichnende Geste des Nachbarschaftlichen – in welchen Zusammenhängen winkten Menschen einander schließlich sonst mit dem Schlüssel in der Hand zu?

Ein Bewohner kam nach Hause, grüßte A. und inspizierte seinen Briefkasten. Mit mehreren Briefen in der Hand kam er an die Logentür. *Ist 'ne Lieferung gekommen für mich?*, fragte er und trat dann ein. A. rieb sich die Hände. *Gibt's wieder 'n West-Paket?* Darauf lachten beide herzlich. A. warf ihm ein kleines Päckchen zu. *Ahh, da ist es ja!* Sogleich fing der Bewohner an auszupacken. *Schau an! Ein Brillenputztuch mit Motiv von Gustav Klimt. Ist es nicht schön?* A. schaute wenig beeindruckt. *Ein Träumchen!*, gab er zur Antwort. *Ich habe offenbar absolut gar keine Sorgen im Leben ...*, lachte der Bewohner. *Uns geht's gut, oder?* A. hielt ihm die Tüte mit den Gummitieren hin: *Greif zu!*

Die Bedeutung des gemeinsamen Verzehrs von Gummitieren als ein gemeinschaftsstiftendes Ritual war womöglich größer, als ich zunächst angenommen hatte. Schon bald sollte sich diese Vermutung bewahrheiten.

Zwei weitere Bewohner waren gerade dabei, das Haus zu verlassen, doch als sie durch das Schaufenster sahen, was in der Loge vor sich ging, hielten sie inne und kamen hinzu. Kaum, dass sie eingetreten waren, holte A. eine große Box aus der Schublade, in der sich weitere Tüten unterschiedlicher Gummitiersorten befanden. Sofort entfachte sich ein Fachgespräch über die verschiedenen Sorten und alle vier Herren entpuppten sich als Kenner. *Lecker! Lakritz in der Mitte in Kombination mit dem Fruchtgummi – wo gibt's das sonst?*

Hieran zeigte sich auf amüsante und eindrückliche Weise, dass das Gummitier-Ritual eine Zeremonie des Zusammenseins von Nachbarn darstellte. Diese Begegnungen im Hausalltag dienten den Bewohnern dazu, die Beziehungen untereinander zu bestätigen.²⁸

Die Dame, die mit dem Schlüsselbund gewunken hatte, kam zurück. Als sie nun gerade ihren Schlüssel aus der Tasche holte, lief ein junger Mann in außerordentlich freizügiger Kleidung vorbei. *Haste dit jesehen?!*, fragte sie, als sie an die Logentür trat. *Naja*, fuhr sie fort. *Allet wollen wir ja nich' wissen*. A. schüttelte darauf nur den Kopf: *Nee, wollen wir nicht*. Nun trat sie ein, lehnte die Tür an und berichtete A. in aller Ausführlichkeit vom Gesundheitszustand ihres Mannes. *Das ist vertraulich!*, sagte A., als die Dame gegangen war. Die Tür zum Hausmeisterloge stand so gut wie immer offen. *Die Kommunikation ist ganz wichtig!*

Mit großstädtischem Gleichmut im Sinne von Simmels Reserviertheit reagierten die beiden auf derart ungewohnte modische Ausdrücke des Individuellen.²⁹ Diese Fähigkeit begünstigt das Zustandekommen eines nachbarschaftlichen Zusammenlebens auf der Basis friedlichen Fremdseins. Mühelos schwenkten die Dame über auf eine vertraulich Gesprächsebene – weshalb ich mich ganz selbstverständlich so verhielt, als wäre ich nicht da. Dies erinnerte mich an die Begebenheit im Aufzug, als zwei Bewohnerinnen über ein gesundheitliches Problem sprachen und meine Anwesenheit dabei ausgeblendet hatten.

Ein junger Mann kam mit einem schnittigen Fahrrad vom Fahrstuhl und setzte gerade dazu an, sich auf eines der Pedale zu stellen, um mit Schwung in Richtung der offenen Schiebetür zu rollen. *Nanana! Immer langsam Sportsfreund!*, rief A. ihm scherzend, doch mit erhobenem Zeigefinger hinterher. Freundlich sprach A. ihm die Ermahnung aus, sich im Foyer wegen der Unfallgefahr auf das Schieben des Rads zu beschränken. Dann leitete A. über zu einem Expertengespräch über Fahrräder, Fahrradausrüstung und Rennräder. *Siebst gut aus!*, lobte er zum Abschied den jungen Mann. *Ich fahre ja selber jeden Tag zweimal meine zehn Kilometer, bei Wind und Wetter! Gerne auch öfter mal 'ne richtige Tour!*, ließ A. wissen.

29 Vgl. Simmel, G. (2006): 23.

A. war diplomatisch sehr geschickt darin, Gemeinsamkeiten zu identifizieren, die es ihm erlaubten, mit Bewohnerinnen und Bewohnern ins Gespräch zu kommen. Die Vermittlung des Nachbarschaftlichen, wie sie im Foyer durch das Fenster zur Loge im Raum versinnbildlicht wurde, drückte sich im Hausalltag praktisch durch solche Verbindungsarbeit aus. Es waren Kleinigkeiten, die mitunter große Wirkung entfalten konnten. Wünschenswerterweise führt die Vielzahl dieser kleinen Interaktionen in ihrer Summe dazu, dass die Verbindungen nicht brüchig werden zwischen den Menschen im Haus. Denn wenn ein nachbarschaftliches Verhältnis erst einmal kaputtgegangen ist, so ist es weit schwerer, dies zu beheben.

Na was ist denn das nun wieder für ein Wetter?, fragte eine ältere Dame entrüstet, als sie sah, dass es zu regnen begonnen hatte. *Eben stand ich noch auf dem Balkon, da war noch nichts!*, sagte sie und wandte sich dem Logenfenster zu. *Haben Sie keinen Schirm dabei?*, fragte A. *Nee, das nun ausgerechnet nicht. Dabei hab' ich den sonst immer im Wagen.* Sie deutete auf ihren Einkaufstrolley. *Da muss ich wohl noch mal hoch, hilft ja nix!*, sagte sie und schlurfte zurück zum Aufzug. *Was man nicht im Kopp hat, muss man in den Beinen haben!*, rief A. ihr nach. *Humor ist, wenn man trotzdem lacht!*, gab sie zur Antwort.

Als gerade ein Bewohner das Haus verließ, huschte doch tatsächlich die Taube (wir wollen annehmen, dass es dieselbe war wie zuvor) wieder ins Foyer. Ohne zu zögern machte A. einen großen Satz ins Foyer, worauf die Taube sogleich wieder abdrehte. *Ich hab's dir gesagt – mein Freund du kommst in die Suppe!*

A. setzte sich darauf in seinen Bürostuhl und lehnte sich zurück. *Auch mal schön, dass es so ruhig ist*, sagte er. *Kenn' ich so gar nicht! Der sogenannte Vorführeffekt!* A. suchte einen Schlüssel heraus und drückte ihn mir in die Hand. *Auftrag für dich!* Im 16. Stock war eine Kabelleitungstür zu verschließen. *Das ist der Schlüssel! Pass gut drauf auf!* Sogleich machte ich mich auf den Weg.

Über diesen Vertrauensbeweis freute ich mich sehr – es war ein Schlüsselmoment!

Freunde von Freunden. Zu Besuch

Nach meinem Dienste besuchte ich eine junge Frau, die im Haus wohnhaft war. Eine gemeinsame Freundin hatte uns in Verbindung gebracht – in meinem Bekanntenkreis hatte ich die Information gestreut, dass ich gern Bewohnerinnen und Bewohner der hohen Häuser an der Leipziger Straße kennenlernen wollte. Sie empfing mich bei sich im 19. Stock und lud mich an den Esstisch.

Eingangs berichtete ich von meinem Forschungsinteresse. Auf die Nennung meines anderen Untersuchungsgebietes am Halleschen Tor reagierte sie sogleich: *Oh! Da war ich mal zu Besuch. Das sind schon so Banlieue-Gebäude ...*³⁰ Sodann fragte ich danach, wie sie zu dieser Wohnung gekommen war. *Ich hatte lange so etwas in der Richtung gesucht. Ich bin dann zufällig mit dem Auto die Leipziger Straße entlanggefahren. Da ist mir erstmal klargeworden, dass das Wohnungen sind hier. Man guckt ja nicht immer hoch, wenn man Auto fährt ... Da habe ich gedacht: Da muss ich wohnen! Dann habe ich sofort im Internet geschaut. Und da war tatsächlich eine. Es musste zack, zack gehen. Als ich auf dem Balkon war, da wusste ich: Die nehme ich!*

Wer wohnt hier?, fragte sie rhetorisch. *Rentner!*, fügte sie an und lachte. *Als das Haus gebaut wurde, das war ja noch DDR-Zeit. Die haben das damals bezogen und wohnen seitdem hier. Es ist ja auch behindertengerecht, oder wie nennt man das? So, dass man mit dem Rollstuhl gut reinfahren kann und so weiter. Es sind schon einige, die mit dem Rollator unterwegs sind. Also überwiegend*

30 „Banlieue“ bezieht sich in diesem Kontext auf die französischen Großwohnsiedlungen, abgelegen an den Rändern der Stadt, die als Orte sozialer Probleme tragische Berühmtheit erlangten.

ältere Leute. Viele nennen es auch die ‚Abhörtürme‘ – weil hier wohl ganz viele Spitzel gewohnt haben. Daraufhin fragte ich sie, ob sie mir noch mehr über die Hausbewohnerschaft berichten könne. Ganz oben, da wohnen eher so Elite-Leute. Ich weiß, dass ein ... hier wohnt – oder denke es mir zumindest – weil er immer abgeholt wird und da fährt auch immer einer mit, also einer von seinen zwei Bodyguards und eine Frau, die ihn ‚managed‘. Der wohnt irgendwo ganz oben. Die Wohnung hier nebenan ist die ‚Mittagschlaf-Wohnung‘ von einem Herrn, der hier in Berlin ein erfolgreicher Broker ist. Der arbeitet in Mitte und der kommt dort eigentlich nur hin, um Mittagsschlaf zu machen. Und wenn er Besuch in Berlin hat, dann übernachtet der Besuch dort. Weiter oben im Haus, da wird bestimmt so schnell nichts mehr frei. Ich weiß, dass Leute sehr heiß drauf sind, in den obersten Stockwerken eine Wohnung zu bekommen – gerade wegen des Ausblicks. Es ‚hunten‘ hier schon ein paar Leute rum. Also die suchen Wohnungen, das weiß ich. Wir haben manchmal Zettel im Briefkasten von Kaufinteressenten: ‚Meine Tochter wurde an der Humboldt Universität für Jura angenommen und wir suchen eine Wohnung für sie, vorzugsweise zu kaufen.‘ Naja, wenn Papa und Mama das für dich machen ... ‚Sie können froh sein – sie haben noch einen alten Preis‘, hat mir der Concierge mal verraten. Es ist doch schon sehr Kult hier in den Gebäuden. Es ist ja auch eine Top-Lage! Ich glaube jeder weiß, dass das hier eine Goldgrube ist. Da sind wir nicht die Einzigen. Wenn wir uns in zehn Jahren treffen, da ist das alles bestimmt noch mal ganz anders.

Immer, wenn ich sage, ich wohn hier, dann sagen die Leute: ‚Wie kann man denn da, in so einem Kasten, wohnen?‘ Am Anfang hieß es von vielen: Du wohnst in einem Kasten, du wohnst in einer Platte. Man ist abgeschreckt, das ist ein Monstrum. Am Anfang fand ich es auch etwas hässlich. Es hat ein wenig gedauert, bis man dann stolz drauf war, bis ich mir sagte: O.k., es ist doch nicht so hässlich. Man gewöhnt sich einfach dran, das Auge gewöhnt sich dran. Es sind schon noch Plattenbauten – aber es macht schon was her. Dieser schöne rote Teppich am Eingang ... und auch die Aufzüge sind schon sehr schön. Ich finde es sehr angenehm, dass man so einen Schacht hat für den Müll – diese Müllklappe. Da muss man gar nicht erst runter. Als ich hierhergezogen bin, da war das das Highlight! Da habe ich fast jeden Tag etwas in den Müll geschmissen.

Ich habe unser Haus dann auch öfter in Dokus oder sogar Filmen gesehen, oder in so Clips ... Wenn Berlin irgendwo gezeigt wird, dann ist dieses Haus oft dabei, zufälligerweise oder eben nicht zufälligerweise. Wenn ich den Sonnenuntergang poste, dann fragen die Leute immer: ‚Boah, wo bist du?‘

Wenn ich Besuch bekomme, dann sind die immer alle auf das Haus gegenüber fixiert – ‚Und? Haste schon ’n paar spannende Sachen gesehen?‘, fragen die dann immer. Ich nehme es im Alltag gar nicht wahr. Klar – ab und zu sieht man mal oh, da ist einer nackig, das sieht man schon. Es gibt auch welche, die haben so ein ganz grelles Licht an nachts – wie so ein Bauarbeiter-Licht in der Wohnung, also das könnte ich gar nicht. Und da ist es halt komplett so gar nicht eingerichtet. Aber die wohnen da drin. Ja, so Sachen sieht man. Ich kann mir gut vorstellen, dass gerade ältere Leute hier mit dem Fernglas sitzen und ganz genau wissen: O.k., die Nachbarn haben heute dies oder das gegessen und sind dann und dann ins Bett. Ich schaue mir nachts immer an, wie viele Lichter an sind. Das ist sehr wichtig für mich. Weil ich immer sehr spät ins Bett gehe – ich lerne nachts immer – und ich weiß genau: Der geht immer so um zwei ins Bett, der gegen drei ... und dann merke ich: scheiße, ich muss jetzt auch langsam mal schlafen. Nach zwölf sind es meistens schon gar nicht mehr so viele Lichter. Die meisten gehen verhältnismäßig früh schlafen.

Wenn ich es mir aussuchen könnte, dann hätte ich gerne genau die gleiche Wohnung, nur ein Haus weiter. Dann könnte ich auf den kompletten Tiergarten schauen und auf den Potsdamer Platz. Das wäre ein Traum! Anstatt jetzt immer auf diesen Kasten drauf-zuschauen. Aber der Ausblick ist schon toll. Man sieht den Regen richtig auf sich zukommen. Man sieht, wie das Wetter vorüberzieht. Aber man gewöhnt sich auch dran, an den tollen Ausblick. Eigentlich schade, dass man das nicht mehr so wertschätzt.

Es ist sonst aber keine richtig schöne Wohngegend, wo man so seinen Kiezbäcker hat. Am Wochenende ist es hier tot. Es ist vielleicht zu unüberschaubar für ein Kiez-Gefühl. Hat aber auch was für sich. Ich benutze oft den Spielplatz, da mache ich meine Fitnessübungen nach dem Laufen oder so. Die Kids kennen mich mittlerweile. Die machen fleißig mit. Ich bin gut mit dem Gärtner, äh ich meine Floristen, befreundet. Den grüße ich immer!

Sehr viel und sehr lange wurde hier noch Airbnb gemacht, also Ferienwohnungen – die Lage ist ja superzentral. Unten war dann irgendwann ein Zettel dran, dass man das nicht mehr machen darf. Es ist ja gesetzlich durchgegangen, dass man das offiziell jetzt nicht mehr machen darf. Das hat man vorher daran gemerkt, dass gerade an den Wochenenden ganz oft so englischsprachige Leute da waren. Wenn man die so grüßt im Aufzug, dann merkt man das, dann kommt man ins Gespräch – ich meine, bis in den 19. Stock dauert es ein bisschen.

Man grüßt sich generell hier. Wenn jemand mal nicht grüßt, dann wird manch einer auch schon mal patzig. Ich zum Beispiel! – dann sage ich schon mal: ‚Ja, Ihnen auch einen schönen Tag!‘ Ich komme ja ursprünglich aus Frankreich – und in Frankreich grüßt man sich sogar, wenn man sich in der U-Bahn neben jemanden hinsetzt. Wenn man 45 Sekunden lang miteinander im Aufzug fährt und sich nicht mal ‚Guten Tag‘ oder ‚Guten Morgen‘ sagen kann ... Und es ist schon nett zu wissen, da ist ein Concierge und falls mal irgendwas ist, dann ist der da, dann kann man den anrufen. Es ist 24/7 jemand im Haus.

Elemente wie der rote Teppich im Eingangsbereich hoben das Gebäude merklich ab von der negativ behafteten Vorstellung eines „Plattenbaus“. Eine deutliche Abgrenzung zog diese Bewohnerin gegenüber den hohen Häusern am Halleschen Tor, die sie als „Banlieue-Gebäude“ benannte und sie dadurch in einen Zusammenhang mit den tragisch berühmten Konflikten um gesellschaftliche Ausgrenzung in französischen Vorstädten brachte. Dass das hohe Haus immer wieder in den Medien präsent war, trug interessanterweise dazu bei, dass sich in ihrer Wahrnehmung und Beurteilung das Ansehen dieser Wohnhochhäuser wandelte. Je höher das Stockwerk, desto gefragter waren die Wohnungen und desto elitärer deren Bewohnerschaft – eine „Goldgrube“ nannte sie die hohen Häuser. Steigende Nachfrage und Preise würden das Leben im Haus ihrer Einschätzung nach absehbar verändern.

Nachtschicht. Ein Logengespräch

Na, ihr Penner?! M. legte wahrlich einen tosenden ersten Auftritt hin. Sagen Sie jetzt lieber nichts! Dieser Rat schien zweifelsohne mir zu gelten. Sie sind also der Schreiberling! Woll'n sich hier 'n paar Notizen machen, hm?

Dass ich unbedingt auch eine Nachtschicht mitmachen wollte, hatte ich A. gesagt. *Na, das machst am besten mit M.!*, hatte er mir darauf geantwortet – *der kennt das Haus wie seine Westentasche! Doch besser fragst du ihn vorher mal ...* Hier stand er nun im Türrahmen der Loge, angetreten zur Ablösung, wahrlich eine mächtige Erscheinung in seiner roten Latzhose. Er nahm vor den Überwachungsmonitoren Platz, strich sich den Bart und wandte sich mir zu: *Na, auf so 'nen Typen wie Sie hab' ich gewartet. Hier schön ein bisschen abschreiben und dann sehe ich Sie irgendwann später im Fernsehen, in 'nem zu kurzen Anzug, als der ‚Wohnraum-Experte‘. Na schönen Dank auch! Seine Bissigkeit bereitete mir großes Vergnügen. Naja, wollen wir mal nicht so sein ... Man muss ja tolerant sein heutzutage. Tolerant! Tolerant musste sein – tolerant gegen jeden Strich!* Er drehte sich mit dem Stuhl zu mir: *Na, dann schlagen Sie mal Ihr Büchlein auf, damit Sie mitschreiben können. Ich war Offizier. In der Russenarmee. NVA hieß das drüben bei ihnen. Ich war ein politischer Soldat, aus voller Überzeugung. Mit dem ersten Tag der Wiedervereinigung habe ich den Dienst quittiert. Dem Feind hätte ich nie im Leben gedient.*

Nach einer kurzen Erzählpause fuhr er umso heftiger fort: *Und – ich bin ein richtiger Wessi-Hasser! Ja, genau so 'ne Typen wie Sie meine ich.* Zwischen den Zeilen meinte ich doch hören zu können, dass er diese barschen Worte mit einem Augenzwinkern sagte. Höflich fragte ich ihn, ob ich ihn während einer seiner Nacht-

schichten begleiten dürfte. Kräftig atmete er aus: *Na, ob Sie da die Sonne wieder aufgehen sehen? Ich habe ja so einige unter die Erde gebracht ...* Nach diesen drastischen Worten huschte ihm ein kleines Lächeln über das Gesicht. Ich sagte ihm, dass mich seine Expertensicht auf das Haus und seine Bewohnerschaft sehr interessierte. Er lehnte sich in seinem Stuhl weit zurück und ließ dabei die Lehne genüsslich knacken. *Also gut, fuhr er fort. Passt ihnen übermorgen? Ach was – schreiben Sie sich auf: Übermorgen. Dann bleibt mir noch genügend Zeit, die Bibliothek aufzusuchen und mir ein wenig Hegel und Kant zu Gemüte zu führen. Und dann wollen wir doch mal sehen, ob ich meinen bescheidenen Beitrag dazu leisten kann, dass aus Ihrer Forschungsarbeit wenigstens halbwegs etwas Gescheites wird. Bis dann!*

Zwei Tage später trat ich zur Nachtschicht an. *Da werde ich uns erstmal 'nen Kaffee aufsetzen.* Ich bot an, dies zu übernehmen. *Lassen Sie mal,* sagte er und bedachte mich mit einem müden Lächeln. Von seinem Kaffee hatte ich bereits gehört – es hieß, er würde Tote aufwecken. Er verschwand in den hinteren Raum und setzte die Kaffeemaschine in Gang. Während der Kaffee brodelnd aufkochte, stellte er sich in den Türrahmen und grüßte durch die große Glasfront der Hausmeisterloge nickend zwei Bewohner. *Hier wohnt vom Analphabeten bis zum Professor, ein Querschnitt durch die Gesellschaft,* sagte M. *Jeder hat hinter irgendeinen andern Baum gekackt!* Eifrig machte ich mir Notizen. Um besser mitschreiben zu können, hatte ich auch meinen Arbeitsrechner mitgebracht. Als ich gerade im Begriff war, ihn aus der Schutzhülle zu ziehen, bedachte M. mich mit einem skeptischen Blick: *Was wird denn das?* Die Präsenz des Computers behagte ihm nicht. Sogleich wechselte ich wieder zurück auf das Notizbuch, worauf seine Miene sich wieder aufhellte. *Die Hauptsache mit all den Menschen hier im Haus ist,* sprach er weiter, *dass wir ihnen eine gewisse Geborgenheit geben. Und auch für mich persönlich ist das der Gradmesser: Wie fühlt man sich, wenn man hierherkommt? Das ist entscheidend! Wichtig ist, dass man gerne kommt.*

Hinter der Scheibe der Loge beobachteten wir in der Abendstunde die überwiegend heimkehrenden Bewohnerinnen und Bewohner. Ich bemerkte, dass er unzählige verschiedene Varianten des Grüßens verwendete. Seine persönliche Beziehung zu jedem Einzelnen drückte sich darin aus. *Das ist hier eben kein Parkhaus! Die Vielfältigkeit von Menschen lässt keine Standards zu. Der eine*

wünscht sich ein ‚Guten Tag Herr so und so‘, dem anderen ist das wieder zu förmlich, er hört lieber ein ‚Moin!‘ ..., wenn man jemandem etwas Gutes tut – oder meint, jemandem etwas Gutes zu tun – so tut man mitunter jemand anderem damit etwas Schlechtes. Der Kaffee war wirklich höllisch stark und schwarz wie die Nacht. *Wir sind der Papst in höchster Potenz!*, lachte M. *Kompromiss! Kompromisse muss man machen! Dafür sind wir ja da. Aber man kann sich nicht zerreißen. So wahr mir Odin helfe oder auch Allah meinetwegen.* Immer noch lachend setzte er sich wieder. *Wenn ich den Ärzten glaube, dann ist so eine Nachtschicht ja etwas ganz und gar Ungesundes*, sagte er. Das Eintreten einer Gesprächspause nutzte ich, um das WC aufzusuchen, das vom hinteren Raum abging. *Hier nur klein! Wissen Sie, oder?* Im Sanitärraum bemerkte ich einen Wandkalender mit leicht bekleideten Damen an NVA-Militärgerät. *Ist der Kalender von Ihnen?*, fragte ich, als ich zurück war. *Na, was denken Sie denn?*

Wer hier wohnt, den kennt man. Und wer hier nicht hergehört, das merkt man auch gleich. Da fragt man dann mal nach. Aber trotzdem können wir nicht alles kontrollieren. Sicherheit ist hier der zentrale Begriff. Doch absolute Sicherheit ist eine Illusion, die gibt es nicht. Das ist eigentlich jedem klar, der sich mal eingehend Gedanken über das Thema gemacht hat. Er rollte mit dem Stuhl in den hinteren Raum und schenkte uns Kaffee nach. *Wissen Sie – damals, vielleicht so vor 12 Jahren, da lagen die Leute oben in den Fluren. Dann haben wir angefangen aufzuräumen. Ohne uns wäre heute bestimmt Ramba Zamba!*, sagte er mit Überzeugung. *Wenn die da lagen, dann wollten die da ja schlafen und in Ruhe ihr eigenes Süppchen kochen. Mitunter sind das ja arme Hunde, die sonst nicht wissen wohin mit sich. Aber wenn man sich dann mal in die Situation der Hausbewohner hineinversetzt ... Stellen Sie sich mal vor, Sie denken an nichts Böses – und dann liegt da plötzlich einer bei Ihnen vor der Tür in sonst was für 'nem Zustand. Manch alte Dame traut sich da nicht mehr aus der Wohnung. Auf diese Bereiche, die Treppenhäuser und ganz besonders die Flure, muss man gut Acht geben. Die sind ganz sensibel. Für das Sicherheitsempfinden, ja, Empfinden! – da sind die ganz wichtig. Präsenz braucht es da. Wir haben immer wieder nach dem Rechten gesehen. Und wenn man wieder und wieder aufgescheucht wird, dann bleibt man irgendwann halt weg. Warum wir also hier sind: Abschreckungspotenzial! Die Hauptsache ist, dass wir den Bewohnern das*

Gefühl einer gewissen Geborgenheit geben, führte M. aus. Das mit der Sicherheit ist auch eine ökonomische Sache. Ein Sicherheitsdienst ist ja nötig für die Versicherung. Ein notwendiges Übel, sagt manch einer – denn der Nutzen ist für viele oft nicht ersichtlich. Das steht und fällt mit den Leuten, die man hat. Und das ist auch wieder 'ne ökonomische Sache – es gilt: Keine anständige Bezahlung gleich keine anständigen Leute. Man muss sich nicht wundern, wenn man Leute aus der zweiten Reihe nimmt ... Da kann man nichts erwarten!, sagte er. Bei uns ist hier jeder mit dem zufrieden, was er hat. Wie wir das hier machen, das ist nicht unbedingt der Normalfall, wenn man das damit vergleicht, wie es sonst so läuft in der Branche. Wir leben alle eine gewisse menschliche Qualität, die keine typische Hausmeister-Mentalität ist. Und die Leute sind zufriedener, wenn sie sehen, dass etwas für sie getan wird. Wenn es drauf ankommt, dann muss man für die Leute da sein! Unser Winterdienst, der läuft vorbildlich. Wenn am Wochenende plötzlich das Wasser weg ist, dann heißt das für uns Großeinsatz. Oder wenn einem das Wasser buchstäblich bis zum Halse steht ... und man ist mit vollem Einsatz zur Stelle – das erzählen sich die Leute dann jahrelang ... – ‚Kacke-M.‘ – das war ein Erlebnis! ... Man möchte den Leuten auch zeigen, dass sie etwas für ihr Geld bekommen. Hier sieht es nicht aus wie bei Hempels unter'm Sofa. Wir schieben nicht nur volle Mülltonnen. Die Leute sehen, da wird etwas gemacht. Die Leute hier sind es schon ein wenig gewohnt, dass wir ihnen den Hintern kitzeln. Der Mensch liebt bunte Blumen!

Kommen Sie, wir gehen rüber!, sagte er und griff nach seinem großen Schlüsselbund. Hier im Haus laufen die Kommunikationsstränge zusammen – das bringt automatisch ein anderes Sicherheitsgefühl mit sich. Drüben soll nachts aber auch einer sitzen. Während der Nachtschichten teilen wir das deswegen auf. Man kann ja nur an einem Ort gleichzeitig sein. Wir variieren dabei immer die Zeiten, das gleiche bei unseren Rundgängen. Das machen wir so, damit es nicht berechenbar ist. Das kennen Sie ja vielleicht vom Militär – haben Sie gedient? Dass ich diese Frage bejahen konnte, schien M. zu überraschen. Also – auf geht's!

Wir waren kaum vor die Haustür getreten, da deutete M. auf eine Stelle auf dem Pflaster. Dort ist damals eine Springerin runtergekommen. Und da drüben ... Er deutete auf einen Punkt zwischen den parkenden Autos da drüben eine andere. Was ich darauf hätte sagen können, wusste ich nicht – drum schwieg ich. Drei waren es

in unserer Zeit. Eine hatte hier ihre Kindheit verbracht, hatte sich den Schlüssel von den Nachbarn geholt und sprang aus der alten Elternwohnung. Eine andere war hier Gast in 'ner Edel-Ferienwohnung, war zu Besuch in Berlin, vielleicht aus Liebeskummer? Die dritte, die klingelte bei einem Paar im obersten Stock. Gab sich als Fotoreporterin aus, hatte mehrere Kameras um den Hals. Kam den beiden ganz normal vor, zeigten ihr den Weg zum Balkon, sagten ihr, sie könne gleich loslegen. Wie die beiden rauskamen, da war sie schon weg, ging ganz schnell – Tunnelblick, wenn der Entschluss steht, dann ist's vorbei. Die, die von ganz oben sprang, wurde noch halbwegs zusammengehalten von Bustier, Strümpfen und was sie sonst noch alles anhatte. Bei der anderen war die ganze Wand voll ... Die eine ist direkt hinter A. aufgekommen, wäre ihm beinahe auf'n Kopf gesprungen. Das Geräusch vergisst du nie ... Das sind Sachen, die auch dazugehören.

Das Foyer des Nachbarhauses war größtenteils baugleich. Eine möblierte Hausmeisterloge gab es ebenfalls. Doch sah man dieser sogleich an, dass sie sozusagen nur die Nebenzentrale war. Es waren kaum Verwaltungsunterlagen untergebracht und es befanden sich auch allgemein weit weniger Gegenstände in dem Raum, die ihm eine persönliche Note hätten verleihen können. Im hinteren Raum befanden sich ein paar großformatige Kunstdrucke – darunter das Bild einer Berliner Skyline – die dort offenbar zwischengelagert waren. *Wenn's Ihnen gefällt, können Sie sich von den Bildern gerne eins mitnehmen. Die sind mal bei einem Auszug übriggeblieben. Mein Geschmack ist's nicht, doch zum Wegschmeißen fand ich's zu schade.* Mit Dank lehnte ich dieses großzügige Angebot ab.

Wissen Sie, weshalb man die wichtigen Straßen in der Deutschen Demokratischen Republik so breit gebaut hat? Neben dem ganzen Aufmarsch- und Paraden-Tam-Tam liegt das in der militärstrategischen Planung im DDR-Städtebau begründet. Spielt man verschiedene Trümmerfallvarianten durch, dann kommt man auf solche Werte. Wenn da eine Bombe fällt, dann bleibt da eine Schneise, so breit, dass ein Panzer noch hindurchfahren kann. Schlagen Sie das mal nach!, referierte M. Das Militärische hat mich sehr geprägt. Sie werden sich das jetzt vielleicht nicht vorstellen können – ich war ein sportlicher Mann. Ich war gerne Soldat. Für mich ist mit der Wiedervereinigung eine Welt zusammengebrochen. Etwas wehmütig fügte er hinzu: Man merkt ja immer erst was man

hat, wenn es weg ist. Aber was uns Menschen auszeichnet: Da geht etwas schief, da machste trotzdem weiter, machste was anderes.

Der Kalte Krieg wirkte als eine Stabilisierung für die Welt. Das gab ein klares Bild. Da waren verhältnismäßig lange Zeit Menschen am Drücker, bei denen man sich zumindest halbwegs sicher sein konnte, die lassen es nicht soweit kommen, knüpfte M. an. Eine Frage des Gleichgewichts: Der Kalte Krieg hat ja auch die Wirtschaft belebt und einen relativ guten Wohlstand hervorgebracht. In dieser Zeit gab es eine klare Ordnung. Das war zumindest so, als ich groß geworden bin und wie ich erzogen wurde. Es gab nur Gut und Böse. Das hat dazu geführt, dass es die Gesellschaft gespalten hat in der DDR – Kirche: scheiße! Nationalgedanke: scheiße! Zerrissene Hose: scheiße! Die Welt ist aber eben doch anders, vielschichtiger. Auch bei anderer Meinung oder Vorzeichen oder Farbe – da achtet man den Anderen. Wir wollen doch alle als Menschen leben!

Heute ist die Lage der Welt um einiges komplexer. Kriege werden geführt, weil man neue Märkte erschließen will. Marktverteilungskämpfe erleben wir. Und anstatt die Menschen zueinanderzubringen, dividieren wir sie auseinander ... Mit der kommenden Wendung überraschte er mich ein weiteres Mal: Ein geeintes Europa. Ein großer Gedanke! Das hat es ja schon gegeben – einst bei Kaiser Karl. Der hat Ordnung geschaffen! Da gab es nicht solche Grenzen wie heute. Man ist von Lothringen bis an die Adria geritten. Die Vision eines Napoleons mag eine ähnliche gewesen sein. Oder in unserer Zeit das Vorbild der USA. Der Traum vom frei lebenden Menschen. Die Vereinigten Staaten wurden doch gebildet von Migrantenkreisen, die alle ihr Glück suchten. Doch es funktioniert für die großen Massen nicht. Das Volk bei der Stange halten – darum geht's!

Marktverteilungskämpfe, die finden auch auf dem Wohnungsmarkt statt. Von Wohnkämpfen ist ja heutzutage die Rede. Globale Finanzmarktströme treffen auf dieses Haus, Großkapital und Flüchtlinge – beide Seiten der Medaille. Das Hochhaus ist für viele ein Stück Heimat. Es ist ja auch ein Stück heile Welt. Die Menschen denken sich: ‚Wir wollen den fremden Dreck nicht!‘ Aber im Friedrichstadtpalast läuft Zigeunermusik ...

Das findet sich in diesem Haus wieder. Dieses Haus zeichnet sich aus durch seine Vielschichtigkeit. Sozis, Nazis, Schwarze ... wohnen hier alle unter einem Dach. Und komischerweise hat man

mit allen einen Draht. Und der Sozi redet dann aber doch ganz gescheit. Und du merkst: Mensch! Der ist doch gar nicht so weit weg von dir! Und schließlich kam er noch auf einen Kirchenvertreter im Haus zu sprechen: Ganz ehrlich, ich bewundere diesen alten Pfaffen, ich bewundere den! Der ist immer da! Niemals nachtragend gegenüber den Menschen. Manchmal platziert der hier heimlich seine kirchlichen Hetzschriften ...

Nun wollen wir also mal 'ne Runde drehen! Wir brachen auf und machten einen ausgedehnten Kontrollgang. Gingen ums Haus herum, fuhren in beiden Häusern hinauf, durchquerten verschiedene Etagen, gingen etappenweise durch die Treppenhäuser, kamen an den Müllanlagen vorbei. *Immer unberechenbar bleiben! Sie wissen ja ...*, erklärte M. mir unsere sprunghafte Routenführung.

Das da hinten ist die ‚Mörderwohnung‘. Da haben sie einen Vietnamesen geköpft. Eine Modedesignerin hat damals Blut an der Tür bemerkt ... – vermutlich organisierte Kriminalität, sagte M. mit schwerer Stimme. *Über die Notausgänge verlassen nachts mitunter dubiose Gestalten das Gebäude ...* In einem anderen Stockwerk erzählte er munter: *Hier habe ich eine Leiche gefunden*, und lachte – *die Rotweinleiche!* Er beschrieb, wie er einst auf einem nächtlichen Rundgang wie diesem einen reglosen Mann vorfand, der Boden und die Wände ringsherum rot besudelt, ein schauderhafter Anblick. Obgleich M. ja gern betonte, dass er schon vieles gesehen und erlebt hatte, hatte ihm dies das Blut in den Adern gefrieren lassen. Gott sei Dank stellte sich damals dann heraus, dass der Mann am Boden sich in einem heftigen Vollrausch befunden hatte. *Am nächsten Vormittag waren die Wände picobello frisch weiß gestrichen und der Boden blitzblank gewischt. Sogar Duftwasser hatte der Suffkopp für alle Fälle rundherum versprüht ... das nenne ich Disziplin!*, sprach M. anerkennend. *‚Gestern wieder schlimm gewesen ...‘*, sagte er zu mir, *als wir uns dann über den Weg liefen. Weitere Worte brauchten wir darüber nicht zu verlieren.*

Es gibt ja schon einen Ehrenkodex für uns, sagte M., als wir zurück in der Loge waren. *Wir dürfen keine Quatschtanten sein!* Das ließ er erstmal wirken. *Und das heißt natürlich nicht, dass wir uns nicht munter unterhalten mit den Menschen – das ist ja gerade wichtig. Man bekommt ja aber vieles mit ... Das braucht Verschwiegenheit! Das geht niemanden was an. Man muss da gut zuhören, aber ... Informationen verteilen sich hier im Haus schneller, als man sich vorstellen kann. Da gab es Fälle, die hätten einem glatt*

wie ein Test vorkommen können ... Es braucht Fingerspitzengefühl! Nicht überall ist das möglich so wie hier, resümierte M. Ich machte früher Dienst im ‚Horror-Turm‘ an der Greifswalder. Das war furchtbar! In den oberen Etagen: High-Society – und unten ... eine Verlorenheit... da kriegt man die Leute nicht zusammen. Doch selbst da – wenn man da mehrere routinierte Leute hinstellt, dann könnte auch was erreicht werden, meine ich. Man sollte die Dinge mit Herzblut machen!

Zusammenleben in einer vielfältigen Gesellschaft braucht Regeln!, diesen gewichtigen Satz ließ M. wirken. Mit ganz kleinen Dingen fängt das an. Wenn sie zum Beispiel bei sich eine Feier machen. Das ist ja schön und gut. Da können sie zum Beispiel einen Aushang machen und vorher informieren. Das kann man erwarten. Solch einen Hinweis muss man ja nicht mal unbedingt nett formulieren – schaden tut es sicher nicht. Zu beobachten ist es aber doch eher selten. Man macht sich um seine Mitmenschen ja keine Gedanken! ICH mache MEINE Feier ... viel weiter geht das selten ... Wir wären ja nicht so erfolgreich, meinte M., wenn wir nicht auch in solchen Fällen versuchen würden zu vermitteln. Wir gehen hin und sagen Bescheid. Die Menschen nutzen uns gerne als Schild, wollen selbst nicht in Erscheinung treten. Kamerad, geh du mal vor, du hast die größeren Schuhe ... Der Mensch ist ja ein Opportunist seiner selbst!

Handlungen, die mit den Bewohnern zu tun haben, die sollte man dokumentieren. Ich schreibe auf, weshalb, wann, warum ... – das Betreten einer Wohnung: Immer mit Zeugen! Und hinterher alles aufschreiben, sauber dokumentieren. Wenn da später noch was kommt ... – hat uns schon manches Mal den Hals gerettet! Was in den Wohnungen ist, das geht uns ja nichts an, betonte er. Und da ist absolute Wachsamkeit geboten! Hier steppt der Bär, sage ich ihnen. Da wird im Evakostüm die Tür geöffnet ... – da sag ich: ‚Wollen sie sich nicht mal was überziehen?‘ – ‚Oh! Bin ich nackt?!‘ ... So wie das Leben eben spielt ..., sann er dem Erlebten nach. Und dann gibt es Situationen von Nothilfe, sowas kommt natürlich auch nachts vor. Es schlafen ja alle, außer uns beiden. Hilfsbereitschaft ist ein ganz wichtiges Thema. Umgekehrt kann ich hier genauso jeden fragen: ‚Kannste mir mal helfen?‘ Wenn sich ein Hilfswunsch im Rahmen unserer Möglichkeiten und Befugnisse befindet, dann kann man in der Regel mit uns rechnen. Von einigen Bewohnern haben wir ja Wohnungsschlüssel. Dazu haben wir ja hier die Auflis-

tung aller hinterlegten Schlüssel. Wir führen penibel Buch über jede Kleinigkeit, die damit zu tun hat. Damit hier niemand über den Nuckel gezogen werden kann! Als Hauswarts-Team ist unsere große Selbstständigkeit in der alltäglichen Handhabe sehr hilfreich. Wir teilen miteinander unsere kleinen Geheimnisse, weshalb es funktioniert ...

Das Leben der Menschen in der Stadt funktioniert ja so: man anonymisiert sich und sucht sich Gleichgesinnte. Auf dem Dorf lief das noch anders: Man wusste, dass der Erwin seine Frau verhaute ..., so leitete M. seine Betrachtung über das Zusammenleben der Menschen ein. Große Silos, wie dieses hier, leisten einer Anonymisierung unter den Bewohnern natürlich Vorschub. Doch das muss nicht so sein! Das vereinsamte Sterben in den Wohnungen – das kommt hier nicht vor! Man fragt sich: Was ist denn mit XY? Da haben wir Telefonnummern, da fragt man mal nach: ‚Haste den gesehen?‘ Da ist dann zum Beispiel ein junger Nachbar, der sagt: ‚Da habe ich mal geklingelt‘ – der geht nun für seine Nachbarin einkaufen. Dann weiß man Bescheid ... In einer Gesellschaft lebt man immer in einem Generationenvertrag. Sie müssen überlegen, wir haben hier viele Erstbezügler aus DDR-Zeiten – das sind Menschen, die nun natürlich ein gewisses Alter erreicht haben. Wir kümmern uns um die Lebensfähigkeit der alten Leute. Je mehr Kontakt man hat miteinander, desto besser! Solche Hochhäuser, das sind ja Kieze. Was ich im Karree habe, das ist hier im Hochhaus. Zunächst sind das ja alles Fremde untereinander. Dieses Haus ist die Privatsphäre von Menschen ganz unterschiedlicher Couleur. Die Privatsphären berühren sich hier im Haus. Das Private eint uns! Arbeitskonkurrenz ist es, die uns entzweit. Beim Grillen sind wir uns einig! Die Anonymität kann durchbrochen werden.

Unser Part ist dabei die Kommunikation. Wenn die stimmt, wenn uns das gelingt, dann herrscht hier Harmonie. Und dann bringt man die Leute zueinander. Ansichten und Generationen werden verschmolzen. Schwarz-Weiß-Malerei, die gibt es hier nicht. Nicht wenige merken hier früher oder später: Man kann sich ja austauschen, da kann man drüber reden. Jeder hat seinen Hintern zu wischen ... Man kann dabei ungeheuer viel über das Funktionieren von Menschen lernen, den sozialen Klebstoff. Es ist schließlich Neuland für uns alle! Leben und leben lassen! Aus der Sicht des Anderen drüber nachdenken, das ist der Schlüssel. Man muss versuchen, den Anderen zu verstehen. Warum macht der

das denn so? Das klappt nur, wenn man auf die Menschen zugeht und auf sie eingeht. Es braucht Verständnis für so manche Dinge, die einen selbst nicht betreffen – ja, die einem womöglich gar total fremd sind ... Das öffnet einen selber für Probleme, die man sonst nicht sieht ... Zumindest über mich kann ich sagen, dass ich einen persönlichen Wandel durchgemacht habe. Hier bekam ich Kontakt zu Menschen, die ich sonst nie kennengelernt hätte. War es im Militär Druck, um Befehle durchzusetzen, sind es hier nun Reden und Verständnis, die einem weiterhelfen. Es geht um das Finden einer gemeinsamen Basis. Deshalb komme ich gerne zur Arbeit und fahre unheimlich erfüllt nach Hause. Das sind meine Leute!

Wenn's aber zu vielfältig wird in einem Haus, dann funktioniert es nicht mehr. Ab einem gewissen Punkt bekommt man nicht mehr alle unter Dach und Fach. Wenn's zu verschieden wird, zu fremd, dann fliegt's auseinander!, sagte M. nach einer längeren Pause. Inwieweit der Islam nun wirklich zu Deutschland gehört, darüber muss man zumindest diskutieren und diskutieren dürfen! Integration ist ein weites Feld. Bezogen auf unser Haus kann ich sagen, dass es vermehrt Schwierigkeiten mit sich bringt. Libanesen kauften hier eine Wohnung und ließen da 20, 30 Mann drin hausen ... Da geht die Wohnraum-Harmonie kaputt. Und dass die Nachbarn sich da beschwerten, das ist doch klar ... Neulich da drüben: Sitzt 'n altes Ehepaar abends beim Krimi vor dem Fernseher auf der Couch, riecht's plötzlich nach Rauch. Sie springt auf, guckt erst in der Küche und überall – nix. Stellt sich raus: 'Ne Gruppe Flüchtlinge, weiß nicht, ob das Syrer waren, grillt da 'nen Hammel im Treppenhaus. Der Qualm zieht ins ganze Haus. Was sagt man dazu? Höflich bat ich M., wenn möglich, den Kontakt zu diesem Ehepaar für mich herzustellen, da ich über diese Begebenheiten gern aus erster Hand unterrichtet werden wollte. M. biss sich auf die Zunge, bevor er zugab: Das hab' ich auch nur erzählt bekommen ... Große arabische Familien bringen oft Unruhe rein. Oder nehmen Sie mal das syrische Paar, hier in der ... Etage. Das sind ja nette Leute, keine Frage. Aber die Kinder rennen kreuz und quer rum auf den Etagenfluren, spielen da Fangen und so weiter – und die Eltern sagen nichts! Das geht doch nicht! Da wohnen doch auch alte Leute. Das muss denen doch mal einer erklären. Kommen die denn da nicht von selbst drauf? Ich sage ja nicht, dass das grundsätzlich nicht geht ... Von der jetzigen Konstellation, wie sie sich jetzt gerade im Haus darstellt, ist meine Rede. Wie

viel Fremdheit eine Hausgemeinschaft aushalten kann, das ist eine wichtige Frage. Da geht es nicht nur um den ‚Islam‘ und ‚Deutsche Kultur‘. Es ergeben sich auch weitere Konflikte. Zum Beispiel türkische Migranten gegen Flüchtlinge. Die sogenannte Sicherheitsbranche ist ja bekanntermaßen in weiten Teilen von libanesischen Großfamilien durchsetzt. Und syrische Flüchtlinge, die entpuppen sich plötzlich ganz überraschend als handfeste Antisemiten. Und die Gutmenschen fallen aus allen Wolken und wissen da auch nicht weiter. Diese Gutmenschen, die ich ja abgrundtief hasse! Die checken ja gar nix!

Ich bin ja durchaus ein wenig rumgekommen in der Welt. Brückenarchitekten der DDR waren damals im Iran tätig. Nach der Wende hieß es dann nicht selten: ‚Mit euch Kommunisten wäre das nicht passiert!‘, wenn die Kooperationen mit dem Westen weniger gut liefen. Es fehlt immer das, was man nicht mehr hat! Auch in Algerien war ich mal stationiert. Die Kasbah von Algier ist mir gut in Erinnerung. Im Algerienkrieg war das Viertel wichtig für den Widerstand gegen die Franzosen. Diese Stadtstruktur hat mich sehr fasziniert: Das ganze Viertel ist total verwinkelt und miteinander verschachtelt. Für die französischen Soldaten ein Albtraum dieses Labyrinth aus schmalen, unübersichtlichen Gängen und den unzähligen Sackgassen. Die Häuser sind teilweise über den Gassen miteinander verbunden. Für den Außenstehenden ist oft nicht zu erkennen, wo der Privatbereich des Einen endet und der des Anderen beginnt. Die Kinder rennen da einfach so durch. Ich meinte M. genau ansehen zu können, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. Naja, vielleicht wissen die hier das wirklich noch nicht besser.

In Moskau sah ich diese riesigen Großwohnungen – Kommunalka heißen sie. Von zehn bis hin zu zwanzig Wohneinheiten gehen von einem riesigen langen Flur ab. Die Küche und das Bad teilt man miteinander. Das geht naturgemäß nicht immer reibungslos vonstatten ... Jede Partei hat ihre eigene Klobrille. Die hängen da alle nebeneinander, oben an der Wand angebracht. Und da gibt's dann verschiedene Farben, verrückteste Ausführungen, manche gar mit Namen versehen ...

Da dachte ich nun grad so bei mir: Ist das interessant für Flüchtlinge? Solch ein Misch-Masch-Prinzip könnte vielleicht als Übergangslösung funktionieren. Eine adaptierte Version der Moskauer Kommune. Gut durchorganisiert mit Reinigungsplan

und so weiter. Das verbindet letztendlich auch ... Die Menschen ins Tätigsein bringen – darauf kommt es doch an! Das geht schon alles. Menschen können schon miteinander umgehen. Der Rahmen muss stimmen. Was es ausmacht, wenn Menschen sich aktiv kümmern um ihr Wohnumfeld, das erleben wir ja hier tagtäglich. Das Kümmern durch den Eigentümerbeirat, das funktioniert wunderbar. Reparaturen gehen schnell in Auftrag, Entscheidungen werden rasch gefällt. So ist man handlungsfähig. Die Menschen kümmern sich um ihr Eigentum. Diese Häuser sind Filetstücke. Dieser Stahlgerüstbau, der ist ja auch Gold wert! Das steht noch in 200 Jahren. Und der Wohnraum ist sehr attraktiv. Das ist wirklich eine Investition hier!

Die Häuser sind ja mehrfach verkauft worden, berichtete M. Dabei wurde das Wohnrecht der Leute betont. Seitdem wird von manchen mit üblen Mitteln versucht, die Leute aus ihren Wohnungen zu bekommen. Die alten DDR-Verträge schützen ein wenig ... Da werden aber Lücken gesucht – und immer wieder auch gefunden ... ‚My home is my castle‘ – von wegen!

Neue Verträge aufsetzen war so ein Trick. Da wurden Wohnungen modernisiert und Festmieten für 10 Jahre vereinbart. Im Jahr 2000 unterschrieben hieß es für die Bewohner dann 2009: ‚Wir müssen raus!‘ Denen war gar nicht bewusst, was passierte ... da waren welche aus Parteien darunter, die für ganz andere Ideen einstehen – und die dann hier einer alten Frau erzählen, sie müsste raus ... Manch alter Zankapfel sagte: ‚Nö!‘ In solchen Fällen wird dann lange prozessiert. Die Ärmeren können sich nicht wehren und knicken ein. Da gab's den Fall, da ging nach einer Zwangsversteigerung der neue Eigentümer gleich danach zur Bewohnerin und sagte ihr ins Gesicht: ‚So, in 14 Tagen sind Sie raus!‘ Das geht dann solange, bis der letzte Mohikaner sagt: ‚das ist nicht mehr mein Haus‘ und freiwillig wegzieht.

Dass diese Häuser erbaut werden konnten, das musste erst erarbeitet werden. Diese Häuser sind das Produkt der gesellschaftlichen Leistung der Menschen der DDR. Diese Häuser sind fast für symbolische Beträge übern Tisch gegangen. So ähnlich, wie es in weiten Teilen des Landes gelaufen ist. Die DDR wurde geschluckt. Nagelneue Fabriken, für eine symbolische D-Mark erworben und die Maschinen für drei Millionen nach Holland verkauft ... Die Schlösser und Villen bei Dresden: Von Wessis aufgekauft und von noch übleren Ganoven, die damals für sich die günstige Gele-

genheit witterten. So ähnlich ist es eben auch hier gelaufen. Da wird sich an Dingen bereichert, die niemandem gehören – die niemandem gehören sollten. Immer sehen die Menschen zu, dass sie irgendwo was abstauben können. Wohnkultur wird durch verbrecherische Tendenzen kaputt gemacht. Wer jung ist, der sollte dagegen kämpfen!

Der Wohnungsmarkt ist heute eines der größten Spekulationsgüter. Da gab es in den letzten Jahren eine Preisexplosion. Hier im Haus hat es Deals gegeben – 400.000 Cash ... Überlegen Sie mal: nach der Wende lag der Preis für eine Zweiraumwohnung bei 30.000 DM. Solche Aussichten locken Spekulanten. Da wird versucht, die alten Bewohner rauszuekeln. Man baut relativ billig die Wohnungen aus, um sie teuer zu vermieten. Die Leute versuchen damit Geschäfte zu machen. Die interessieren sich nicht für andere. Die Menschen kaufen und haben dabei keinerlei Bindung. Oft kaufen die Menschen eine Wohnung und wohnen da gar nicht. Viele Wohnungen sind leer – die kommen dann einmal im Jahr zum Shoppen nach Berlin. Grundsätzlich soll ja jeder tun und lassen können, was er will. Doch ist es schade, wenn das hier verflacht unter den Bewohnern. Wenn eine Wohnung leer steht, dann kann man auch keinen Kontakt haben.

Neulich spielte ich gerade auf dem Klavier einer Dame Chopin – ja, das kann ich – als sie mir sagte, was sie an Miete zahlt: 1.700 Euro für 100 Quadratmeter – ‚Das ist doch ein Schnäppchen, oder?‘, meinte sie und schwärmte vom grandiosen Blick über die Stadt. Da hätt' ich mich beinahe in der Taste vergriffen ...

Das hätten wir ja nie gedacht, dass sich das hier so entwickeln würde. Deswegen müssen wir jetzt die Kurve kriegen!, mahnte M. Denn das wird hier nicht mehr lange so sein, weil die Strukturen zusammenzubrechen drohen. Diese Vielschichtigkeit im Haus, das sage ich nochmal: das ist etwas Besonderes! Um das hier zu erhalten, braucht es Integration auf einer höheren Ebene. Nun, was ist zu tun? Es wäre schon ganz gut, wenn sich Bürger zusammentun. Aber wenn der deutsche Michel nicht geweckt wird, dann macht der nichts. Die unterste politische Ebene – die Kommune – die ist dafür meiner Einschätzung nach geeignet. Da kann man sehr viel bewegen glaube ich – für die Menschen, dort wo sie leben. Diese politische Kraft muss gestärkt werden! Kommunen können Beschlüsse fassen und, wenn sie wollen, mit Kraft durchsetzen. Wohnraum darf nicht entfremdet werden, dafür können kommu-

naltechnische Lösungen gefunden werden. Zum Beispiel dürfen ja jetzt keine Wohnungen mehr zu Ferienwohnungen zweckentfremdet werden. Doch mal schauen, wann da das erste Schlupfloch gefunden wird ... Das muss ja am Ende auch alles kontrolliert werden. Beschlüsse müssen durchgesetzt und deren Rechtssicherheit gewährleistet werden. Denn man denke daran: Die Ungerechtigkeit kennt keine Grenzen!

Es hat schon immer Veränderungen in der Welt gegeben. Es ist aber auch immer Altes übernommen worden. Die Vielschichtigkeit und Generationenvielfalt im Haus, das ist beides am Abklingen. Und es ist elementar für die Menschen wo reinzugehören, dazuzugehören. Deshalb denke ich, dass es wichtig ist, Lebensräume für Menschen zu erhalten. Eine gewisse Sicherheit des Wohnens, die ist wichtig. Eigentlich wollen die Menschen auch gerne mal an ihrem Ort bleiben. Es kommen sich ja hier noch immer Leute besuchen – zum Beispiel ehemalige Bewohner ihre alten Nachbarn. Ob das in den nächsten zehn Jahren noch so ist? Wir leben, wie gesagt, in einer spannenden Zeit! Die Menschen haben Angst davor, sich mit dem Anderen auseinanderzusetzen – das ist nicht neu. Doch wir Menschen werden immer aufgeriebener. Und wo gibt es das denn heutzutage sonst noch – dass man sich über den Anderen Gedanken macht? Ich gehöre nicht in diese Zeit. Ich bin ein Fossil.

Was heißt das alles für die Häuser, in denen wir Menschen leben? Inwieweit zum Beispiel eine tatsächliche Mitgestaltung durch die breite Masse zielführend sein kann, da habe ich doch so meine Zweifel. Man stelle sich mal vor, Sie würden hier ein paar tausend Menschen nach ihren Vorstellungen befragen. So ein Wunschkonzert, das gäbe natürlich ein heilloses Chaos. Nicht selten haben wir es ja im Alltag schließlich mit Menschen zu tun, die mit den allereinfachsten Entscheidungen bereits überfordert sind. Denen kann man doch nicht ernsthaft wichtige Entschlüsse anvertrauen wollen ... Gegenteilige Versuche, die Wohnfrage streng funktional zu lösen, hat es ja zur Genüge gegeben. Das Bauhaus – so richtig durchgesetzt hat es sich nicht. Ein paar Rohrmöbel haben wir noch übrig ... Und was seitdem sonst noch gebaut wurde, das sind mitunter wahre Verbrechen an der Menschlichkeit. Architekten sollte man zwingen, in den Häusern zu leben, die sie entwerfen. Was man zum Thema ‚Mit-Entscheidung von Bewohnern‘ machen könnte: Man sollte einkalkulieren, dass noch etwas kommt – aber nicht was! Darüber sollen die Leute dann selber entscheiden. Man

sollte Kommunikationsgründe schaffen. Dann kann die Einbeziehung der Menschen der Schlüssel zum Erfolg sein, dann werden die Leute kreativ. Und ich denke, das ist auch für das Wohnen wichtig! Darin, denke ich, steckt ein Potenzial der Menschen. Selbst Menschen, die aus dem Gulli kommen, versuchen es sich schön zu machen, wenn sie können. Genaugenommen haben wir uns ja gar nicht so sehr verändert: Höhlenmensch, Minnesänger – finden alle eine Rose schön!

Energischen Schrittes näherte sich eine eindrucksvolle Person dem Haus und M. bedeutete mir sogleich die Haustür für sie zu öffnen. Es trat eine überaus großgewachsene Dame herein, die samt ihres feuerroten Lockenkopfes deutlich über zwei Meter groß war. Drei weitere Dinge blieben mir besonders in Erinnerung: ihre ebenfalls sehr große Oberweite, dass sie eine Stirnlampe trug und dass sie uns mit einer sehr kraftvollen Männerstimme einen *Guten Morgen!* wünschte. Sie lieferte Medikamente aus und war M. aus der Alltagsroutine wohl bekannt. Er grüßte sie mit einem kräftigen *Moin!*

Mittlerweile brach der Tag an. M. und ich stellten uns hinaus in die frische Morgenluft. Aus dem Haus trat kurz darauf ein Herr im Anzug, der wohl auf dem Weg zur Arbeit war. Doch nahm er sich die Zeit für ein kurzes Gespräch mit M. Sogleich gesellte sich ein älterer Herr mit seinem Hund hinzu und wünschte allerseits einen guten Morgen. Ein junger Mann in sportlicher Kleidung verließ das Haus im Laufschrift. Fast war er schon an uns vorbeigespurtet, als er innehielt: Er hatte eine Frage zu einer Paketlieferung. Und ehe man sich's versah, standen wir dort schon zu fünft. *Man bleibt ja miteinander stehen. Und dann weiß man, dass der Eine doch hat oder kann, wonach der Andere gerade sucht ... – so bringt man die Leute zusammen. Es funktioniert ja nur über ein Miteinander-Reden,* kommentierte M. anschließend das Geschehen. *Damit steht's und fällt's!*

Kaum, dass wir zurück in der Loge waren, gingen drei junge Männer mit schwarzen Vollbärten aus dem Haus. Allesamt winkten sie und schauten freundlich zu M. herüber. Sichtlich zufrieden nickte dieser und grüßte zurück. *Sehen Sie – das wird ja langsam. Vor ein paar Wochen, da sind die hier noch langgeschlichen wie Rehe, wenn es donnert. Sind noch nicht lange im Haus, als Flüchtlinge gekommen. Da habe ich mir die mal zur Brust genommen und ihnen ein paar Takte erklärt, wie das hier bei uns so*

läuft. Und sieh an, es trägt Früchte. So langsam tauen die auf. Das kann was werden!

Ich dankte M. herzlich für seine Geduld und die vielen erkenntnisreichen Erzählungen. *Das ist ja auch für mich interessant*, antwortete M. *Man kommt hier so her und macht sein Ding – und denkt sich nichts weiter dabei. Doch ist's ja gut, wenn auch das hier wieder irgendwem nützt. Wenn man da so drüber redet, dann werden einem die Dinge klar. Wie Heinrich von Kleist mit seiner ‚allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden‘. Kleist – der alte Selbstmörder! Hat auch nicht weiter gewusst ... So, Schluss!*

Die Nachtschicht hatte großen Eindruck auf mich gemacht. Zu unserem Kennenlernen war mir M. gleich mehrfach drohend begegnet: Körperlich und intellektuell. Umso mehr erstaunte mich die Entwicklung, die er in dieser Nacht in seinen Erzählungen vollzog. Thesen wurde entworfen und Anti-Thesen gegenübergestellt. Es mag die ruhige Stimmung der späten Stunden dazu beigetragen haben, dass M. viele Themen, die auch schon von A. zur Sprache gebracht worden waren, mit Tiefe versah. Menschen freuen sich, wenn sie sehen, dass etwas für sie getan wird. Sich an einem Ort zugehörig zu fühlen, mit anderen in Kontakt kommen, sich einbringen zu können und dem eigenen Willen Wirkung verleihen zu können, das ist elementar für die Menschen. *Zusammenleben in einer vielfältigen Gesellschaft braucht Regeln!* Auch er benannte die Vielzahl an Wohnungsschlüsseln als ein Symbol des Vertrauens. Machen die Menschen sich um ihre Mitmenschen keine Gedanken – so kann das Zusammenleben kaum auf wünschenswerte Weise gelingen. Zweifelsohne war die Harmonie des Wohnens angesichts der vielen verschiedenen Menschen im hohen Haus ein zerbrechliches Gut. Ein ganzes Stück weit waren die Concierge-Hausmeister beim Brückenbauen zwischen Nachbarinnen und Nachbarn behilflich. Das ein oder andere Ressentiment pflegte M. geradezu mit Vergnügen. Im Angesicht des Einzelnen war er aber nicht selten die erste helfende Hand beim Ankommen. Er entwickelte gar Ideen, wie Menschen unter die Arme gegriffen werden konnte auf dem Weg der Integration in das Gefüge

einer Nachbarschaft, Stadt, Gesellschaft. *Die Menschen ins Tätigsein bringen – darauf kommt es doch an*, sagt M. Darin steckte die Idee, dass die Teilnahme des Einzelnen an der Arbeitsteilung der Gesellschaft die Akzeptanz für die gesellschaftliche Ordnung erhöht. Sind die Menschen sinnvoll eingebunden und tätig, dann steigert dies die Wahrscheinlichkeit gelingender Ko-Existenz. Auch und gerade einfache Arbeiten sind zum Beispiel für Neuankömmlinge, denen Qualifikationen wie das Sprechen der Sprache des Aufnahmelandes noch fehlen, bestens geeignet, um Fuß zu fassen in der Gesellschaft. Denn der „Schlüssel zur Sozialintegration in das Aufnahmeland ist die Sprache. Sie ist der Schlüssel für eine anschließende strukturelle Assimilation in das Bildungssystem und den Arbeitsmarkt.“³¹

M. benannte, worauf es bei seinem Dienst ankam: Der entscheidende Baustein war Empathie. Seine Einschätzung auf der Grundlage praktischer Erfahrung bestätigten Richard Sennetts Aussagen über die Bedingungen des Zustandekommens von Kooperation.³² Die Erzählungen der Nachtschicht hatten offenbart, wie wichtig ausführliches und aufmerksames Zuhören sein konnte.³³ Mehrmals hatte M. Aussagen getroffen, die Ansichten und Haltungen vermuten ließen, die kurz darauf jedoch schon wieder relativiert und gar durch Wort oder Tat widerlegt wurden. Man hätte ihm Unrecht getan, wenn man nur vereinzelt Auszüge aus seinen Ausführungen und nicht den Erzählstrang mitsamt den argumentativen Wendungen wiedergegeben hätte. Nicht zuletzt durch diese Nachtschicht gewann ich die Überzeugung, dass ich mich in meiner Forschung nicht nur der Methodik des Erkenntnisgewinns,

- 31 Esser, H. (2001a): 3. Vgl. dazu die entsprechende Passage aus der dazugehörigen Studie: „Die kulturelle Assimilation bedeutet entsprechend die Angleichung im Wissen und in den Fertigkeiten, insbesondere auch in der Sprache; die strukturelle Assimilation die Besetzung von Positionen in den verschiedenen Funktionssystemen, etwa im Bildungsbereich und vor allem auf dem Arbeitsmarkt [...]. Esser, H. (2001b): 22.
- 32 Vgl. Sennett, R. (2012): 15ff.
- 33 Vgl. ebd.: 29ff.

sondern auch der erzählerischen Form seiner Vermittlung zu widmen hatte. Die zentrale Lehre, die aus dem Logengespräch mit M. gezogen werden konnte, das war die Einsicht in die Notwendigkeit, sich stets ein differenziertes Bild von seinem Gegenüber zu machen. Es zeigte sich, dass es an den Grenzen des Miteinanders vor allem eines braucht: Gesprächskultur und nötigenfalls auch Streitkultur.

Das Haus gegenüber

In dem eleganten hohen Haus an der Leipziger Straße war mehrmals das baugleiche Haus gegenüber als Ort der unerwünschten Eigenschaften genannt worden. Darum entschied ich, dass ich mich auch mit diesem Wohnhochhaus auseinandersetzen hatte. Ich schätzte mich glücklich, dass sich ohne lange Umschweife ein Herr P. aus der Öffentlichkeitsarbeit des landeseigenen Wohnungsbaunternehmens Zeit für mein Anliegen nahm und sich zu einem Treffen vor Ort bereit erklärte. Höflich bat ich ihn um seine Experten-Einschätzung zum Doppelhochhaus seines Unternehmens an Leipziger Straße.

Das ist der letzte Doppelturm unseres Unternehmens. Die anderen drei wurden privatisiert. Berlin hat ja damals in den 1990ern massiv an Einwohnern verloren. Entgegen der ersten Prognose für ein vereinigtes Berlin, wollten zunächst nur wenige in Berlin wohnen. Wir hatten riesigen Leerstand. Der Bankenskandal kam hinzu. Das Land Berlin brauchte Kapital. Nicht nur wir standen unter großem Sanierungsdruck. Man hat damals geschaut, was man behalten kann. Heute geht es den Wohnungsbaugesellschaften ja gut.

Die Häuser sind super! Es ist ein typischer Stahlskelettbau. Das ist ja eher etwas, was man für Büros plant. Man hat keine tragenden Wände, ein Stahlskelettfachwerkbau. Die Wohnungen sind einfach total flexibel. Man kann die Wände einreißen, durchbrechen, whatever. Der Architekt war Joachim Näther. Die DDR ging bei der Realisierung eine Kooperation mit einem schwedischen Konsortium ein.

Das war ja hier zu DDR-Zeiten so ein bisschen die moderne Prachtmeile. Feinkostläden, Möbelgeschäfte in den Pavillons, eine große Kaufhalle, da, wo jetzt der Supermarkt drin ist, Restaurants, Bekleidungsgeschäfte. Aber hier war der Rand der Republik, gleich da drüben war die Mauer und die DDR zu Ende.

Es wohnen hier noch sehr viele Erstmietler. Ab 1967 wurden die Häuser geplant und seit den 1970ern wohnen die hier. Vor etwa 10 Jahren wurden die Häuser anziehend für viele aus der Kreativwirtschaft. Es ist ein klarer Trend: Die Leute ziehen wieder in die Innenstädte. Anfangs waren es eben eher so die Kreativleute, die das hier cool fanden. Doch inzwischen geht das durch alle Schichten. Alles in allem haben wir eine extrem durchmischte Bewohnerschaft.

In unserer Belegungspolitik gilt die Auflage, dass circa die Hälfte der Wohnungen an Inhaber von Wohnberechtigungsscheinen gehen. Das bezieht sich übrigens auf unseren gesamten Bestand. Wir achten bei uns darauf, dass es überall ordentlich durchmischt ist – dann funktioniert es besser. Man sieht ja vielerorts was passiert, wenn man die Armen abschiebt und die sich dann an den Rändern konzentrieren. Das war in der DDR ja anders. Hier hat ja ‚von bis‘ jeder gewohnt in den Häusern. Da wird bei uns extrem drauf geachtet – Heterogenität ist uns wichtig. Hier im Zentrum wohnen viele Vietnamesen und auch viele Russen. Jetzt haben wir gerade für diese Häuser sehr viele Bewerbungen aus EU-Ländern. In den Großstädten vieler Länder ist der ‚Plattenbau‘ – obgleich dies hier baulich eben gar keine ‚Platten‘ sind – ja absolut gesellschaftsfähig. Sicherlich wird die Großwohnsiedlung am Stadtrand aber nie hip werden. Stadtrand war noch nie hip und wird es auch nie sein ...

Lange war es ja auch hier so: Die Leute hören Plattenbau und denken an verwahrloste Kinder und Drogenspritzen im Treppenhaus – wir bedienen jetzt mal die Klischees. Da gibt es dieses eine Bild – wahrscheinlich von der dpa [Deutsche Presse Agentur], das benutzen alle: Das Mädchen mit dem rosa Plüschtier vor grauem Plattenbau. Es wird ja nie berichtet über die Dinge, die gut funktionieren. In den meisten Fällen ist das ein total falsches Bild. Da wohnen ganz normale Leute. Schubladendenken ist sehr beliebt – das ist ja schön einfach. Unser Hausflur ist äußerst ordentlich! Und das ist auch nicht anonym hier, so ein Quatsch. Wissen Sie, eine gute Freundin von mir hat seit 15 Jahren noch nie ihre Nachbarin gesehen – und das in einem Altbau.

Aber wenn ich das mal vergleiche mit den Häusern am Halleschen Tor, Mehringplatz – da hängen schon krasse Leute ab. Da gibt es ja schon so Angsträume ... und das zieht ja so ein bestimmtes Publikum an. Der Platz und seine Umgebung bieten eine hohe Aufenthaltsqualität für Alkis ... Das ist ja ätzend für die Leute, die da wohnen. Nun ja, wo sollen die Junkies denn hin? Werden hin- und hergeschoben. Dass sie sich nicht auf den Gendarmenmarkt setzen, ist ja klar. Es ist aber schon so, dass die Stimmung in Häusern eine fragile Angelegenheit ist. Aus Erfahrung wissen wir: Ein Störenfried im Haus reicht, um ein ganzes Haus in den Abgrund zu stürzen.

Damit wir weiterhin auch bezahlbare Mietwohnungen anbieten können, wird auch neu gebaut werden müssen. Doch niemand will, dass irgendwo gebaut wird heutzutage – eigentlich immer begründet mit dem Argument, es werden Grünflächen vernichtet. Dabei sind es fast alles Parkplätze, auf denen wir Projekte geplant haben. Um Gottes Willen! – Berlin hat riesige Freiflächen. Davon kann jede andere Stadt nur träumen. Wir haben eine extrem durchgrünte Stadt. Das wird sich ja auch nicht ändern. Doch die Leute möchten diese Veränderungen nicht. Damit sind Ängste verbunden: Dass sich die Lebensqualität verändert, dass die Mieten steigen. Wen wundert's? – die Mieten liegen bei uns in den Häusern hier bei ungefähr 5,60 kalt. Wo finden sie das noch in Mitte? Wir sind in der Innenstadt – und wir können das bieten!

Einmal mehr wurde von der ganzvollen Geschichte der wichtigen Verkehrsader erzählt. Die breite Straße war zurzeit der DDR eine moderne Prachtmeile gewesen – und vor dem Zweiten Weltkrieg galt sie gar als „vornehmste Geschäftsstraße unserer Stadt“.³⁴ Vorurteile gegenüber der Bauweise der hohen Häuser waren zwar häufig. Erneut wurde das nahe gelegene Hochhausensemble am Halleschen Tor als ein Negativbeispiel genannt. Doch im Hochhaus dieser städtischen Wohnungsbaugesellschaft waren die Hausflure ordentlich und die Nachbarschaft keineswegs anonym.

34 Neckelmann, H. (2009): 8.

Gespräch mit K.-H. – Das Haus gegenüber

„Was willst du denn in der ollen Platte“, haben mich meine Freunde gefragt. Also erstmal ist das ja gar kein Plattenbau, sondern ein Skelettbau, das ist schon mal das eine. ‚Platte‘ ist ja negativ, nicht wahr? ‚Hier musste nur ‚ne Wand rausnehmen‘, hab‘ ich denen gesagt: ‚Da werdet ihr staunen!‘ Es sind Gipswände, Eisen durchsetzt. Da bin ich mit einer Säge zu Werke gegangen. Und die berühmte Durchreiche habe ich rausgerissen. Früher hätte ich gar nicht gedacht, dass man in ein Nachkriegshaus ziehen könnte, wenn man nicht muss.

Im erweiterten Bekanntenkreis mein Forschungsvorhaben publik zu machen, hatte sich ein weiteres Mal ausgezahlt: Vom Freund einer Bekannten erhielt ich die Empfehlung, bei einem Herrn namens K.-H. vorstellig zu werden, der in dem Doppelwohnturm eine Wohnung hielt. *Junge Forscher muss man doch unterstützen!*, sagte er. Wir verabredeten uns in einem vietnamesischen Restaurant auf der gegenüberliegenden Seite der Leipziger Straße.

Hier war es der Blick! Es ist ja der erste Riegel nach Westen. Ich bin ja wegen dieser Aussicht da rein. Das ist aber auch richtig attraktiv – wissen Sie, die Aussicht ist gegliedert: Du schaust ja bis zum Teufelsberg, siehst den Mercedesstern, das Adlon und so weiter ... Ich komme mir dann immer ein bisschen vor wie ein Tourist. Das ist dann sowas wie Urlaub, dieses morgendliche Aufwachen. Dann macht man das Fenster auf – und das Rauschen von der Leipziger – das ist die Großstadt! Ich fühle mich dann sehr privilegiert. Und ganz ehrlich: Ich habe noch niemanden gesprochen, der die Wohnung gesehen hat und der sagt, er möchte hier nicht wohnen.

Hier vorne hat Honeckers Tochter gewohnt. Der Alte war dann da häufiger zu Besuch. Hat dann wohl immer aus dem Fenster geschaut, so heißt es. Und damals wohnte hier eine Dame mit fünf Windhunden. Die hat die hier auf der Leipziger trainiert. Die breite Straße war ja kaum befahren. Was für ein starkes Bild! Die große breite leere Straße mit den Hochhäusern und mit den Spittelkolonnaden nebendran ... die wurden umgesetzt, die Kolonnaden – die standen früher etwas weiter. Die mussten irgendetwas Platz machen. Die Skulptur vom ‚Alten Fritz‘ wurde ja auch in den 1980ern wiedergeholt. Der war ja in Potsdam verbuddelt ... Ich glaube zur 750 Jahrfeier kam der wieder ans Tageslicht.

Bei den jungen Leuten ist in der Platte zu wohnen ja hip. Solche kompakten Wohnungsschnitte, das ist ja wieder interessant. Und schauen sie mal, das Corbusierhaus da draußen im Westend – da zahlen die Leute irrsinnige Preise. Und hier in dem Haus gegenüber, das sind ja alles Eigentumswohnungen. Ganz oben im 26. Stock hat da damals eine ehemalige Ministerin alles gekauft, als es noch billig war ... Heute sagen viele: ‚Wir wohnen hier und haben Angst, dass wir raus müssen.‘

Dort drüben ist ja direkt der Gendarmenmarkt, unter 16 Euro den Quadratmeter finden Sie da garantiert keine Wohnung, wenn das mal reicht. Es ist eine Mietwohnung. Ich zahle warm 612 Euro für 64 Quadratmeter. Die Wohnung ist quasi meine Altersversicherung. Hier kommen Sie ja von der Haustür bis in die Wohnung, ohne eine einzige Stufe zu nehmen. Noch geht das ja glücklicherweise alles ganz wunderbar. Doch ich werde ja auch älter und auch nicht schlanker ... Jaja, 63 bin ich jetzt – da wird man auch komisch. Vor 30 Jahren hätte ich keinem Kind gesagt: ‚Lass die Füße von der Wand!‘

Die Straße ‚riecht‘ anders! Das Fremde und das Neue – da freu ich mich dann so richtig drauf! Ich kenne natürlich auch alle Leute von der Etage. Ich bin halt ‚der Wessi‘. Und ich bin halt nicht immer da. ‚Ach, sind Sie auch mal wieder da?!‘, heißt es immer. Das ist hier familiärer, irgendwie. Das merkt man auch in den Fahrstühlen. Wie die Menschen miteinander kommunizieren, da ist immer ein freundlicher Ton. Das klappt erfreulicherweise mit der Zeit auch mit Nachbarn, die vielleicht zunächst gewisse Berührungsängste haben. Ich denke da an eine arabische Frau – vielleicht Flüchtling? – mit der stand ich die ersten Male stumm nebeneinander. Die ist inzwischen wie ausgewechselt – ein Unterschied wie Tag und Nacht. Man sagt immer ‚Guten Tag‘ und auch

immer „Wiedersehen“ und man schaut einander freundlich an. Die Neubewohner werden hier irgendwie sozialisiert. Bei mir im 16. Stock, da haben wir: eine russische Familie, zwei alte Leuten aus DDR-Zeiten, einen Vietnamesen, eine türkische Familie, einen Studenten. Das verteilt auf Zwei-, Drei- und Vier-Zimmerwohnungen mit 45 bis 100 Quadratmetern.

Bei uns gibt es ja noch einen Hausmeister. Morgens um acht steht der dann da, der kennt auch alle. Der kriegt dann auch 'was zu Weihnachten. Der ist Ansprechpartner und der weiß, mit wem er wie sprechen muss. Der ist die Seele von dem Haus.

Auch K.-H. war mit seinem Einzug in das hohe Haus auf negative Voreingenommenheit gestoßen. Denn die „Platte“ hat ganz allgemein einen schlechten Ruf. Seiner Einschätzung nach wandelte sich seit ein paar Jahren die Einstellung bezüglich des Wohnens in Bauten der Nachkriegsmoderne. Auch auf das Haus gegenüber kam er zu sprechen. Manche fürchteten dort um ihre Wohnungen. K.-H. gab an, auf seiner Etage alle Parteien zu kennen und nannte die Nachbarschaft im hohen Haus „familiär“. Fahrstuhlfahrten führte er als Momente an, in denen man den „freundlichen Ton“ der „Menschen miteinander“ bemerken konnte. Sein Eindruck war es, dass die unterschiedlichsten Bewohnerinnen und Bewohner aus verschiedensten Ländern durch das Wohnen in diesem hohen Haus hier *irgendwie sozialisiert* werden.

Erstaunlich fand ich es, wie K.-H.s Schilderungen vom Wohnen im hohen Haus des landeseigenen Wohnunternehmens den Darstellungen von Bewohnerschaft und Concierge-Hausmeistern aus dem Nachbarhaus entgegenstanden. Zeigte sich daran, wie sehr Menschen dazu neigen, Unerwünschtes auf ein Gegenüber zu projizieren?

Wen Sie unbedingt kennenlernen sollten, ist Frau B. – das ist eine Freundin der verstorbenen alten Dame, von der ich die Wohnung übernommen habe. Die hat auch einen Schlüssel von meiner Wohnung, für alle Fälle. Die kennt jeden, ist sozusagen auch wie ein Hausmeister. Direkt rief er Frau B. an und sprach zu mir: Sie können sich gerne bei ihr melden. Hier ist ihre Nummer.

Gespräch mit B. Das Haus gegenüber

Frau B. lud mich zu sich nach Hause ein. Vor meinem Besuch erwarb ich beim Blumenhändler an der Leipziger eine prächtige Sonnenblume, die ich ihr als Präsent überreichte. *Na dit wär' doch aber nich' nötig gewesen!* Sie bat mich herein und ohne lange Umwege sagte sie: *Von mir aus könn' wa ,du' zueinander sagen.* Frau B. hieß auch mit Vornamen B. Sie war eine *waschechte Berliner Pflanze* und redete zu meiner großen Freude mit einer herzerwärmenden *Berliner Schnauze* immer *frei von der Leber weg*.

Beim Eintreten in B.s Wohnung war mir etwas sehr Ungewöhnliches aufgefallen: Es gab zwei Wohnungstüren. Am vorderen und am hinteren Ende des circa 30 Zentimeter tiefen Türrahmens befand sich jeweils eine Tür. Beide waren mit einem Türschloss versehen. Dazu bat ich Frau B. um eine Erklärung. *Ach weeste, diese alten Türen hier, die sind ja janz abartig. Dit is irjendwie sowat wie Hobelspäne, weeste? Irjendso'ne Hartfaser – trittste einfach ein. Im Osten haben wir uns drum ja keen Kopp jemacht. Weeste, aber irjendwie fand ick dit doof mit den Türen. Weeste dit is auch so. Ich bin ja nun niemand, der dit alles so janz jeheim machen muss. Aber du konntest ja jedet Wort da draußen hör'n, wat hier drinnen jesprochen wird, weeste? Je weiter die DDR voranschritt, desto dünner wurden die Wände. Da konnt' man sich die Wanzen sparen und vom Flure aus mithör'n. Da hab ick den Tischler mal jefragt – und da hat der einfach mal noch ne Tür vorjebaut. Dit ham janz viele hier in den Häusern. Weeste, dit is ja ooch so: Hier wohnten ja nu viele sojenannte Parteienossen. Nu stell dir mal vor – dein janzes Leben kriegste erzählt: im Kapitalismus, da haun sich die Leute wegen 'nen Appel und'n Ei die*

Köpfe ein. Und du globst dit – na, da ham die sich hier jedacht: Oh Schreck – die Mauer is uff – nu kommt der Mob!

Rundherum jab's hier damals Matsch und Dreck. Keene Infrastruktur und nüscht, nüscht, nüscht. Dit hat jedauert, bis die Jeschäfte kamen. Aber dann! Leipziger Straße, dit war ja toll! So war dit in der DDR. Tausend Modeläden, aber keen Bäcker, keene Wurst. Wir war'n ja im Osten City! Irgendwie war dit mal janz schön. Gleich nebenan is' ja Springer, damals schon jewesen. Da sollten die Stones ufftreten, beim Springer auf'm Dach. Deswejen hat die DDR die Plattenbauten hier so hinjestellt, dass da keiner hinkieken konnte, weeste?

An dieser Stelle hakte ich nach – denn ich hatte mehrmals gehört, dass es sich bei diesen hohen Häusern genaugenommen ja nicht um „Plattenbauten“ handelte. Na wer erzählt'n sowat? Dit hier is 'n Plattenbau, dit kannst mir glooben, zu 100% is dit eener!

1974 sind wa einjezogen. Erstbezug war dit. Über die Deckenhöhe, da hab ick erstmal jestutzt. Dit Niedrige und so ... Dit wa man ja aus'm Altbau nich jewohnt. Aber alle Freunde, die du hattest, kamen zum Baden, weeste? Ick hab damals dit Bad machen lassen. Ick hatte mal 'nen Freund, der war Fliesenlejer. ‚Nimm deinen Eimer Großer‘, hab ick jesacht. Und den Fußboden hab' ick neu gemacht – dit war ja Linoleum urspränglich – naja, Mensch, wer will'n dit schon? Da hat ick och Leute für. Heute musste ja für allet Kohle hinlejen. Damals jing dit so: Der eene macht dit Telefon, dann bringste mal nen Kilo Spajel mit hoch, weeste? Da lief allet übern Tausch. Inner Kneipe haste die besten Beziehungen. Hilfste mir, helf ick Dir ...

Heute jehe ick hier zu Lidl, Fleisch bei Kaiser's. Naja, du jehst ja nicht jeden Tag zum Gendarmenmarkt. Hier kann man ja nirjendwo weiter hinjehen. Naja nu, ick lebe ja nicht bloß hier. Ick jehe eher nach Prenzlauer Berg oder zu Rogacki nach Charlottenburg. Nun bin ick ja aber nicht jeden Abend auf der Piste.

Im Osten hab ick damals auf dem Balkon jeschlafen. Ick hatte da so'n Campingbett. Und früher hab ick och immer auf'm Dach jebrezelt nach meiner Schicht. Ick hatte 'nen juten Draht zu unserm Hausmeister, der hat mir dann mal 'nen Schlüssel gemacht. Och Kinderjeburtstag ham wa auf'm Dach jefeiert, mit Sackhüpfen und so, weeste? Dit war wat! Weil es fuhr ja hier nüscht. Da hab ick, wenn's warm war, draußen jeschlafen – herrlich! Da jab's Windhundredrennen auf der Leipziger. Klingt verrückt wa? Kannste mir

aber glooben! So eener mit lange Haare war dit. Dit war so'n Typ, der hatte fünf so ne Windhunde. Dann hat der die über die Straße jeschickt. Und am Ende stand dann eener und hat die Zeit jestoppt. Dann war Schluss, da war ja die Mauer, Mauerstraße. Mich hat dit anjekotzt, dass ich nur bis hierher und nich' weiter jehen konnte. Aber dann vom Mauerfall, da haste hier im Haus erstmal jar nich' viel erlebt. ‚Ey! Die Mauer is jefallen!‘ – ‚Jaja, leg dir wieda hin!‘ Naja, auf jeden Fall hab' ick immer schön draußen jeschlafen. Jetzt hab' ick jar keene Lust mehr dit Fenster uff zu lassen. Die PKWs rauschen ja einfach so wie Wasser. Rejelmäßigkeit ist weniger anstrengend als wenn ab und an mal so'n knatternder Knallkopp ankommt. Die jehen mir janz schön auf die Ketten, die mit ihr'n Motorrädern.

Da unten, wo die Zufahrt is' zu die Jeschäfte zur Belieferung – dit führte zu 'nem Tunnelsystem, dit jing weiter bis zum Alex. Jeheimgänge von der Stasi warn dit jewesen früher. So is' dit. Naja und heute wohnt da eener – bei uns da unten vorm Haus, da in der Unterführung. Haste schon jesehen? Dit wissen eijentlich alle hier im Haus. Stört ja aber keen. Wat hinjegen janz jewaltig stört, dit sind solche Leute, die Hunde ham und so. Die dann hier vor'm Haus da allet zuscheißen!

Ne Wohnung finden, dit war ja damals schwierig, genau wie heute och, weeste? Nee, eijentlich viel schlimmer ... Ick war Krankenschwester im Polizeikrankenhaus. Da jab et kleene Kontingente für die Wohnungen. Da ham wa Glück jehabt – Glück muss der Mensch haben! Diese Wohnungen haste ja eijentlich nur als Privilegierter bekommen, weeste? 90% mindestens waren Jenossen, wie die hier damals in die Neubauten einjezogen sind. Diese Wohnungen kriegtteste damals ja eijentlich nur, wenn du inne Partei warst. Hier jab's ja auch 'nen Fluchtversuch, weeste? Ne janz spektakuläre Nummer war dit: Das is eener mit so 'nem Drachen oder so wat vom Dach jesejelt ... So nah anne Grenze wohnen ham se aus solchen Gründen nich' jeden jelassen. Hier uff der Etage waren ja alle in der Partei. In diesem Haus möcht ich mal sagen, waren rund 95% in der Partei, ja. Und heute wissen die anjeblich jarnich mehr, wat dit is, weeste? Ick bin ja nun nicht so der Typ, der den Mund hält. Mensch, sag ick: ‚Du warst doch och bei den Jenossen!‘ Und denn heißt dit: ‚Nein‘ ... Meine Nachbarn, die Kommunisten – die sind ja noch immer hart links und stehen dazu. Und denn find ick dit och jut!

Honeckers Tochter, die wohnte von hier im dritten Haus. Und noch erweiterte Honecker-Familie, dit sachte man so. Und der Gysi, der is' hier och uffjewachsen. Honeckers Tochter, die is' mit Gysis Ex-Frau zusammen beim Sport. Und die beeden, die turteln dann da immer. Dit weeß ick von meinen Kommunisten-Nachbarn. Die sind dann immer janz stolz ... Eene Nachbarin, dit war so 'ne Alt-Kommunistin. ‚Da müssen se jetzt mal 'ne Fahne anmachen‘, sagte die zu mir immer am ersten Mai. Da sag ick: ‚Jeh mir nich uff die Ketten!‘ Die hatte dann immer so 'ne Fahne quer über den janzten Balkon. Die Sache war die, dass sie die dann immer janich mehr runternehmen wollte. ‚Nimm jetzt deine verfluchte Fahne da ab!‘, sag ick.

50 Quadratmeter – da hattest du jefälligst zu dritt drin zu wohnen. Für damals 96 Ostmark im Monat – dit war ja nich' viel. Ick bezahl hier heute für die Buchte 340 Euro Miete. Naja, da bleib ick doch drin, weeste? Es sei denn, ick lerne die Liebe meines Lebens kennen. Wenn du jetzt umziehen willst, bei den jepfefferten Preisen heutzutage, da zahlste mit den neuen Mietverträgen dann ja für 'ne kleinere Wohnung mehr Jeld als für die Große! – na wer will'n da noch umziehen, weeste? Wenn du irgendwo sesshaft bist, du wirst ja auch träge im Alter. Ick könnte mir nicht vorstellen, nur dit eene Zimmer zu haben. Ick kenn viele, die jerne umgezogen wären! Hier jibt dit welche, die hocken da allene inne Vier-Zimmerwohnung – Kinder lange aus'm Haus, Mann jestorben. Wenn da nur eener alleene wohnt, dit macht doch keen Sinn. Dit wär' mir doch zu unjesellig. Na, könnt man denn da nich irgendwie nen Wohnungstausch organisieren, dit muss doch jehen, weeste? Ick wollt ja mal hochziehen in den 23., nach Westen raus. Dit wär' wat jewesen! Hat dann leider nich' jeklappt aus verschiedene Gründe. Sagt mein Schwiegersohn: ‚Ach! Im Herbst haste doch eh oft Nebel. Ärger dich nicht!‘ – wo er Recht hat, hat er Recht!

Und denn wurden wir Westen! Dit Problem war ja, das dit allet nüscht jekostet hat, weeste? Daran sind die auch kaputtjenganen im Osten, dass die zu sozial waren. Energie, Transport, Verkehr, Telefon und der ganze Firlefanze – dit jabs ja frei Haus. Wenn dir warm war inne Wohnung, da haste das Fenster ufjemacht und nicht die Heizung runterjedreht ... so konnte dit ja nüscht werden. Ich bin ja nu weeß Jott keen Kommunist, ick versuche realistisch zu sein. Und im Westen, da wurde dit dann rekonstruiert, die ganze Butze hier. Dieser komische Schrank da im Flur. Da musste nu ooch

für Miete zahlen. Und den Müllschlucker, den ham die bei uns vor drei, vier Jahren kritiklos abjeschafft. Die Menschen stopften da teilweise janze Teppiche rein. Die sind doch nich' Tacho die Leute, die so wat machen!

Als denn dit große Jeschacher losjing damals, da trat dann hier unser Mieterbeiratsvorsitzender auf den Plan. So 'n großer, knapp zwee Meter mit Trenchcoat. Der hat sich immer wahnsinnig jut artikuliert, weeste? Der war ja schwul. ‚Weeste eijentlich dass ick schwul bin?‘, fragt der mich eenes Tages. ‚Nee, is mir ooch ejal!‘, hab ick jesagt, weeste? Heute is' da ja nüscht Besondret mehr dran. Regt sich da 'ne Nachbarin hier so janz künstlich auf: ‚Warum sind denn zwee Männer verheiratet?‘ – ‚Na wenn die beiden sich lieb haben, dann lasse doch!‘, sag ick. Fand die dann auch jarnisch komisch. Soll sich doch jeder jerne haben, der sich jerne haben will. Dit ist mir doch Bockwurst! Da is' doch nichts dabei.

Na, auf jeden Fall hat der dit janz jut jemacht, unsere Interessen damals zu vertreten. Hat auch diesem Halsabschneider Paroli geboten, der da die Gelder vergewaltigt, oh! Pardon! – verwaltet hat. Dieser Baron, der hier damals allet uffkoofen wollte. Jetzt haben sie ja allet zujebaut – dit nervt mich am Westen, weeste? Allet wird zujebaut. Haste dit jesehen, dit Neubauviertel hier um's Eck? Wie sieht dit denn aus, dit eene da mit den Säulen? Dit is ja duster wie im Arsch des Bärens – na entschuldije mal! Und wenn ick nu och noch so 'n Schloss sehe, wat sie wieder uffbauen ... Wenn ick mir irjendwat schlossijes vorstelle, da denk ick immer an Sissi. Wir ham ja schon seit damals hier och so 'n altet Jerümpel, wat se wiederuffjebaut ham. Dit is so 'ne alte Meilensäule. Die passt doch jarnich hierher. War wohl nen Freundschaftsjeschenk für die DDR aus Tscheschien. Weeste, wenn früher in der sojenannten Nachkriegszeit mal 'ne Ruine abjerissen wurde, dann hat man da 'ne Hand voll Samen hinjeschmissen und 'ne Bank hinjestellt – und dann haben sich da drei alte Weiber hinjesetzt und jequatscht.

Dit ist doch 'ne schöne Sache mit der Nachbarschaft hier! Ick habe hier fünf paar Schlüssel. Ooch der von K.-H. is' dabei. Der hatte seinen mal vertrullert. K.-H. is' ja in die Wohnung von verstorbenen Nachbarn jezogen. Beim ersten Mal, da fiel er mir fast inne Tür ... hat er mir seinen Schlüssel jebraucht. ‚Sagen Se mal, wollen Se jetzt hier gleich vorneüber fallen?‘, hab ick ihn da jefragt. Ick und meene Kommunisten-Nachbarn, wir wohnen ja hier zusammen wie zwee alte Latschen. Da sachste auch mal: ‚Jetzt lass

mir meene Ruhe, ick habe jetzt keene Lust' – is' ja o.k., weeste? Da vorne wohnt so eener. Ick globe der nimmt immer irjendwelche Drogen. Und denn sind och viele im Haus, die kennste eijentlich bloß von de Pakete. Hier nebenan wohnt eene Dame aus Ecuador. Da haben die Kleenen denn jequatscht und keener konnte die Sprache vom andern. Na, und denn hab ick och so meene Spezis – da rufste mal an: ‚Na lebste och noch?‘ – und denn is' jut.

Wenn da eener einsteigt in den Fahrstuhl und nicht aus'm Potte kommt, na da sag ick: ‚Bei uns sagt man juten Tach!‘ Dann waren da damals och so viele Jenossen, die sind immer rumjelaufen mit 'm Jesicht ... ‚Wat meckern Sie denn da dauern rum? Seien Se mal nicht immer so mufflig!‘, hab ick denen jesagt – ‚muffel, muffel!‘ Ick gloobe ja, manch eener, der möchte ja auch janz jerne anjesprochen werden ... Man is ja auch immer ein bisschen jehemmt und so. ‚Ach Sie wohnen auch hier, na warum sagen Se nich mal Juten Tach?‘ Und mitunter sagt och mal eener: ‚Ick muss nich Juten Tach sagen!‘ – ‚Naja, denn lassen se ma...‘ Andersherum musste och höllisch uffpassen. Das heißt's im Fahrstuhl: ‚Wissense, jetzt ist meen Mann jestorben – können sich mich nich' mal besuchen?‘ Klar denk ick, na klar. Aber die labern dich teilweise voll bis zum Get No. Früher, da hatt'n wir ja hier Etagenfeste und so, da ham se so Tapetentische hinjestellt und so, weeste? Dit jing mir aber janz ehrlich jesagt schon damals uff die Ketten.

Es sind schon imma wieda mal Bekloppte dabei. Also die Fluktuation is' schon groß im Haus. Ick hatte hier unten mal so 'nen Knaben wohnen, der war völlig durchgeknallt. Der hat wohl mehr als Joints jenommen und dann flog der hier immer so gegen die Heizung. Und dann schepperte dit hier und dann schrie der da immer so. Also, du hörst von oben und unten wat. Guck mal – dit sind ja hier Betonwände und innerhalb der Wohnung sind et ja nurnoch Jipswände. Jetzt wohnen hier unten janz normale Menschen – und da oben ooch. Und da hörste eijentlich nix. Also, ick find's nie belästijend.

Familien mit Kindern ham wa heute nich' so viel. Naja, ick würde so sagen 20% vielleicht. Weeste, als wir einjzogen sind, da war dit ja so – da ham die ja extra einen Kinderwajenraum anjeschafft. Da waren denn auch viele, viele Kinder. Die meisten hier heute sind ja alte Leute. 50% wohnen hier heute noch die, die immer hier jewohnt haben. 50% sind bestimmt so alt wie ick und älter. Älter als ick, weeste? Allet alte Leute. Und der Rest, dit sind

halt die Nachjetojenen. Dit wälzt sich jetzt erst so langsam ein wenig um. Die Alten sterben, wie dit halt so is' in der Natur. Und mit den jüngeren Leuten is' dit doch eijentlich och 'nen schönnet Zusammensein!

Man hat hier schon 'ne dolle Aussicht. Aber naja, schön is' dit nich'. Ick habe immer jebetet, dass die da nebenan nicht so hoch bauen, damals, weeste? Man könnte ja mit 'm Fernglas da rüberkieken, aber wer ist denn so pervers? Wenn von da drüben eener rüberkieken will, na da lass'se doch! Is' doch besser als mit so 'ne komische Jalousien, sich da so zuzubunkern. Na klar kiekste mal. Eenma, da dacht ick, wat macht der denn da? Da is' da unten da so eener – mir is' dit ja nun sowat von Bockwurst, was die Leute da so machen. Aber da is' so 'n Typ, der hat 'n Buch in der Hand und dreht sich so imma mit der Sonne, so, weeste? Und is' aber splitterfasernackt. Naja – jeder hat ja so seine Macke, wa? Erstmal is' dit schon so: Wenn du in einem Hochhaus wohnst und hockst hier in deener Hütte, dann merkste doch jarnich, dass da noch 100.000 Etagen drüber sind, weeste? Man kann doch aber janz eenfach in Fahrstuhl einsteigen und ‚Juten Tach‘ sagen. Oder überhaupt: Man muss doch nicht immer so rumlaufen, als wenn man da nicht dazugehört.

‚Du ick hab jesehen, du hast auf'm Balkon Tomaten‘, sacht zu mir 'ne alte Bekannte von drüben. Na klar! Ick hab da draußen Tomaten jepflanzt. Weeste, meine Enkelin is' sechse. Und ick will ja nu nich' dasse denkt, die Tomaten wachsen bei Kaisers. Oder eenen hat dit Windspiel jenervt, wat ick da hab. Da hat jemand von jegenüber mir 'nen Brief einjeworfen, ohne Namen. Naja nu – wenn ihm dit auf'n Docht geht ... Et jibt schon bekloppte Leute hier, so wie überall. Jegenüber dit Haus, dit find ick ja ziemlich anonym. Eener ist da vornehmer als der andere. Dit muss ick nich' haben, weeste? Ick hab ja jehört, da grüßen die Leute sich nichma' mehr im Fahrstuhl. Na wat is'n dit? Muss denn dit sein? Bei uns sagt man ‚Juten Tach‘!

Und weeste, naja, meen Nachbar is jesprungen. So lang is dit noch nich her. Es sind viele hier runterjesprungen. Ick kann mich spontan an fünf Leute erinnern. Weeste, ick hab ja hier so nen albernen Stuhl, wo ick rumlieje, wenn's warm is' draußen. Auf eenma kreischt eene. Erst hat es ‚rumms‘ jemacht. Da is' eener runterjesprungen und denn kam da 'ne Frau aus'm Haus und hat den da irjendwie jesehen und schrie dann so rum. Dit war dit.

Ick hab hier jestanden, mit Lockenwicklern und hab hier draußen dann irjendwat jemacht. Und uff eenma – ‚Swusch!‘ – da kam hier eener vorbeijeflogen. Dit war schon schlimm. Und dann eenmal: Da hatte meine Tochter Abitur-Mathe. Weil der fiel denn so vor ihr runter, weeste? Damals war’s ja noch möglich, seene Kinder zu enstchuldijen. Weil die war ja dann natürlich auch ’n bisschen durch ’n Wind. Dit hab ick hier och schon häufijer erlebt, ja. Ick meene mal janz ehrlich: Wennde meinst, dit jeht allet jarnich mehr – soll jeder machen, wie er will, weeste? Ick erinnere mich an een Mädchen, so ein janz junget, 17, 18, – die war mit meiner Tochter inner Schule – die war ’nu schwanger – und ihre Eltern, die fanden dit nun janz furchtbar – jeht jarnicht und so. Und denn, naja, denn ist die eben hier runterjesprungen. Da hab ick damals gesagt – um Jottes Willen!

Dieser Nachbar, dit jing mir schon een wenig ans Herz, muss ick sagen. Dit war so ’n völlig Kaputter. Der jing nich’ ein eenzijet Mal uff’n Balkon – nie jing der mal uff’n Balkon! Weeste, wenn ick denn mal Büjeln muss, is ja nu’ auch nicht jeden Tag. Aber wenn, dann mach ick dit hier draußen auf dem Flur, weeste? Dann stell ick meen Büjelbrett dahin. Und dann kam der nach Hause: ‚Mensch Frau B. – jetzt jibt et ja hier bei – ähh, naja irjendne Firma halt – für 99 Cent Pril!‘ ‚Na Mensch!‘, sag ick – ‚Schön, naja ham sie jekooft, ja?‘ – ‚Ja, hab ick jekooft!‘ sagt er, ‚Hab ick 20 Flaschen jekooft!‘ Ja nu’ stell dir dit doch mal vor! Haste 20 Flaschen so ’n Zeug. ‚Na dit haben sie aber jut jemacht!‘“ sag ick. Und dann sagt er: ‚Keener nimmt mich für voll!‘ Der hat ja mit niemandem jesprochen, bloß mit mir. Und dann war der mal im Knast. Ick saje: ‚Wo warn Se denn so lange?‘ – ‚Ick war im Knast!‘ – Ick saje: ‚Ja wat haben Se denn da jemacht? Sie sind doch jar nich so!‘ Naja er is’ schwarzjefahren. Da ham se jesagt, er muss halt soundso viel bezahlen oder er muss eben in’ Knast. Da isser eben in Knast jejangen. Komischer Typ! Vor allen Dingen war der keen Mal – keen eenzijes Mal – war der nich’ mal hier draußen auf’m Balkon! Ick saje: ‚Könn Se nich’ mal ihre Fenster putzen?‘ Ich finde dit ja eijentlich irjendwie janz widerlich! Der hat 10, 12 Jahre die Fenster nich’ jeputzt. Und als der denn da runtersprang, denn kam ja die Kripo. Naja nu, dit war denn halt wirklich ’n Selbstmord. Stell dir dit mal vor, wie kaputt du da sein musst! Und hier unten is’ ja der Kinderjarten. Da dacht ick noch, wenn die den denn nu’

morgens jefunden hätten ... Aber da hatte dann schon eener die Polente anjerufen, een Glück! Naja so war dit allet, weeste?

Zum Schluss berichtete ich B. von meinem Einsatz bei den Hausmeistern im Haus gegenüber. *Aber du bist och 'n bisschen verrückt, ne? Also ick würd' ja denken, der is' ja nich' janz dicht – oder kriminell. Na, welcher junge Mann macht denn sowas? Naja nu! Die sind janz toll die Männer! Dit is' doch eigentlich 'ne schöne Sache mit so Hausmeistern. Da jehste runter und sachst irgendwat is kaputt und denn schicken die dir 'nen Handwerker her. Ick komm ja aus'm tiefsten Osten, da Scheunenviertel, weeste? Da hat sich ja nie jemand um irgendwat jekümmert. Sehen auch nett aus die Herrn da drüben, so mit dem roten Zeug. Wie ick da mal so lang bin, da hat mich mal so eener anjequatscht. Da sach ick: ‚Wat bist denn du für eener? Meenste, dass wa uns jetzt hier irgendwie unterhalten müssen?‘ Denn er so: ‚Naja nee, müssen wa nich' – aber könn' wa jerne!‘*

B. als Gesprächspartnerin gewinnen zu können, das war ein Glücksfall! Von ihr erfuhr ich Aufschlussreiches aus der Vergangenheit und Gegenwart der hohen Häuser.

Eindrucksvoll hatte sich in den doppelten Türen das Gefühl der Unsicherheit der Hausbewohnerschaft materialisiert. Hierin zeigte sich, wie eine von Menschen angenommene Realität auf die „reale“ physische Welt wirkt.³⁵

Eine Geschichte, die auch von B. aufgegriffen wurde, ist die Sichtblockade des Unternehmenssitzes von Axel Springer durch die hohen Häuser. Wie viel Wahres daran ist, das wird bald kein Zeitzeuge mehr beantworten können.³⁶ Doch zeigte sich an diesem Beispiel, dass unsere Lebenswelten aus Geschichten zusammengesetzt sind, die auch dann in der Welt ihre Wirkung entfalten, wenn sie vielleicht nicht wahr sind.

35 Auch an dieser Stelle sei verwiesen auf das Thomas-Theorem. Thomas, W.I. (1928): 572.

36 Der Verleger Keller meinte dazu: „Dass die DDR-Führung die Hochhäuser an der Leipziger Straße als Sichtbremse gegen den ‚Lügenbalken‘ errichtet hat, gehört wohl in den Bereich politischer Legenden. Keller, W.E. (2003): 19.

Im Wohnalltag war B. die enorme Anzahl an anderen Menschen, die in dem hohen Haus mit ihr lebten, wenig präsent. Das Kommen und Gehen unter den Bewohnerinnen und Bewohnern war groß und dadurch änderte sich die Zusammensetzung der Hausgemeinschaft. Vor etwaiger Andersartigkeit ihrer Nachbarinnen und Nachbarn empfand B. keine Scheu, sprachliche Barrieren hielten sie nicht davon ab, den Kontakt aufzunehmen. Ihr ausgeprägter Pragmatismus und ihre große Offenheit gegenüber fremden Lebenswelten waren meiner Deutung nach Eigenschaften, dank derer sie mit schwieriger Nachbarschaft und konflikthaften Momenten zurechtzukommen wusste. Nicht immer ließen sich die Dinge zum Guten wenden. Unter den Nachbarinnen und Nachbarn waren immer wieder auch solche gewesen, die in so schweren Lebenskrisen steckten, dass sie mit ihrem Verhalten den Frieden der Hausgemeinschaft schwer störten.

Einen unzureichend pfleglichen Umgang mit dem gemeinsamen Raum unterstellte B. auch gewissen Hundehaltern, die ihre Tiere die Notdurft in den Grünanlagen vor dem Haus verrichten ließen, ohne die Spuren danach zu beseitigen. Der Verdacht drängte sich auf, dass unter diesen auch Bewohnerinnen und Bewohner aus dem Nachbarhaus zu finden waren ... Die Arbeit engagierter Hausmeister begriff B. generell als einen großen Gewinn für Hausgemeinschaften. Das hohe Haus gegenüber erschien ihr als vergleichsweise anonym ... – auch bei B. fand wohl eine Projektion des Unliebsamen auf die gegenüberliegende Seite statt.

Auch in diesem hohen Haus hatte es einst Etagenfeste gegeben. B. schätzte das Nachbarschaftliche in ihrem hohen Haus – fünf Schlüssel zu Nachbarwohnungen verwaltete sie. Und wieder war der Schlüssel ein Symbol, das enge Vertrauensverhältnisse einer nachbarschaftlichen Gemeinschaft kennzeichnete. Obwohl B. sehr an der Wahrung höflicher und respektvoller Umgangsformen lag, war es ihr auch ein großes Anliegen, die Kontrolle über Nähe und Distanz zu behalten. Womöglich lag darin ein Schlüssel zu guter Nachbarschaft.

Der Immobilienkönig³⁷

Über einen Artikel, in dem die hohen Häuser an der Leipziger Straße als „Goldmeile“ betitelt worden waren, war ich auf einen der größten Akteure im Berliner Wohnimmobilienhandel gestoßen. Nachdem immer wieder die Rede gewesen war von beachtlichen Preissteigerungen bei den Wohnungsverkäufen wollte ich die Einschätzung von jemandem aus der Immobilienwirtschaft einholen, der solche Geschäfte lenkte. Ich schrieb also an den Chef des Unternehmens und bat um ein Gespräch über die Frage „Was bedeutet das Wohnen für das Mensch-Sein?“ Zwei Tage später erhielt ich einen Anruf von seiner Assistentin, die mir eine freundliche Einladung aussprach.

Wissen Sie, wenn ich ein Buch in die Hand nehme, dann gucke ich mir die erste Seite an – wenn ich da zwei, drei Sätze finde, die richtig sind, dann lese ich das Buch. Sonst lege ich es wieder weg. Und so handhabe ich es auch mit Sätzen von Menschen. Ich freue mich sehr, dass wir sprechen, denn ich fand das sehr sympathisch, wie Sie mich angesprochen haben. Sie haben ja eine ganz besondere Formulierung gewählt ... ‚Was bedeutet das Wohnen für das Mensch-Sein?‘ – das ist interessant! Die Frage danach, was Raum ist und somit auch der Wohn-Raum, die ist ungeklärt. Physiker fragen sich zweifelnd, wie das alles so ist mit der Materie und mit den Räumen. Und es bleibt eigentlich nur ein Raum, ein

37 So betitelte ihn eine Tageszeitung. Aus Gründen der Diskretion wird die Quelle in diesem Fall nicht öffentlich gemacht.

wirklicher Raum übrig, von dem wir ausgehen können: Das ist der Bewusstseinsraum. Eine Wohnung, ein Wohnraum, wäre demnach eine Stütze, ein Rahmen, ein Halt und eine Hilfe für das Bewusstsein, um sich substanziell auszuformen in der Welt. Der Raum einer Wohnung oder eines Hauses bildet eine Stabilität für den Menschen. Das ist ein sehr interessanter Schritt in der Geschichte der Menschheit. Die Menschen haben zu wohnen angefangen nicht in Steinhäusern, sondern in Zelten. Dieses Raumgefühl hat sich erst über lange Zeit herausgebildet und man stand sozusagen, bildlich gesprochen, mit dem Kosmos in Verbindung. Erst durch die Steinhäuser fing es an, dass sich das Bedürfnis nach Abgrenzung verräumlichte. Das hatte eine Bewusstseinsänderung zur Folge. Umgekehrt könnte man fragen: Hat die Ursache, dass sich dieses Bewusstsein änderte, ändern wollte, zur Folge, dass man das Steinhaus gesucht und gebaut hat? Und dieses Bewusstsein, dieses ‚Selbst-Bewusstsein‘ ist das, was Menschen suchen in einer Wohnung. Sie suchen nach Antworten auf die Frage: ‚Wie kann ich mich verwirklichen?‘ Die suchen irgendetwas – sie suchen sich selbst. Das sind die wahren, die wirklichen tiefen Gründe, Immobilien zu kaufen. Und das führt zur Frage, ob dies in der Miete oder im Eigentum besser geht? Ich bin der Meinung, dass das Eigentum die bessere Wohnform gegenüber der Miete ist. Es ist nicht die Idealform.

Das Wohnen ist ein Grundrecht des Menschen. Denn wie heißt es im Grundgesetz, in der deutschen Verfassung? Von der Würde des Menschen ist die Rede – diese Dimension hat das Wohnen: die Würde des Menschen. Zur Wahrung der Würde des Menschen gehört es auch, dass wir die Luft nicht unendlich verpesten, dass wir Flüsse nicht verkaufen – und dass wir mit Immobilien nicht den Grund und Boden mitverkaufen können. Das ist meine Überzeugung. Und das, obwohl ich diesbezüglich nun anders tätig bin, in eben diesem Markt. Ich habe auch die Motivation, wirtschaftlich erfolgreich zu sein. Ich finde es legitim und richtig, dass Unternehmen erfolgreich sind und wachsen. Und ich weiß auch genau, dass ich, je größer ich werde – aus einem gewissen Bekanntheitsgrad, einer gewissen Position heraus – leichter etwas bewegen und Dinge verändern kann. Aber ich habe auch weiterhin Ego-Motive – davon will ich mich nicht freisprechen – die durchaus auch eine wirtschaftliche Stärke als einen gewissen Lust- und Egofaktor beinhalten.

Doch bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass es eigentlich besser wäre, wenn der Boden, der Grund und Boden, nicht verkauft würde. Dass zwar gewisse Pacht, Erbpacht und Erbbaurechtsverträge zu schließen sind, der Boden selbst aber niemandem gehören sollte. Ist es überhaupt moralisch vertretbar, mit Wohneigentum zu handeln?, fragte er, faltete die Hände und machte einen bedeutungsschweren Gesichtsausdruck. Man muss mit Wohnraum anders handeln, sollte man anders handeln, müsste man anders handeln, ja ... Da ist ein Unterschied. Dieser Unterschied ist mir erstmalig richtig bewusst geworden, durch eine Demonstration, die es mal gegen mich gab. Sechs, acht, vielleicht zehn Jahre ist das her – da standen damals ein paar Leute hier an der Straßenecke drüben. Und die hatten so ein Plakat und darauf stand: ‚Wohnen ist keine Ware‘. Da habe ich gedacht – ja, das stimmt. Da ist es mir bewusst geworden. Ich wollte runtergehen und sagen: ‚Ja, ihr habt recht! Lasst uns mal zusammensetzen und diskutieren drüber.‘ Konnte ich dann nicht machen, weil das ganz aggressive, linksradikale Leute waren, die überhaupt gar nicht reden wollten. Doch ich habe darauf wirklich versucht, die zu kontaktieren, weil ich ein Interesse hatte, mit denen zusammen am Tisch zu sitzen. Das hat aber nicht geklappt. Die wollten nicht mit mir sprechen. Doch darauf haben sich dann meine Gedanken aufgebaut: Was ist denn das Wohnen? Was ist denn Selbstverwirklichung? Bis ich heute dazu kommen würde zu sagen: Wohnen ist die Frage des Bewusstseins – und zählt damit zur wichtigsten Aufgabe des Menschen. Ich bin persönlich ein Vertreter dessen, dass jeder Deutsche eine eigene, ihm persönlich gehörende Wohnung benötigen würde. Gerne im Erbbaurecht, aber das Gebäude oder ein Teil eines Gebäudes, sollte ihm selbst gehören. Für die, die gar kein Einkommen haben – für solche Menschen muss der Staat sorgen. Das tut er auch, da gibt es ja Sozialbau-Wohnungen. Und die zahlen dann eine Miete. Wenn das Wohnen ganz dem Staat gehören würde, dann hätten wir eben Sozialismus. Und dann wüssten wir eben, dass gar nichts funktioniert. Das ist leider so. Denn der Staat kann gar nicht mit Geld umgehen, das wissen wir. Es gab noch keinen Zyklus in der Immobilienwirtschaft, in dem der Staat mit seinen Immobilien, seinem Eigentum, auch nur annähernd klug, wirtschaftlich umgegangen wäre. Spätestens wenn der Staat wieder klamm ist, verscheuert er die Sachen wieder – und zwar genau an den Falschen, an den Meistbietenden. Und das ist immer falsch. Je niedriger die Einkommenssituationen

sind in den Bevölkerungsschichten, desto größer ist – das ist meine Erfahrung – der Wunsch, im Eigentum zu sein. Weil das Eigentum natürlich eine Substanz, eine Sicherheit, eine Basis, ein Schutz ist in dieser Welt. Doch werden die Vorschläge, die wir machen, aus ideologischen Gründen – das jetzt gerade ganz besonders stark – abgelehnt.

Ich sprach die Hochhäuser an der Leipziger Straße an.

Die Leipziger Straße – als Goldmeile? Ja, die Leipziger Straße, das ist interessant. Die Leipziger Straße sehe ich extrem positiv. Weil das eine große laute Straße ist, die sich als Straße, als Boulevard oder als Ader durch Berlin noch nicht gefunden hat. Die hat noch kein einheitliches Bild, die hat noch keine Identität, die hat noch keine Funktionalität entwickelt, sodass man jetzt sagen könnte, das ist eine Shopping-Straße oder das ist eine Bürostraße, die eine Branche oder ein bestimmtes Thema innerhalb Berlins vertritt. Aber sie ist so zentral, sie verbindet dermaßen zentrale Punkte – vom Potsdamer Platz über den Leipziger Platz und dann die Berührung des Gendarmenmarktes, die historischen Gebäude, die Überquerung des kleinen Kanals – ich weiß gar nicht, was das für ein Kanal da ist – und mit seiner Biegung, die geht ja eigentlich so im Halbkreis herum um das Zentrum der Stadt ... Es wird noch eine ganz spannende Straße. Da wird man in 10 Jahren sagen, wieso hat man diese Straße nicht gesehen? Heutzutage hat man ein bisschen Sorge mit so großen Straßen, die so laut sind. Aber die ganze Bautechnik im Bürobereich – mit Isolierverglasung und so weiter – sowie auch die neuen Mobilitätsformen, das wird künftig an lauten Straßen viel möglich machen. Natürlich erlauben breite Straßen sehr weite Blicke. Und das wird kommen – und dann wird sich auch die Identität dieser Straße bilden.

Ähnlich kennen und wissen wir es längst von der Torstraße: Eine der grauenhaftesten Straßen ist das mal in der Vergangenheit gewesen. Ich muss es wirklich zugeben, dass ich die Torstraße verpönt habe, lange noch als es eigentlich schon sichtbar war, dass sie mal eine steile Karriere machen wird. Und jetzt ist sie in aller Munde, die Torstraße. Ich finde das sehr schön, dass es solche Identitäten gibt von Straßen, ja – von Stadtteilen, von Plätzen kennt

man das ohnehin – aber Straßen ... das ist etwas ganz Großartiges, denn eine Straße verbindet Orte, Themen und Menschen.

In diesem Zusammenhang hat Berlin mehr als eine Chance, weil die Stadt eben viele relativ hässliche Straßen hat. Die können sich toll entwickeln. Und wenn sie bei so einer Top-Location wie der Leipziger Straße sind, dann wird sich das dort entwickeln – das kann man absehen. Diese sehr, sehr schönen Hochhäuser haben ein bisschen ihre Chance verpasst. Sie sind nämlich mal als Eigentumswohnungen verkauft worden – nicht durch uns – und sind nicht so revitalisiert worden, wie man es eigentlich hätte machen können und sollen, um jetzt wirklich in die Zukunft zu gehen. Sie sind sehr, sehr preiswert verkauft worden in einem Momentum, als man das nicht so eingeschätzt hat, dass das mal ein großartiger Standort sein wird. Entsprechend sind sie eben nicht so großartig geworden. Da hätte man natürlich optisch mit der Fassade noch mehr machen können. Aber auch innen hätte man mehr machen können. Ich finde die sehr, sehr gut. Die Häuser sind sehr, sehr gut. Die stehen eigentlich gut. Es sind schöne Klötzer, schöne Bauklötzer kann man sagen. Die haben tolle Formate, eine schöne Tiefe und stehen sehr sicher und gut da. Aber da hätte man natürlich optisch was machen können. Das ist nun halt verpasst.

Schließlich stellte ich ihm die Frage vor, die mich leitete:

„Wie können wir unsere Städte als Orte erhalten und weiterentwickeln, an denen wir uns einander in Frieden fremd sein können, ohne es zu müssen?“

Es ist ja diese spannende Frage, die es uns erlaubt, gemeinsam über diese Frage und das Thema nachzudenken. Das ist ja das Entscheidende. Nicht, dass wir eine Antwort finden, sondern dass wir einen Blick auf die Möglichkeiten unserer Gesellschaft werfen. Einmal fällt mir auf, dass viele Menschen in der Stadt dieses ‚in Frieden fremd sein‘ sehr genießen. Zum Beispiel Menschen, die aus kleineren Städten kommen, die aus Dörfern kommen. Ich selbst bin auch eher in einer Kleinstadt großgeworden. Fast auf'm Dorf, könnte man sagen. Dort ist es so gewesen, dass jeder Bewohner dieses Dorfes von eigentlich jedem alles wusste. Weil die alle miteinander gesprochen haben und das eben auch, wie das so üblich ist, nicht nur im positiven Sinne, sondern auch im negativen

Sinne – Tratsch und Klatsch. Dass man so über andere Menschen redet, das fühlt sich ja nicht unbedingt angenehm an.

Angenehm fühlt sich ein persönliches Gespräch an. So etwas, wie es Goethe beschreibt in seinem Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie. Darin wird gefragt: ‚Was ist erquicklicher als das Licht?‘ Gefragt mit dem Hintergedanken, dass es doch eigentlich nichts Erquicklicheres gibt als das Licht. Doch dann sagt Goethe in dem Märchen: Das Gespräch.

Ein solches Gespräch mag vielleicht auch in den Dörfern zu finden sein, aber es ist schon viel Klatsch und Tratsch da. Und eben das ist es, weshalb viele flüchten aus den kleinen Städten und in eine große Stadt gehen, wo man eine gewisse Anonymität hat. Wo man rausgehen kann und sich kleiden kann, wie man will, denken kann, wie man will, reden kann, wie man will ... vielleicht Gleichgesinnte findet oder auch nicht. Aber man kann ganz so sein, wie man ist – ohne beäugt zu werden, ohne ... sich unwohl zu fühlen. Das ist ein Freiheitsmoment, den große Städte schon immer hatten. Ob das nun die Andersdenkenden waren, oder ob das einfach Menschen waren, die für sich leben wollten und eine gewisse Isolation auch als Freiheit empfunden haben. Ich würde sagen, das wird gesucht in der Stadt. Trotzdem liegt in diesem Wort: ‚in Frieden fremd‘ fast noch ein bisschen mehr, wenn Sie es so fragen. In Frieden fremd zu sein – ja, ich finde das sehr schön formuliert: In Frieden fremd zu sein. Das trifft irgendwas. Ja, da liegt so etwas wie Respekt darin. Dass man jemanden trifft, ganz freundlich sagt ‚Guten Tag‘, aber nicht unbedingt versucht, sich anzunähern – sondern es gibt einen Abstand, der auch sehr angenehm sein kann. In Frieden fremd ... können und nicht müssen. Also, das ist erstmal das Eine, die eine Seite. Die Kehrseite davon ist eine Form der Anonymität, in die viele Menschen in der Stadt regelrecht hineinfallen. Der Mensch bedarf der Zuwendung, des erquicklichen Gesprächs. Wir leben in einer oberflächlichen Welt, die dazu nicht erzieht. In unserem Multitasking findet alles gleichzeitig und alles ein bisschen zerstreut, ein bisschen oberflächlich statt. Das sehr tiefe möglichst vollständige Zu-Hören, Zu-Lauschen, Zu-Fühlen – dies einzusetzen im Gespräch mit Menschen, das ist etwas, was jeder Mensch, so glaube ich, sucht – und was ganz, ganz wichtig ist. ‚In Frieden fremd sein‘ finde ich einen ganz tollen Titel, der auch eine viel größere Dimension hat, als nur rational gedacht ...

Weil wir in dieser Welt auch fremd sind. Und wenn wir schon fremd sind, wie könnten wir dies in Frieden sein? Wir sind fremd in dieser Welt, aber wir sind nicht in Frieden. Wir sind in Hass und Feindschaft. Das ist ganz wahnsinnig traurig. Ich bin manchmal auch erschrocken über die vielen Menschen in einer Stadt. Ja, wenn ich so viele Menschen sehe ... – eigentlich habe ich das Gefühl, man müsste mit jedem Menschen in irgendein Verhältnis treten. Weil man letztendlich in einem Verhältnis ist. Aber ‚in Frieden fremd‘ ist sehr schön – auch eine gewisse Distanz zu Menschen zu haben ...

Wenn ich manchmal über die Straße gehe und ich sehe Gesichter oder Menschen, die Persönlichkeiten sind, besondere Persönlichkeiten sind oder mir als solche auffallen, dann nicke ich denen auch zu – ob ich die kenne oder nicht. Das schafft meines Erachtens so ein bisschen einen Übergang von dieser anonymen Welt hin zu ‚in Frieden fremd‘. Man kann sich fremd sein, aber es ist doch friedlich. Eben auch die Möglichkeit in Kontakt zu treten liegt darin, eine Offenheit. Das Anonyme kippt leicht in das Aggressive. Fast scheint es mir so zu sein, dass das wie so eine Kette ist: Aggressiv – alleine – dann: sich anonym fühlen. Dann kommt: In Frieden fremd – eine Offenheit – die Möglichkeit der Grenzüberwindung. Dass diese unterschiedlichen Menschen sich plötzlich anfreunden können, das finde ich einfach genial. Das ist es doch, das auch in den Städten das Thema ist: Dass es so ganz spezialisierte Gruppen gibt – die sich nur in ihrer Gruppe treffen, sich nur unter 100% Gleichgesinnten austauschen. Aber wenn die Menschen dann innerhalb ihrer Gleichgesinnung doch Unterschiede feststellen, dann fangen sie schon wieder an, sich darüber zu streiten. Sodann braucht es eine Offenheit zur Grenzüberwindung hin zum Anderen, zum Andersartigen – sodass sogar derjenige, der eigentlich gar keine Freundschaft, keine Gemeinschaft sucht, diese plötzlich dennoch finden kann. Dann, so würde ich sagen, kommt ... das Gespräch. Das Gespräch ist, glaube ich, das, was den Gegensatz überwinden, jede Polarität überwinden, jede Dualität überwinden kann: eine Gesprächskultur.

Ein weiteres Mal hatte eine Frage die Tür geöffnet. Die Expertenmeinung des Immobilienkönigs zur Entwicklung der Leipziger Straße bestätigte die Mutmaßungen der Bewohnerschaft der hohen Häuser. Doch weit darüber

hinaus hatte sich das Zuhören gelohnt – ein gutes Gespräch hatte sich ergeben. In vielen seiner Gedanken stand er anderen Akteurinnen und Akteuren in dieser Arbeit auf bemerkenswerte Weise nahe. Der roten Faden meines Erkenntnisinteresses zog sich mit unerwarteter Deutlichkeit auch durch diese Begegnung.

Zusammenfassung: Ost

An dieser Stelle finden sich die Erkenntnisse aus dem zweiten Teil der Einmischenden Beobachtung so zusammengefasst, dass sich darüber im Verlaufe eines Zusammentreffens im Foyer erzählen ließe: Das Winken mit dem Schlüsselbund war eine Geste des Nachbarschaftlichen. Schlüssel spielten für die Organisation nachbarschaftlichen Lebens eine bedeutende Rolle. Die Hausmeisterloge war ein Brennpunkt nachbarschaftlicher Interaktion und hatte eine wichtige soziale Funktion für die Hausgemeinschaft. Oft traten Bewohnerinnen und Bewohner an die Schwelle zur Loge, um eine kurze Unterhaltung zu führen. Es waren ritualisierte Handlungen, mit denen die Beziehung zwischen der Bewohnerschaft und den Concierge-Hausmeistern aufrechterhalten wurde. Dass sich die Menschen gelegentlich austauschten, war besonders wichtig für die Gemeinschaft im Haus. Dafür brauchte es Anlässe. Eine Vielzahl kleiner Interaktionen führte in der Summe dazu, dass die Verbindungen innerhalb der Bewohnerschaft nicht brüchig wurden. Im Hausalltag standen die Concierge-Hausmeister für eine Vermittlung des Nachbarschaftlichen und leisteten damit wichtige Verbindungsarbeit.

Während der Gesprächssituationen hatte ich mich zumeist zwischen dem Diensthabenden und der Bewohner- oder der Besucherschaft befunden – die Kommunikation der Menschen war in diesen Situationen deshalb seltener direkt an mich gerichtet gewesen. Diese Forscherrolle war in gewisser Weise eine Ergänzung des Concierge-Hausmeisters

und ähnelte einer bereits vorhandenen Funktion innerhalb des sozialen Gefüges. Dieser Ansatz stand somit einer Form der teilnehmenden Beobachtung näher, als der Forschungseinsatz im Fahrstuhl. In diesem Zusammenhang zeigte sich ferner: Auch der Effekt der Irritation trat etwas weniger stark zutage. Die Mitarbeit an einer räumlichen Schlüsselstelle im Haus ermöglichte unumwunden tiefe Einblicke in Themen, die die Bewohnerinnen und Bewohner bewegten. Der Lerngewinn für die Methode der Einmischenden Beobachtung lautet: Sichtbar einen Beitrag zur Instandhaltung des Wohnumfeldes zu leisten, sichert das Wohlwollen der Bewohnerschaft eines Hauses und steigert deren Gesprächsbereitschaft.

Ende

Nachbarschaft in hohen Häusern

Nah beieinander wurden die Türme in der Mitte Berlins einst errichtet, doch durch Gewalt getrennt standen sie sich jahrzehntelang an der Ost- und der Westseite der Berliner Grenze gegenüber. Die hohen Wohnhäuser sind das Zuhause vieler, vieler Menschen und prägen deren nachbarschaftliches Neben-, Über-, Unter-, Gegen- und Miteinander. Durch die Methoden der Einmischenden Beobachtung wurden zahlreiche Geschichten von den Grenzen des Miteinanders in Erfahrung gebracht.

West Den hohen Häusern am Halleschen Tor haftete der Ruf an, ein sogenannter *sozialer Brennpunkt* zu sein. Deutet man diesen Begriff in dem Sinne, dass zwischen den Menschen Streit entflammt, so fand sich dies bestätigt. An Konflikten herrschte zu der Zeit dieser Forschung im Haus kein Mangel. Als diese Wohnhochhäuser in West-Berlin entstanden waren, wurden sie zunächst überwiegend von Haushalten der Mittelschicht bewohnt. Über die Jahre haben die Häuser eine Entwicklung zu einem benachteiligten Wohnquartier durchgemacht. Aufgrund des mangelhaften baulichen Zustandes wurde von Teilen der Bewohnerschaft gemutmaßt, das Haus sei womöglich dem Abriss geweiht. Unsauberkeit und Unsicherheit, viel Lärm, viel Dreck und erhöhte Kriminalität – besonders denen, die schon lange hier lebten, stellte sich die Entwicklung ihres Wohnhauses als eine Geschichte des Niedergangs dar. Die allgemeine Verschlechterung des Wohnumfeldes war auch Ausdruck einer Umbruchsituation, die in den 1990er Jahren eingesetzt hatte: die Einführung der Fehlbelegungsabgabe leitete den Wegzug vieler Haushalte ein, deren finanzielle Voraussetzungen sich verbessert hatten. In der Folge erhöhte

sich der Anteil ökonomischer schwacher Haushalte und die hohen Häuser wurden zu einer Anlaufstelle für die Schwächsten auf dem Wohnungsmarkt. Darunter waren vermehrt auch Menschen, deren abweichende Verhaltensweisen Konflikte im Zusammenleben heraufbeschworen.

Die Wohnungen wurden als zweckmäßig, gut geschnitten und von Licht durchflutet beschrieben. Je höher das Stockwerk, desto mehr wurde die weite Sicht über die Stadt gerühmt. Viele Menschen gaben an, sehr gern in ihren Wohnungen zu leben. Manche setzten sich tatkräftig dafür ein, das Wohnumfeld zu verbessern. Die Idee der Anstellung eines Concierge war laut der Aussage der Bewohnerschaft bereits mehrfach an die Hausverwaltung herangetragen worden. Dies unterstrich den Wunsch nach mehr wertschätzendem Verhalten gegenüber dem hohen Haus.

Kennzeichen der Verwahrlosung fanden sich vor allem in den Treppenhäusern. Der Zustand der Flure auf den Wohnetagen wiederum variierte stark. Während auf manchen Müll und Elektroschrott vor den Wohnungen lagerten, waren andere in bester Ordnung. Es fanden sich Bewohnerinnen und Bewohner, die ihre eigene Wohnung in größter Sauberkeit hielten, aber vor der Türe im gemeinsamen Korridor Unrat anhäuften. Dieser Raum außerhalb der eigenen Wände war ihnen offenbar nicht wichtig. Wie sollte man dies anders interpretieren, als dass diese Menschen ihrem Verhältnis zum Haus und zur Hausgemeinschaft keine große Bedeutung beimaßen? Vereinzelt waren unter den Menschen im Haus auch solche anzutreffen, deren konfliktreiches Verhalten nicht hinreichend durch einen Mangel an Kommunikation oder kulturelle Verschiedenheiten erklärt werden konnte, sondern das gegen das sittliche Empfinden eines jeden vernunftbegabten Menschen verstoßen musste. Die Unzufriedenheit darüber wurde von einigen deutlich geäußert. Wenn in der unmittelbaren Erfahrung der Bewohnerinnen und Bewohner bestimmte Probleme gehäuft auf ähnliche Verursachergruppen zurückzuführen waren, dann war es doch nur all zu menschlich, wenn die Leidtragenden dies ohne Umschweife zur Sprache brachten. Der Ärger von Menschen über augenscheinliche Missstände in ihrem Wohnumfeld sollte nicht vorschnell verallgemeinernd zu einem Akt der Fremdenfeindlichkeit erklärt werden, nur weil eine Gruppe von Menschen mit Migrationshintergrund als Urheber eines Ärgernisses benannt werden. Denn solch Vorwürfe fußen zuweilen selbst auf einem

Vorurteil. Ein solches Urteilen, das der Erfahrung entbehrt, bringt das friedliche Fremdsein in der Großstadt ganz grundsätzlich in Gefahr. Konflikte verschwinden nicht, wenn man so tut, als gäbe es sie nicht. Es ist mitunter eine schmale Grenze, die zwischen gerechtfertigtem Ärger und sich verfestigender Feindseligkeit verläuft. Trotz der unleugbaren Schwierigkeiten verhielt sich vieles im Miteinander der Bewohnerschaft doch weit besser, als es den Zeitungsberichten nach zu erwarten gewesen war. Das zeigte, dass auch mit Worten Gebäude kaputtgemacht werden können.¹ Im Verlaufe meines Forschungsaufenthaltes wurde bekanntgegeben: Das hohe Haus würde von der landeseigenen Wohnungsbaugesellschaft saniert werden.

Es existierten in diesem Hochhaus verschiedene Netzwerke: Einige ältere Erstbewohnerinnen und -bewohner lebten im Haus, die untereinander eng vernetzt waren. Es lebten viele Familien mit türkischen Wurzeln im Haus und auch größere arabische Familien. Zu meiner Überraschung gab es nicht wenige, die polnische oder russische Wurzeln hatten. In den letzten Jahren hinzugekommen war ein jüngeres Publikum, das sich den Begriffen „Pioniere“ und „Gentrifizierer“ aus Gentrifizierungsdiskursen zuordnen ließ. Die Fahrstuhlgespräche hatten aber gezeigt, dass zudem noch jede Menge andere Menschen im Haus lebten. Dennoch gab es in der Bewohnerschaft das Bewusstsein, dass sich verschiedene Gruppen fanden im hohen Haus. Es gab den „Alten Kern“, genauso wie die hippen jungen Leute, die einander mehr oder minder als ihresgleichen ansahen und es gab mehrere türkische Familien, die untereinander befreundet waren. Ferner war deutlich geworden, dass es innerhalb dieser Gruppen, die ja nur anhand einzelner Eigenschaften angenommen werden konnten, eine Vielfalt an verschiedenen Lebensentwürfen existierte. Und es fanden sich trotz übereinstimmender Merkmale auch Haushalte, die nichts miteinander zu tun hatten. Welches im Einzelnen die Faktoren sind, die unter Erwachsenen die Ausbildung von Freundschaft und Bekanntschaft

1 Danke an Tim Rieniets, von dem ich mir diese Formulierung ausgeliehen habe.

begünstigen oder nicht, dies behandelt die soziologische Netzwerktheorie ...²

Dass das Leben im hohen Haus anonym sei, das war innerhalb der Hausbewohnerschaft am Halleschen Tor nur ein einziges Mal erwähnt worden – eine Aussage, die sich alsbald als ein Vorurteil entpuppte, welches die Neu-Bewohnerin offenbar mitgebracht hatte. Überaus verblüffend war, dass den hohen Häusern der Vorwurf der baulich bedingten Anonymität gerade auch von denen angetragen worden war, die sich professionell tagtäglich mit ihnen und ihrem Umfeld beschäftigten und die es besser wissen müssten. Mit dem nachbarschaftlichen Leben der Menschen waren solche Behauptungen nicht in Einklang zu bringen. Die bauliche Struktur des hohen Hauses war kein Hemmnis für die Ausbildung enger nachbarschaftlicher Beziehungen. Nicht zuletzt die Etagenfesten früherer Zeiten belegten dies sehr eindrücklich. Worin den Aussagen zufolge ein Problem für das Nachbarschaftliche bestand, das waren Wohnungen, in denen undurchsichtige Wohnverhältnisse herrschten. Solche Fälle verunsicherten die Nachbarinnen und Nachbarn. Für die zwischenmenschliche Sphäre des Nachbarschaftlichen ist besonders die Erkenntnis wichtig, dass es innerhalb der Hausgemeinschaft einzelne Charaktere gab, die als „Brückenbauer“ Verbindungen zwischen den Parteien schufen. Nicht jeder wünschte den Austausch – doch wo in der großen Stadt war das anders?

Ost Die hohen Häuser an der Leipziger Straße galten zu DDR-Zeiten als ein Wohnort der Elite. Nach der Wiedervereinigung waren sie heruntergekommen, wurden saniert und in Eigentumswohnungen umgewandelt, die sich wachsender Beliebtheit erfreuen – was sich in den kräftig gestiegenen Kaufpreisen widerspiegelt. Über den baulichen Zustand der hohen Häuser mutmaßte einer der Concierge-Hausmeister, sie könnten ohne Weiteres noch viele Jahrzehnte überdauern. Außerordentliche Sauberkeit und ein hohes Maß an Sicherheit prägten den Eindruck. Besonders den langjährigen Bewohnerinnen und Bewohnern, die nach der Wiedervereinigung die Gelegenheit hatten ergreifen können, die von ihnen

2 Ein wichtiger Artikel ist in diesem Zusammenhang: Granovetter, M. (1973).

bewohnte Wohnung zu sehr günstigen Konditionen zu kaufen, stellte sich die jüngste Entwicklung ihres Wohnhauses als eine Geschichte des Aufstiegs dar. Andere wiederum sahen sich heutzutage mit steigenden Wohnkosten und der Furcht vor Verdrängung aus ihren Wohnungen konfrontiert. Die Wohnungen waren begehrt und konnten bestens an verschiedene Lebensentwürfe angepasst werden, denn die Bauweise gestattete eine sehr große Flexibilität in den Wohnungsgrundrissen. Die frisch gestrichenen Nottreppenhäuser dienten auch zur sportlichen Ertüchtigung. Der Weitblick aus den begehrten Wohnungen der obersten Stockwerke reichte bis hinaus über die Stadtgrenzen. Die meisten lebten sehr gern in den hohen Häusern. Unter den Eigentümerinnen und Eigentümern gab es zahlreiche, die sich nach Kräften einsetzten für den Erhalt und die Verbesserung des Wohnwertes. Die Unterhaltung eines 24-Stunden-Concierge-Hausmeister-Services ist ein Ausdruck dieser wertschätzenden Einstellung.

Im Haus existierten verschiedene Netzwerke: Ein großer Anteil lebte seit dem Erstbezug in der DDR-Zeit hier und hatte inzwischen ein hohes Alter erreicht. Diese Menschen kannten sich untereinander. Die weitere Hausbewohnerschaft war außergewöhnlich heterogen zusammengesetzt. Es fanden sich viele verschiedene Nationalitäten mit unterschiedlichsten Lebensentwürfen und Wohlstandsniveaus im Haus versammelt. Diese Mischung an Menschen, die hier Tür an Tür lebte, war womöglich auch Ausdruck einer Umbruchsituation, wenn nicht einer Abfolge von Umbrüchen. Nach dem Mauerfall warteten die hohen Häuser zunächst ein paar Jahre auf die Sanierung. Nach mehreren Weiterverkäufen, einer umfangreichen Instandsetzung und schließlich der Überführung in kleinteilige Eigentumsverhältnisse vollzog sich erneut ein Wandel. Gleichzeitig gewann Berlin-Mitte wieder an Bedeutung, sodass auch der Wohnstandort „Leipziger Straße“ wieder interessanter wurde.

Etwa die Hälfte der Wohnungen wurde heute von den Eigentümerinnen und Eigentümern selbst bewohnt. Manche von ihnen hatten einst ihren Wohnraum für verhältnismäßig geringe Geldbeträge erworben. Wer erst in den letzten Jahren eine Wohnung gekauft hat, der hatte dafür meist tief in die Tasche greifen müssen. Vergleichbar verhielt es sich mit den Mietniveaus: Es gab aus DDR-Zeiten verbliebene Mietparteien mit geschützten Mietverträgen, die zu außerordentlich günstigen Bedingungen hier lebten.

Der Rest zahlte von sehr wenig bis sehr viel Miete. In manchen Wohneinheiten lebten viele Menschen auf engem Raum, in anderen wenige auf ausgedehnter Fläche. Während es Anfang der 1990er Jahre Leerstände gab, weil zu wenige Menschen die hohen Häuser bewohnen wollten, gab es zum Untersuchungszeitpunkt unbewohnte Wohnungen, weil diese als reine Geldanlage erworben waren und an der Vermietung kein Interesse bestand.

Mancherlei Vorurteil wurde gepflegt: Gegenüber den Bewohnerinnen und Bewohnern aus dem Haus direkt nebenan, besonders aber gegenüber denjenigen der hohen Häuser am Halleschen Tor; oder aber denjenigen, die keiner Erwerbsarbeit nachgingen und gleichwohl auch denjenigen mit sehr viel Geld; denjenigen mit ausländischen Wurzeln; denjenigen, die ihre Nachbarschaft überwachten; denjenigen, die nie da waren; denjenigen, die schon sehr lange im Haus lebten und denjenigen, die neu hinzukamen. Und für viele im Haus waren derlei Dinge unerheblich.

Dass Wohnhochhäuser aus den 1970er Jahren im Allgemeinen als Wohnsitz gesellschaftlich benachteiligter Menschen gelten, war ein Thema, das auffällig häufig angesprochen wurde. Es lag nahe, dass den Bewohnerinnen und Bewohnern deshalb an der Berichtigung dieser falschen Annahme lag, denn eine solche Herabwürdigung ihres Wohnhauses stand in Opposition zu dem positiven Bild, das sie selbst von ihrer Wohnsituation hatten. Letztlich ging es in Streitigkeiten über den sozialen Status eines Wohngebäudes um die Reputation seiner Bewohnerschaft. Eine negative Darstellung des Wohnortes durch Andere ist in diesem Sinne unabwendbar eine sehr persönliche Sache.

Alles in allem funktionierte das Zusammenleben so vieler verschiedener Menschen ziemlich gut. Zwischen all den verschiedenen Lebenswelten fungierten die Concierge-Hausmeister, soweit sie es vermochten, als Vermittler und als „Brückenbauer“. Nicht jeder wünschte den Austausch – doch wo in der großen Stadt war das anders?

Gegenüberstellung Weshalb standen die hohen Häuser an der Leipziger Straße im Vergleich zu denen vom Halleschen Tor offensichtlich so viel besser da? Die Vermutung drängt sich auf, dass die Antwort darauf vornehmlich in den Eigentumsverhältnissen zu suchen war. Für die Besitzenden von Wohnraum ist die Erhaltung des Wohnwertes verbunden mit der Erhaltung des ökonomi-

schen Wertes. Und da ein großes Haus viel Arbeit macht, sorgten die Concierge-Hausmeister in ihrem Auftrag für geordnete Verhältnisse.

Am Halleschen Tor gab es zwar sowohl einen Sicherheits- als auch Reinigungsdienst, doch kam deren wechselnde Mitarbeiter-schaft nur gelegentlich ins Gebäude. Einen 24-Stunden Concierge-Hausmeister-Service zu unterhalten, das muss man sich leisten können. Dass eine Eigentumsgemeinschaft im Gegensatz zu einem städtischen Wohnungsunternehmen eher fähig und willens war, die nötigen finanziellen Mittel dafür aufzubringen, lag auf der Hand. Doch dies allein vermochte als Erklärung nicht auszureichen – waren doch die Häuser am Halleschen Tor als reine Miets-häuser einst ebenfalls gut gepflegt gewesen, wie die Bewohner-schaft überzeugend berichtete. Dass dem heutzutage nicht mehr so war, lag allem Anschein nach darin begründet, dass zu viele Menschen dort wohnhaft waren, die es entweder aus eigener Kraft nicht vermochten, ihren Mitmenschen gute Nachbarinnen und Nachbarn zu sein – oder es nicht wollten. Eine zu hohe Konzen-tration an Menschen in schwierigen Lebenslagen, verkräftet eine Hausgemeinschaft nicht. Doch das rechte Maß für eine funktionierende Nachbarschaft wird sich schwerlich in Prozentwerten ausdrücken lassen. Eine umsichtige Belegung von Wohnungen und ein tatkräftiges Team an Hausengestellten erhöhen aber mit Sicher-heit die Wahrscheinlichkeit eines guten Gelingens des Nebeneinan-ders vieler verschiedener Menschen.³ Die Concierge-Hausmeister würden vermutlich antworten, dass die Leute sich mit ihrem Haus identifizieren müssen.

Gedanken über Architektur und menschliches Verhalten Was braucht es, damit sich Menschen verantwortlich fühlen für den Raum, der sie umgibt und in dem sie leben? Am Umgang mit dem gemeinsamen Raum zeigte sich meiner Einschätzung nach eine falsche Annahme oder unerfüllte Hoffnung des Städtebaus der Nachkriegsmoderne – die Vermutung nämlich, dass es für friedliche Nachbarschaften in einer demokratischen Gesellschaft genüge, viele Bürgerinnen und Bürger in schönen Räumen eines gemeinsamen großen Hauses zu beheimaten. Doch solange diese

3 Vgl. Bührig, S. (2020): 84f.

nicht darin übereinkommen, sich aus Vernunft selbst zurückzunehmen, wird wohl keine Bauweise es vermögen, sie zu diesem wünschenswerten Verhalten zu bewegen. Nur in begrenztem Maße können gesellschaftliche Problemlagen durch räumliche Gestaltung behoben werden.⁴

An Beispielen großer Wohnbauten der Nachkriegsmoderne, die zu Problemfällen wurden, mangelt es nicht. Es lohnt darum, den Blick auf jene großen Wohngebäude unter ihnen zu richten, denen ein schwieriges Schicksal beschieden war und denen eine Kehrtwende gelang. Das „Pallaseum“, auch als „Sozialpalast“ bekannt, ist so ein Fall: Die Zustände in dem großen Gebäuderiegel mit 514 Wohnungen aus den 1970er Jahren hatten sich um das Jahr 2000 dermaßen zugespitzt, dass sich viele für dieses von Kriminalität, Leerstand und Verwahrlosung geprägte Gebäude nur noch den Abriss vorstellen konnten. Eine außergewöhnlich engagierte Hausverwaltung vermochte es jedoch, durch eine umsichtige Belegungspolitik und den Einsatz einer Stammbesetzung an Fachleuten, das Ruder herumzureißen. Heute werden dort für die Wohnungen aufgrund der Vielzahl an Interessierten Wartelisten geführt.⁵ Eine Lehre, die daraus zu ziehen ist: Umso mehr Menschen an einem gemeinsamen Ort leben, umso mehr Aufwand muss betrieben werden zu seiner Instandhaltung. Es macht Sinn, in gutes Personal zu investieren, denn die Chancen stehen gut, dass dies nicht nur das Wohlbefinden der Bewohnerschaft steigert, sondern sich auch in ökonomischem Gewinn auszahlt. Durch eine achtsame Belegung von Wohnungen kann es gelingen, das Zustandekommen guter Nachbarschaft zu forcieren – dafür braucht es Engagement, Menschenkenntnis und Weitsicht. Gut zu wissen, dass es solche Hausverwaltungen gibt!⁶

Obwohl es nicht unmittelbar der Gegenstand des Erkenntnisinteresses dieser Untersuchung war, architektonische Gestaltungs-Empfehlungen für das Gelingen guter Nachbarschaft in

4 Vgl. Bührig, S. (2020): 84.

5 Vgl. ebd.

6 Ende 2018 wurde bekannt, dass ein landeseigenes Unternehmen das „Pallaseum“ übernehmen würde. Es ist sehr zu hoffen, dass das Unternehmen die große Bedeutung des Teams vor Ort erkennen und in der Lage sein wird, es in seine Strukturen einzubinden.

hohen Häusern zu erarbeiten, soll folgender Gedanke dennoch nicht unerwähnt bleiben: Am Beispiel der Hochhäuser an der Leipziger Straße wurde meiner Einschätzung nach deutlich, dass die gewerblichen Nutzungen im Erdgeschoss und im darüber liegenden Sockelgeschoss positiv auf die Einbindung in das Stadtraumgefüge wirkten. In sehr zentralen Stadtlagen bietet es sich an, gewerbliche Nutzungen mindestens bis ins vierte oder fünfte Stockwerk hinauf auszuweiten. Denn das Wohnen im Hochhaus gewinnt mit steigender Höhe erst an Attraktivität.

Der Vergleich der beiden Hochhaus-Ensembles zeigte, wie unterschiedlich zwei einander ähnliche Wohngebäude bewohnt und bewertet werden können. Eine gute und funktionierende Nachbarschaft zu bauen, dazu braucht es mehr als durchdachten Städtebau und gute Architektur. Ohne wird es jedoch kaum gelingen.

Im Scheitern des Turmbaus zu Babel kann das Denkbild der immerwährenden Aufgabe der Menschheit gefunden werden, die unüberwindbaren Verständigungsschwierigkeiten zwischen den Menschen zu überbrücken. Es ist eine Geschichte des Bauens und Wiederaufbauens; eine Suche nach übergeordneten Standpunkten, in denen die Menschen übereinkommen können; eine schöpferische Tätigkeit, die danach strebt, das Zusammenleben der vielen verschiedenen Menschen zu ordnen und die ihren räumlichen Ausdruck in Architektur und Städtebau findet. Eine gute Gesellschaft zu bauen geht über das Formen von Materie und das Ordnen von Funktionen hinaus – obgleich beides mit Bedacht und Weitsicht zu tun ist. Auch und besonders das Zwischenmenschliche will in Ordnung gebracht sein. Dies nun ist wahrhaftig eine Arbeit, deren Ende nicht absehbar ist – womöglich wäre ihr Ende auch das Ende der Menschheit. Bis dahin ist es erforderlich, die Voraussetzungen dafür zu schaffen und zu erhalten, dass unterschiedliche Menschen einander in Frieden fremd sein können, ohne es zu müssen.

Den Menschen im Alltag dazwischenkommen

Die Grenzen des Miteinanders der Menschen im Wohnen sind das Motiv dieser Forschung. Die Frage, mit welchen Mitteln Erkenntnisse über das nachbarschaftliche Leben in hohen Wohnhäusern gewonnen werden können, leitete die Arbeit daran. Am Beispiel großer Wohngebäude der Nachkriegsmoderne wurden Herausforderungen im Zusammenleben vieler verschiedener Menschen aufgezeigt. Die in diesem Buch zusammengetragenen Geschichten sind das Resultat der Erforschung von Gegensätzen und Gemeinsamkeiten im nachbarschaftlichen Gefüge großer Wohnhäuser. Während der ersten Annäherungen in Form von Begehungen und Besichtigungen war es darum gegangen, sich dem vertrauten Ort nach Möglichkeit zu nähern, als wäre er fremd. Anschließend hieß es, möglichst viele Kontakte zu erzielen und auf diesem Wege einen breiten Überblick über die nachbarschaftlichen Verhältnisse in den hohen Häusern zu gewinnen. Die methodische Neuerung der einmischenden Beobachtung besteht darin, Schlüsselpositionen im gebauten als auch im sozialen Raum zu identifizieren und für den Forschungsaufenthalt eine Rolle und eine Funktion zu finden oder zu erfinden – im „Westen“ war dies der „Zwischenraum“ des Fahrstuhls und im „Osten“ der „Nebenraum“ der Hausmeisterloge, an denen ich den Menschen im Alltag dazwischenkam.

Fahrsstuhl Das Aufeinandertreffen mit den Bewohnerinnen und Bewohnern war im Fahrstuhl unausweichlich. Sein halböffentlicher Raum eignete sich hervorragend, um möglichst vielen Menschen zu begegnen. Das größte Hindernis, in dem sich zugleich die große Schwäche dieser Herangehensweise zeigte, waren die Sprachbarrieren – das Unvermögen, sich in einer gemeinsamen Sprache zu

verständigen, setzt einem Versuchsaufbau, für den im Wesentlichen das persönliche Gespräch zählt, klare Grenzen. Mit dem Forscherauftritt als Concierge im Zwischen- oder Durchgangsraum des Fahrstuhls ging ein ausgeprägtes Überraschungsmoment einher. Anfänglich fühlten sich manche Fahrgäste etwas überrumpelt. Entscheidend war es deshalb, in wenigen Worten Sinn und Zweck der Forschungsarbeit vermitteln zu können. In der Bewohnerschaft hatte sich die Kunde vom Experiment der Einmischenden Beobachtung alsbald herumgesprochen. Manche Nachbarinnen und Nachbarn kamen sogar extra in den Aufzug, um zu berichten und brachten mich mit weiteren Personen in Kontakt. Dadurch, dass ich über Tage viele Stunden am Stück und zu unterschiedlichen Zeiten präsent war, während die Menschen im Haus ihre gewohnten Routinen vollzogen, traf ich auf sehr viele Bewohnerinnen und Bewohner und kam auch mit solchen ins Gespräch, die zunächst Vorbehalte hatten. Große Umsicht war geboten im Umgang mit der Bewohnerschaft und dem, was von ihrem Leben in Erfahrung gebracht wurde. Wichtige forschungsethische Fragen wurden angestoßen: Wie weit sollte die Einmischung einer Einmischender Beobachtung gehen? Wie nähert man sich den Bewohnerinnen und Bewohnern, ohne ihnen zu nahe zu treten? Mit welcher Berechtigung betritt man zu Forschungszwecken den Lebensalltag von Menschen? Welches Interesse haben die Menschen am Austausch im Rahmen einer Forschung? Im Vorfeld war es wichtig, den eigenen moralischen Kompass zu justieren und Spielregeln für das Eindringen in das Privatleben von Menschen festzulegen.

Hausmeisterloge Die Arbeit der Concierge-Hausmeister unterstützen und mich in ihrer Loge aufhalten zu dürfen, erlaubte tiefe Einblicke in das nachbarschaftliche Gefüge. Der damit verbundene Vorteil war, dass die Concierge-Hausmeister für mich bürgten und man mir deshalb einen Vertrauensvorschuss gewährte. Die Forscherrolle unterschied sich im Vergleich zur Fahrstuhlfor-schung weniger deutlich von einer teilnehmenden Form der Beobachtung. Der Effekt der Überraschung war schwächer, da ich an eine existierende Rolle und Funktion im Hausalltag anknüpfte. Der Gesprächsbeginn gelang im geschützten Raum der Loge leichter. Mit jenen ins Gespräch zu kommen, die Vorbehalte hatten oder die den Kontakt zur Hausmeisterloge scheuten, war indes schwieriger gewesen als im Fahrstuhl. Für die Bewohnerschaft sichtbar einen

Beitrag zur Instandhaltung ihres Wohnumfeldes zu leisten, erhöhte merklich die Kontaktbereitschaft.

Erkenntnisgewinn durch die Einmischende Beobachtung Durch die wissenschaftsgeschichtliche Rekonstruktion der Ursprünge und der Entwicklung der Stadtforschung und insbesondere der „Teilnehmenden Beobachtung“ konnte die Forschungslücke in der Entwicklung eines spezifischen Feldzugangs als Forscher oder Forscherin auf der Grundlage einer zusammenhängenden Betrachtung des sozialen und architektonischen Raums erkannt werden: Im Rahmen der Methode der Einmischenden Beobachtung gilt es eine Position im Gefüge von Gebäude und Bewohnerschaft zu identifizieren, um den Menschen mit einem Erkenntnisinteresse in ihrem Alltag gezielt dazwischenkommen zu können. Werden Anlässe zur Begegnung an Schlüsselstellen im Tagesgeschehen geschaffen, so können Situationen beobachtet und Menschen erreicht werden, die mit den klassischen Methoden der Interviewführung oder bloßer Beobachtung nur schwer zugänglich wären. Der Zugewinn durch die Methode der Einmischenden Beobachtung ist ferner eine weit lebendigere Einsicht in die Lebenswelten der hohen Häuser. Die Herangehensweise zeigte, dass durch einen mit Voraussicht geplanten Feldzugang in verhältnismäßig kurzer Zeit – die Dauer der reinen Erhebung betrug im Wesentlichen wenig mehr als einen Monat – weitreichende und tiefgehende Erkenntnisse über das Neben-, Über-, Unter-, Gegen- und Miteinander der Menschen im Wohnen gewonnen werden können. Eine große Stärke der Einmischenden Beobachtung trat in der Möglichkeit hervor, die Erzählungen der Bewohnerinnen und Bewohner in Abgleich bringen zu können mit dem, was sie taten. Traten dabei Widersprüche zutage, so war das mitunter besonders aufschlussreich. Die Möglichkeit, präzise nachfragen zu können, erwies sich als äußerst wertvoll. Zudem ließen sich Feinheiten in der Nutzung des Raumes für das menschliche Miteinander unter Nachbarinnen und Nachbarn nachvollziehen.

Bemerkenswert ist die Fülle an Themen, die durch den Einsatz der Methode der Einmischenden Beobachtung ans Licht gebracht wurde: Nachbarschaftliche Netzwerke, sowohl Freundschaften als auch Konflikte zwischen unterschiedlichen Gruppen, Auf- und Abbau von Vorurteilen, Innen- und Außenwahrnehmung der Gebäude, Geschichte und Mythen der Häuser, verschiedenste

Sorgen und Nöte, Verwahrlosung und Aufwertung, Ausgrenzung und Integration – um nur einen Ausschnitt darzustellen. Die Methode der Einmischenden Beobachtung brachte zum Vorschein, was die Menschen bewegte: In Alltagsgesprächen brachten sie von sich aus die wichtigsten Themen zeitgenössischer Wohnpolitik und -forschung zur Sprache. Dies ist ein eindrucksvoller Beleg aus der tatsächlichen Lebenswelt für die Relevanz empirischer stadtsoziologischer Forschung.

Einem jeden Menschen mit aufrichtigem Interesse zu begegnen, das war mein Anspruch. Dem Hausmeister anders gegenüberzutreten als dem Immobilienkönig – wie es manche Kolleginnen und Kollegen forderten – lehnte ich ab. Immer war zu bedenken, dass Menschen im Allgemeinen daran interessiert sind, Kontrolle auszuüben über den Eindruck, den sie bei anderen erwecken.⁷ Es ist stets damit zu rechnen, dass Menschen, mehr oder minder bewusst, auf eine bestimmte Erscheinung ihres Selbstbildes hinzuwirken versuchen, dabei entweder ganz bei sich blieben oder aber bewusst eine falsche Fassade errichteten. Im Rahmen meines Erkenntnisinteresses und meiner Möglichkeiten konnte es nicht an mir sein, darüber urteilen zu wollen. Es musste meiner Meinung nach darum gehen, jeden gleichermaßen beim Wort zu nehmen und die Äußerungen so wiederzugeben, dass die Leserinnen und Leser sich selbst einen Eindruck verschaffen können. Menschen anderen Menschen nahezubringen und daran zu wirken, Menschen für einander zu interessieren⁸ – dazu soll die vorliegende Untersuchung beitragen.

Wenn Beobachtung ohne Beeinflussung nicht möglich ist, dann müssen Einmischung und Beobachtung im Forschungskontext nachvollziehbar gemacht werden. Wie und warum ich mich den hohen Häusern und den Bewohnerschaften genähert hatte, beschrieb ich aus diesem Grunde in der gebotenen Ausführlichkeit. Die detaillierte Darstellung der Begegnungen ermöglicht es der Leserschaft, die erforschten Zusammenhänge nachzuvollziehen und nachzuempfinden. Wie die Menschen miteinander und mit ihrem gemeinsamen Haus umgehen und wie das Haus sie miteinander umgehen lässt, davon erzählt diese Forschungsgeschichte.

7 Vgl. Goffman, E. (2003): 19.

8 Vgl. erneut Hans Ostwald (1905): 8.

Ende

Möge sie anderen Anstoß sein, selbst an den Möglichkeiten des mitmenschlichen Neben-, Über-, Unter-, Gegen-, Mit- und Durch-einanders zu arbeiten – damit unsere Städte als Orte friedlichen Fremdseins Bestand haben mögen. Mensch, ärgere Dich nicht!

Nothalt. Ein Nachspiel

Zu später Stunde war ich zurück auf dem Bahnsteig. Die Trinker-Gruppe war von der Sitzbank verschwunden. Polternd fuhr ein Zug ein. Dessen Fahrtziel lag entgegen der Richtung meines Heimweges. Ein paar vereinzelt Fahrgäste stiegen aus. Zielstrebig verteilten sie sich hin zu den beiden Ausgängen. Ein betagter Herr lief um das alte Abfertigungshäuschen herum, um den dort angebrachten Stadtplan zu studieren.

Zum Zeitvertreib schlenderte ich ein wenig über den Bahnhof. Um eine der Stahlstützen machte ich einen Schlenker und machte dabei eine Entdeckung: Auf dem dunkelblauen Lack eines Pfeilers bemerkte ich einen knallroten Griff mit der Aufschrift „Nothalt“. Nach all den Jahren des U-Bahnfahrens in dieser Stadt hatte ich bis zu diesem Augenblick nicht gewusst, dass es solche Nothaltegriffe gab, noch nie hatte ich von ihnen gehört. Verrückt, dachte ich – führte mir dies doch mit Nachdruck vor Augen, dass bedeutende Dinge im eigenen Alltag über lange Zeit ungesehen bleiben können.

Bald schon sollte mein Zug eintreffen. Noch eine weitere Runde drehte ich. Auf dem dunklen Boden klebten ganze Generationen plattgetretener Kaugummis, manche schienen mit dem Untergrund schon fest verschmolzen zu sein. Mit etwas Fantasie, so dachte ich, konnte man darin einen finsternen Sternenhimmel sehen. Eine Stelle fand ich dort zu meinen Füßen, an der die Kaugummi-Reste beinahe eine Kreisformation bildeten. Ein Sternkreis, ähnlich wie auf der Flagge der Europäischen Union. Hier und da tanzten einzelne etwas aus der Reihe, doch reichte es aus, die vollendete Rundung des Symbols zu erahnen. Es war mir ein Sinnbild für den gegenwärtigen Zustand der EU, deren Wahlspruch

Ende

„In Vielfalt geeint“ an Kraft einbüßte. Wie unermesslich war die Aufgabe, die Teile des Ganzen zusammenzuhalten, wenn dies doch bereits innerhalb eines großen Wohngebäudes nur mit viel Mühe gelingen konnte? Da hörte ich, in der Ferne eine vertraute Stimme lauthals schreien: EU-RO-PA!

*Ein engagierter Intellektueller ist einer,
der sich einmischt.*

Pierre Bourdieu

Literatur- und Abbildungsverzeichnis

Literatur

- Anderson, N. (2014) [1923]: *The Hobo. The Sociology of the Homeless Man*. Martino, Mansfield Centre
- Arendt, H. (1993): *Was ist Politik? Aus dem Nachlass herausgegeben von Ursula Ludz*. Piper, München
- Arendt, H. (2002) [1960]: *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*. Piper, München
- Bauman, Z. (2017): *Das Vertraute unvertraut machen. Ein Gespräch mit Peter Haffner*. Hoffman und Campe, Hamburg
- Benevolo, L. (1983): *Die Geschichte der Stadt*. Ex Libris, Zürich
- Berndt, P. & Sinning, H. (2016): *Images innenstadtnaher Wohnquartiere. Strategien zur Steuerung von Images als kooperative Aufgabe der Wohnungswirtschaft und Stadtentwicklung*. ISP-Schriftenreihe, Bd. 6. ISP, Erfurt
- de Champeaux, G. & Sterckx, D.S. (1990): *Einführung in die Welt der Symbole*. Echter, Würzburg
- Die Bibel. Luther-Übersetzung. Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart
- Blair, E.A. (2001) [1933]: *Down and Out in Paris and London*. Penguin Books, London
- Blair, E.A. (2001) [1937]: *The Road to Wigan Pier*. Penguin Books, London
- Blasius, J. & Dangschat, J.S. (1990): *Gentrification. Die Aufwertung innenstadtnaher Wohnviertel*. Campus, Frankfurt am Main
- Bodenschatz, H. (2000): *Simulation von Prosperität: Hochhausprojekte in Berlin*. In: Rodenstein, M. (Hg.): *Hochhäuser in Deutschland. Zukunft oder Ruin der Städte*. Kohlhammer, Stuttgart. 120–137

- Boettger, T. (2014): Schwellenräume: Übergänge in der Architektur. Analyse- und Entwurfswerkzeuge. Birkhäuser, Basel
- Booth, C. (2018) [1903]: Life and Labour of the People in London. South-East and South-West London. Franklin Classics Trade Press, UK
- Bortz, J. & Döring, N. (1995): Forschungsmethoden und Evaluation für Sozialwissenschaftler. Springer, Berlin
- Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Schwartz, Göttingen. 183–198
- Bourdieu, P. (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Bourdieu, P. (1988): Homo Academicus. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, M. (Hg.): Stadt-Räume. Campus, Frankfurt am Main. 25–34
- Bourdieu, P.; Heilbron, J. & Mason, B. (1992): Bezugspunkte. In: Bourdieu, P. (Hg.): Rede und Antwort. Suhrkamp, Frankfurt am Main. 50–75
- Bourdieu, P. (1996): Die Praxis der reflexiven Anthropologie. Einleitung zum Seminar an der École des hautes études en sciences sociales. In: Bourdieu, P. & Wacquant, L.J.D. (Hg.): Reflexive Anthropologie. Suhrkamp, Frankfurt am Main. 251–294
- Bourdieu, P. (2005a): Position und Perspektive. In: Bourdieu, P. (Hg.): Das Elend der Welt. UVK, Konstanz. 17–18
- Bourdieu, P. (2005b): Verstehen. In: Bourdieu, P. (Hg.): Das Elend der Welt. UVK, Konstanz. 393–410
- Bourdieu, P. (2015) [1979]: Entwurf einer Theorie der Praxis. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Breckner, I. (2010): Gentrifizierung im 21. Jahrhundert. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Aus Politik und Zeitgeschichte 17/2010. 27–32
- Bührig, S. & Kniess, B. (2016): wohnen ist tat-sache. In: Wohnbund e.V. (Hg.): wohnen ist tat-sache. Annäherungen an eine urbane Praxis. Jovis, Berlin. 12–21
- Bührig, S. (2017): Wohnen an der Kotti D'Azur. Botopress, Berlin

- Bührig, S. (2020): Das Stadtschiff. In: Kammassch, T. (Hg.): Betrachtungen der Architektur. Versuche in Ekphrasis. transcript, Bielefeld. 77–86
- Byrne, J.P. (2003): Two Cheers for Gentrification. In: Howard Law Journal 46. 405–432
- Canetti, E. (1995) [1960]: Masse und Macht. Fischer, Frankfurt am Main
- Carl, J. (2015): Der Concierge. Vom Glück, für andere da zu sein. Bastei Lübbe, Köln
- Cassirer, E. (1990): Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur. Fischer, Frankfurt am Main
- Cassirer, E. (2006) [1931]: Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum. In: Dünne, J. & Günzel, S. (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Suhrkamp, Frankfurt am Main. 485–500
- Cassirer, E. (2015) [1949]: Vom Mythos des Staates. Artemis, Zürich
- Cassirer, T. (2003): Mein Leben mit Ernst Cassirer. Felix Meiner, Hamburg
- Cole, K.C. (2002): Eine kurze Geschichte des Universums. Aufbau, Berlin
- Dangschat, J. (1988): Der Wandel innenstadtnaher Wohnviertel. In: Friedrichs, J. (Hg.): Soziologische Stadtforschung. Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 29. 272–292
- De Hartog, J. (1955): A Sailor's Life. Hamish Hamilton, London
- Dell, C. & Kniess, B. (2009): Nachbarschaften. In: Arnold, D. (Hg.): Nachbarschaft. Callwey, München. 225–237
- Dell, C. (2013): Ware: Wohnen. Politik. Ökonomie. Städtebau. Jovis, Berlin
- Doebber, A. (1921): Gontard, Carl Philipp Christian von. In: Thieme, U. & Willis, F.C. (Hg.): Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Bd. 14: Giddens–Gress. E. A. Seemann, Leipzig. 372–373
- Dünne, J. & Günzel, S. (2006): Vorwort. In: Dies. (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Suhrkamp, Frankfurt am Main. 9–15
- Ehlich, K. (2015): Der Alltag des Erzählens. In: Ders. (Hg.): Erzählen im Alltag. Suhrkamp, Frankfurt am Main. 11–27

- Einstein, A. (1960) [1938]: Vorwort. In: Jammer, M. (Hg.): Das Problem des Raumes. Die Entwicklung der Raumtheorien. WBG, Darmstadt
- Einstein, A. & Infeld, L. (1992) [1908]: Die Evolution der Physik. Weltbild, Augsburg
- Endell, A. (2014) [1908]: Die Schönheit der großen Stadt. Verlag der Wissenschaften, Norderstedt
- Englander, D. & O'Day, R. (2008): Introduction to London Labour and the London Poor. Wordsworth, Ware
- Enzensberger, H.M. (2009): Hammerstein oder Der Eigensinn. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Esser, H. (2001a): Integration und ethnische Schichtung. Zusammenfassung einer Studie für das „Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung“, Arbeitspapiere 40, Mannheim, <https://library.fes.de/pdf-files/akademie/online/50366.pdf> (Zugriff: 16.09.2022)
- Esser, H. (2001b): Integration und ethnische Schichtung. Arbeitspapiere 40, Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, Mannheim
- Farwick, A. (2012): Segregation. In: Eckardt, F. (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Springer, Wiesbaden. 381–420
- Fischer, H.R. (2019) [1887]: Unter den Armen und Elenden Berlins. Streifzüge durch die Tiefen der Weltstadt. Walde & Graf, Berlin
- Fleck, L. (1983): Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Foucault, M. (2006): Von anderen Räumen. In: Dünne, J. & Günzel, S. (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Suhrkamp, Frankfurt am Main. 304–329
- Frank, M. (1988): Die Grenzen der Verständigung. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Friedrichs, J. & Kecskes, R. (1996): Gentrification. Theorie und Forschungsergebnisse. Westdeutscher Verlag, Opladen
- Friedrichs, J. (2000): Gentrification. In: Häussermann, H. (Hg.): Großstädte. Soziologische Stichworte. Leske+Budrich, Opladen. 57–66
- Gebhardt, D. (2008): Feine und große Unterschiede – Lebensstile und Handlungslogiken der Wohnmobilität in Berlin. Dissertationsschrift der Humboldt-Universität zu Berlin

- Ghaffari, L; Klein, J.L. & Baudin, W.A. (2018): Toward a socially acceptable gentrification: A review of strategies and practices against displacement. In: *Geography Compass* 12/2. 1–15
- Goebel, E. (2009): Jenseits des Unbehagens. „Sublimierung“ von Goethe bis Lacan. transcript, Bielefeld
- Goffman, E. (1986): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Goffman, E. (2003): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Piper, München
- Goldstein, B. (1997): Wahrnehmungspsychologie. Eine Einführung. Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg/Berlin
- Granovetter, M. (1973): The Strength of Weak Ties. In: *American Journal of Sociology* 78/6. 1360–1380
- Hannemann, C. (2005): Die Platte. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR. Hans Schiller, Berlin
- Harnack, M. (2014): Rückkehr der Wohnmaschinen. Sozialer Wohnungsbau und Gentrifizierung in London. transcript, Bielefeld
- Häußermann, H. & Kapphan, A. (2000): Berlin: von der geteilten zur gespaltenen Stadt? Sozialräumlicher Wandel seit 1990. Leske+Budrich, Opladen
- Häußermann, H. & Kapphan, A. (2004): Berlin: Ausgrenzungsprozesse in einer europäischen Stadt. In: Häußermann, H.; Kronauer, M. & Siebel, W. (Hg.): *An den Rändern der Städte*. Suhrkamp, Frankfurt am Main. 203–234
- Häußermann, H.; Kronauer, M. & Siebel, W. (2004): Einleitung. In: Dies. (Hg.): *An den Rändern der Städte*. Suhrkamp, Frankfurt am Main. 7–41
- Häußermann, H. & Siebel, W. (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Campus, Frankfurt am Main
- Heidegger, M. (1973): Davoser Disputation zwischen Ernst Cassirer und Martin Heidegger. In: Ders.: *Gesamtausgabe*, Bd. 3. Klostermann, Frankfurt am Main. 274–296
- Heidegger, M. (2000) [1954]: Bauen, Wohnen, Denken. In: Ders.: *Gesamtausgabe*, Bd. 7: *Vorträge und Aufsätze (1936–1953)*. Klostermann, Frankfurt am Main. 145–164
- Heineberg, H. (2004): Einführung in die Anthropogeographie/Humangeographie. Ferdinand Schöningh, Paderborn
- Heisenberg, W. (1996) [1969]: Der Teil und das Ganze. Gespräch im Umkreis der Atomphysik. Piper, München

- Helbrecht, I. (2016): Gentrification und Verdrängung. In: Dies. (Hg.): Gentrifizierung in Berlin – Verdrängungsprozesse und Bleibestrategien. transcript, Bielefeld. 9–16
- Heydemann, G. (2002): Gesellschaft und Alltag in der DDR. In: Informationen zur politischen Bildung. Deutschland in den 70er/80er Jahren. 1. Quartal 2001. 43–48
- Hirschauer, S. (1999): Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt. In: Soziale Welt 50/3. 221–245
- Hoffmann, H. (1979): Kultur für alle. Perspektiven und Modelle. Fischer, Frankfurt am Main
- Holm, A. (2010): Die Karawane zieht weiter – Stationen der Aufwertung in der Berliner Innenstadt. In: Bacik, C.; Ilk, C. & Pschera, M. (Hg.): Intercity Istanbul Berlin. Dagyeli, Berlin. 89–101
- Holm, A. (2013): Wir bleiben alle! Städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung. Unrast Transparent, Münster
- Holm, A. (2014): Mietenwahnsinn. Warum Wohnen immer teurer wird und wer davon profitiert. Knauer, München
- Jacobs, J. (2015) [1963]: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Birkhäuser, Basel
- Kammasch, T. (2016): Dichte und Abgrenzung – Plädoyer für eine Architektur der Mitmenschen. In: Modulor 7. 48–50
- Kammasch, T. (2020a): Versuchsanordnung. In: Kammasch, T. (Hg.): Betrachtungen der Architektur. Versuche in Ekphrasis. transcript, Bielefeld. 10–18
- Kammasch, T. (2020b): Lebensweltliche Bewandtnis – was die Ekphrasis an Bauten zeigt. In: Ders. (Hg.): Betrachtungen der Architektur. Versuche in Ekphrasis. transcript, Bielefeld. 20–34
- Kant, I. (1958) [1770]: De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principii. Über die Form und die Prinzipien der Sinnen- und Geisteswelt. Felix Meiner, Hamburg
- Kästner, E. (2017) [1931]: Fabian. Die Geschichte eines Moralisten. Atrium, Zürich
- Keller, W.E. (2003): Vom Zeitungsviertel zum Medienquartier. Berliner Spurensuche zwischen Leipziger Straße und Mehringplatz. Walter E. Keller, Treuchtlingen

- Klaeger, E. (2011) [1908]: *Durch die Wiener Quartiere des Elends und des Verbrechens. Ein Wanderbuch aus dem Jenseits.* Faksimile Ausgabe. Danzig & Unfried, Wien
- Knox, P.L. & Marston, S.A. (2001): *Humangeographie.* Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg
- Koch, M. (2012): Vorwort: Neue Stadt Teile. In: Harnack, M.: *Rückkehr der Wohnmaschinen. Sozialer Wohnungsbau und Gentrifizierung in London.* transcript, Bielefeld. 7–8
- Kraft, S. (2011): Die Großsiedlungen – ein gescheitertes Erbe der Moderne? In: Arch+ 203, Juni 2011: *Planung und Realität. Strategien im Umgang mit den Großsiedlungen.* 48–53
- Kromrey, H. (2006): *Empirische Sozialforschung.* Lucius & Lucius, Stuttgart
- Kronauer, M. & Vogel, B. (2004): Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartiers-effekte, was Lageeffekte? In: Häußermann, H.; Kronauer, M. & Siebel, W. (Hg.): *An den Rändern der Städte.* Suhrkamp, Frankfurt am Main. 235–257
- Lacaton, A. & Vassal, J.P. (2011): Der Tour Bois-le-Prêtre in Paris. Sanierung durch Weiterbauen. In: Arch+ 203, Juni 2011: *Planung und Realität. Strategien im Umgang mit den Großsiedlungen.* 110–115
- Läpple, D. (1991): Essay über den Raum: für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. In: Häussermann et al. (Hg.): *Stadt und Raum.* Centaurus, Pfaffenweiler. 157–207
- Lehmann, M. (1893): *Preussen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Acten des Geheimen Staatsarchives.* 2. Theil. 1740–1747. Hirzel, Leipzig
- Lindner, R. (2004): *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung.* Campus, Frankfurt am Main
- Löw, M. (2001): *Raumsoziologie.* Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Magerski, C. (2005): Die Wirkungsmacht des Symbolischen. Von Cassirers Philosophie der symbolischen Formen zu Bourdieus Soziologie der symbolischen Formen. In: *Zeitschrift für Soziologie* 34/2. 112–127
- Mann, T. (2005) [1922]: *Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull.* Fischer, Frankfurt am Main
- Mauss, M. (1968) [1925]: *Die Gabe: Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften.* Suhrkamp, Frankfurt am Main

- Mayhew, H. (2008) [1851]: London Labour and the London Poor. Wordsworth, Ware
- Müller, U. (2015): Einführung. In: Köhler, T. (Hg.): Radikal Modern. Planen und Bauen im Berlin der 1960er Jahre. Ausstellungskatalog. 17–20
- Mumford, L. (1967): In the Defense of the Neighbourhood. In: Wheaton, W.L.C.; Milgram, G. & Meyerson, M.E. (Hg.): Urban Housing. Free Press, New York
- Murakami, H. (2007): Hard-boiled Wonderland und das Ende der Welt. Random House, München
- Neckelmann, H. (2009): Die Leipziger Straße in Berlin. Sutton, Leipzig
- Nietzsche, F. (1981) [1873–1876]: Unzeitgemäße Betrachtungen. Insel, Frankfurt am Main
- Olschanski, R. (2015): Ressentiment. Über die Vergiftung des europäischen Geistes. Wilhelm Fink, Paderborn
- Ostwald, H. (1905): Zuhältertum in Berlin. Hermann Seemann Nachfolger, Berlin
- Ostwald, H. (1991) [1928]: Der Ur-Berliner. Arani, Berlin
- Ostwald, H. (2014): Dunkle Winkel. Be.Bra, Berlin
- Park, R.E. (2019) [1925]: The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment. In: Burgess, E.W. & Park, R.E. (Hg.): The City. The University Press of Chicago, Chicago. 1–46
- Pascal, B. (2016) [1610]: Pensées. Gedanken. WBG, Darmstadt
- Pasternak, A. (2015): Just Do It. In: Seno, E. (Hg.): Trespass. Die Geschichte der Urbanen Kunst. Taschen, Köln. 306–309
- Reinecke, J. (2007): Street-Art. Eine Subkultur zwischen Kunst und Kommerz. transcript, Bielefeld
- Resch, C. (2012): Schöner Wohnen: Zur Kritik von Bourdieus „feinen Unterschieden“. Westfälisches Dampfboot, Münster
- Reuther, H. (1985): Die große Zerstörung Berlins. Zweihundert Jahre Stadtgeschichte. Propyläen, Frankfurt am Main
- Rodenstein, M. (2020): Hochhäuser aus soziologischer Sicht. In: Breckner, I.; Göschel, A. & Matthiessen, U. (Hg.): Stadtsoziologie und Stadtentwicklung. Handbuch für Wissenschaft und Praxis. Nomos, Baden-Baden. 269–282
- Schwan, G. (2006): Die Macht der Gemeinsamkeit. Essay. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 39/2006. 3–7

- Schwingel, M. (1995): Pierre Bourdieu zur Einführung. Junius, Hamburg
- Seeliger, P. (2018): Vorwort. In: Ostwald, H.: Vagabunden. Ein autobiographischer Roman. Comino, Berlin. 5–7
- Semper, G. (1879): Der Stil in den Technischen und Tektonischen Künsten oder Praktische Ästhetik. Zweiter Band: Keramik, Tektonik, Stereotomie, Metalltechnik. Faksimile. Friedrich Bruckmann's, München
- Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales (2014): Handlungsorientierter Sozialstrukturatlas Berlin 2013. Ein Instrument der quantitativen, interregionalen und intertemporalen Sozialraumanalyse und -planung. Spezialbericht 2014–I. Senatsverwaltung, Berlin
- Sennett, R. (1986): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Fischer, Frankfurt am Main
- Sennett, R. (2012): Zusammenarbeit. Was unsere Gesellschaft zusammenhält. Hanser, Berlin
- Sennett, R. (2018): Die offene Stadt. Eine Ethik des Bauens und Bewohnens. Hanser, Berlin
- Siebel, W. (2004): Einleitung: Die europäische Stadt. In: Ders. (Hg.): Die europäische Stadt. Suhrkamp, Frankfurt am Main. 11–48
- Siebel, W. (2009): Ist Nachbarschaft heute noch möglich? In: Ders. (Hg.): Nachbarschaft. Callwey, München. 7–13
- Siebel, W. (2010): Die Zukunft der Städte. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Aus Politik und Zeitgeschichte 17/2010
- Siebel, W. (2015): Die Kultur der Stadt. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Simmel, G. (1890): Über sociale Differenzierung. Duncker & Humblot, Leipzig
- Simmel, G. (1909): Brücke und Tür. In: Der Tag. Moderne illustrierte Zeitung 683, Berlin. 1–3
- Simmel, G. (1915): Deutschlands innere Wandlung. In: Ders. (Hg.): Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze. Duncker & Humblot, München. 7–30
- Simmel, G. (1992) [1908]: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe, Bd. II. Suhrkamp, Frankfurt am Main

- Simmel, G. (1996) [1910]: Hauptprobleme der Philosophie. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Simmel, G. (2006) [1903]: Die Großstädte und das Geistesleben. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Sonne, W. (2017): Welche Moderne? Richtungen der Architektur der 1960er, 70er und 80er Jahre in Deutschland. In: Eckardt, F.; Meier, H.-R.; Scheuermann, I. & Sonne, W. (Hg.): Welche Denkmale welcher Moderne? Zum Umgang mit Bauten der 1960er und 70er Jahre. Jovis, Berlin. 14–39
- Stanzel, F.K. (2008): Theorie des Erzählens. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Thies, R. (2006): Ethnograph des dunklen Berlin. Hans Ostwald und die Großstadt-Dokumente (1904–1908). Böhlau, Köln
- Thomas, W.I. (1928): The Methodology of Behavior Study. In: Thomas, D.S. & Thomas, W.I. (Hg.): The Child in America: Behavior Problems and Programs. Alfred A. Knopf, New York. 553–576
- Thompson, M. (2003): Mülltheorie. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten. Klartext, Essen
- Topp, M. (2014): Dunkle Winkel. Nachwort. Be.Bra, Berlin
- Tönnies, F. (1970) [1887]: Gemeinschaft und Gesellschaft: Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirische Culturformen. Fues's Verlag (R. Reisland), Leipzig
- Twickel, C. (2010): Gentrifizidingsbums. Nautilus Flugschrift, Hamburg
- Venkatesh, S. (2009a): Gang Leader for a Day: A Rogue Sociologist Takes to the Streets. Penguin Books, London
- Venkatesh, S. (2009b): Gang Leader for a Day: A Response to the Critics. In: Sociological Forum 24/1. 215–219
- Volkman, A. (2012): Quartiereffekte in der Stadtforschung und in der sozialen Stadtpolitik. Die Rolle des Raumes bei der Reproduktion sozialer Ungleichheit. Universitätsverlag der Technischen Universität, Berlin
- Wacquant, L. (2004): Body & Soul. Notebooks of an Apprentice Boxer. Oxford University Press, New York
- Wang, W. (2000): Vorwort. In: Rodenstein, M. (Hg.): Hochhäuser in Deutschland. Zukunft oder Ruin der Städte? Kohlhammer, Stuttgart. 7–9
- Watzlawick, P. (1976): Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen. Piper, München

- Wittgenstein, L. (1971) [1953]: Philosophische Untersuchungen. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Weilemann, D. (2015): „Wie werden wir weiterleben?“ Auf der Suche nach der Stadt von morgen in Ost und West. In: Köhler, T. (Hg.): Radikal Modern. Planen und Bauen im Berlin der 1960er Jahre. Ausstellungskatalog. 82–89
- Whyte, W.F. (1993) [1943]: Street Corner Society. The Social Structure of an Italian Slum. The University of Chicago Press, Chicago
- Wünsch, F.R. (1998): Kreuzberg. Alte Bilder erzählen. Sutton, Erfurt

Zeitungen, Zeitschriften- & Onlineartikel

- Ahr, N. & Sußebach, H. (2012): Maria und Josef in Neukölln. In: Die Zeit 52, 19. 12.2012
- Bourdieu, P. & Graw, I. (1996): Was bin ich? Ein Interview mit Pierre Bourdieu von Isabelle Graw. The Thing, Wien
- Breckner, I. (2015): Interview mit Ingrid Breckner. In: taz, 31. 12. 2015, <https://taz.de/Soziologieprofessorin-ueber-Stadtplanung!/5257718> (Zugriff: 23.03.2021)
- Haarbach, M. (2020): Gropiusstadt soll Milieuschutzgebiet werden. In: Tagesspiegel, 04.11.2020, <https://leute.tagesspiegel.de/neukoelln/macher/2020/11/04/146503/gropiusstadt-soll-milieuschutzgebiet-werden> (Zugriff: 23.03.2021)
- Kraetzer, U. (2018): Kriminalität: Gefahr rund um den Nollendorfplatz. Im Süden Tempelhof-Schönebergs lebt es sich sicher. Der Norden bereitet allerdings Sorgen. In: Berliner Morgenpost, 21.11.2018, <https://www.morgenpost.de/bezirke/tempelhof-schoeneberg/article215841131/Kriminalitaet-Gefahr-rund-um-den-Nollendorfplatz.html> (Zugriff: 23.03.2021)
- Kuhn, P. (2016): Düsteres Bild zur Flüchtlingskrise erzürnt Anwohner. In: Die Welt, 23.06.2016, <https://www.welt.de/politik/deutschland/article156503655/Duesteres-Bild-zur-Fluechtlingskrise-erzuernt-Anwohner.html> (Zugriff: 23.03.2021)
- Nida-Rümelin, J. (2016): Philosophie einer humanen Bildung. Blickwinkel, Deutsche UNESCO-Kommission e. V.,

- <https://www.bne-portal.de/publikationen/1219/downloads/DUKNida-Ruemelin%20-%20Blickwinkel%20einer%20humanen%20Bildung.pdf> (Zugriff: 23.03.2021)
- Niendorf, J. (2013): Leipziger Straße in Berlin. Begehrte Platte. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 06.07.2013, <https://www.faz.net/wirtschaft/wohnen/leipziger-strasse-in-berlin-begehrte-platte-12273400.html> (Zugriff: 23.03.2021)
- Pätzold, A. et al. (2016): Berliner Mieten seit 2009 – Wo sich die Preise verdoppelt haben. In: Berliner Morgenpost, 02.02.2016, <https://interaktiv.morgenpost.de/berlinmieten> (Zugriff: 23.03.2021)
- Prösser, C. (2016): Traumatische Pfeile. Eine Kiez-Initiative nimmt Anstoß an einer Fassadenmalerei eines spanischen Künstlers. Angeblich verstört sie Kinder und Flüchtlinge. In: taz, 22.06.2016, <https://taz.de/Kontroverse-um-Wandbild-in-Tegel/!5312408> (Zugriff: 23.03.2021)
- Rada, U. (1995): Baulöwe Momper brüllt noch immer. In: taz, 02.02.1995, <https://taz.de/!1522436> (Zugriff: 23.03.2021)
- Schmieder, J. (2017): Du warst nicht in Los Angeles, wenn du hier kein Foto gemacht hast. In: Süddeutsche Zeitung, 30.10.2017, <https://www.sueddeutsche.de/digital/strassenkunst-fuer-instagram-du-warst-nicht-in-los-angeles-wenn-du-hier-kein-selfie-gemacht-hast-1.3727080> (Zugriff: 23.03.2021)
- Scholz, S. (2014): Mehringplatz: Brennpunkt, Rundpunkt, Eckpunkt. In: Tagesspiegel, 04.02.2014, <https://www.tagesspiegel.de/berlin/bezirke/friedrichshain-kreuzberg/kreuzberger-plaetze-2-mehringplatz-brennpunkt-rundpunkt-eckpunkt/9420440.html> (Zugriff: 23.03.2021)
- Schönball R. (1994): Senat verschaukelt Mieter. In: FOCUS Magazin 26, https://www.focus.de/finanzen/news/berlin-senat-verschaukelt-mieter_aid_147511.html (Zugriff: 23.03.2021)
- Schönball R. (2007): Berlin baut um. In: Tagesspiegel, 04.11.2007, <https://www.tagesspiegel.de/berlin/bevoelkerung-der-hauptstadt-berlin-baut-um/1086420.html> (Zugriff: 23.03.2021)
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (2019): Alexanderplatz Turmhochhaus Baufeld D4, https://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/staedtebauprojekte/alexanderplatz/de/projekte/baublock_d4_turmhochhaus_hines/index.shtml (Zugriff: 23.03.2021)

- Sennett, R. (2014): Stadtplaner wissen zu wenig von den Bedürfnissen der Menschen. Interview im Magazin der Süddeutschen Zeitung 39, 01.10.2014, <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/gesellschaft-leben/stadtplaner-wissen-zu-wenig-von-den-beduerfnissen-der-menschen-80683> (Zugriff: 23.03.2021)
- SPD Friedrichstadt (2014): Es tut sich was in der Leipziger Straße, <https://www.spd-mitte-friedrichstadt.de/meldungen/es-tut-sich-was-in-der-leipziger-strasse> (Zugriff: 23.03.2021)
- Splasher-Group (2007): If we did it, this is how it would've happened. In: New York Times, 27.06.2007, <https://www.nytimes.com/2007/06/27/arts/design/28splasher.sidebar.html?ex=1340856000&en=b692374cc2293497&ei=5124&partner=permalink&exprod=permalink> (Zugriff: 23.03.2021)
- Thomä, D. (2021): Die unlösbare Aufgabe, mit sich eins zu sein. In: Cicero, <http://cicero.de/kultur/die-unloesbare-aufgabe-mit-sich-eins-zu-sein/43596> (Zugriff: 23.03.2021)
- Zawatka-Gerlach, U. & Stollowsky, C. (2009): Sozialer Brennpunkt Hilfe für Familien: In Bezirken schnellen Kosten in die Höhe. In: Tagesspiegel, 26.10.2009, <https://www.tagesspiegel.de/berlin/sozialer-brennpunkt-hilfe-fuer-familien-in-bezirken-schnellen-kosten-in-die-hoehe/1622012.html> (Zugriff: 23.03.2021)

Zeitungen und Zeitschriftenartikel ohne Autorenangabe

- BZ-Berlin (2020): Brauchen Honeckers DDR-Platten wirklich Denkmalschutz?, 03.02.2020, <https://www.bz-berlin.de/berlin/mitte/brauchen-honeckers-ddr-platten-in-leipziger-strasse-wirklich-denkmalschutz> (Zugriff: 23.03.2021)
- Neue Zürcher Zeitung (2001): Hellersdorf – die andere Platte, 20.01.2001, <https://www.nzz.ch/article74CE9-1.456141?reduced=true> (Zugriff: 23.03.2021)
- Neues Deutschland (1993): Ein Baron kauft zwei Hochhäuser, 24.11.1993, <https://www.neues-deutschland.de/artikel/454824.ein-baron-kauft-zwei-hochhaeuser.html> (Zugriff: 23.03.2021)
- Neues Deutschland (1998): Monopoly in Leipziger Straße. Baron von Derschau verkauft seine Hochhäuser. In: Neues Deutschland, 06.06.1998, <https://www.neues-deutschland.de/artikel/715350.monopoly-in-leipziger-strasse.html> (Zugriff: 16.09.2022)

Weitere Internetquellen

AirBnB vs. Berlin. Was sagen die Daten?, <https://airbnbvsberlin.de>
(Zugriff: 23.03.2021)

American Anthropological Association: Ethicscode, <https://s3.amazonaws.com/rdcms-aaa/files/production/public/File-Downloads/pdfs/issues/policy-advocacy/upload/ethicscode.pdf> (Zugriff: 16.09.2022)

Aphorismen.de: Georg Simmel, <https://www.aphorismen.de/zitat/105868> (Zugriff: 23.03.2021)

Arendt im Gespräch mit Günter Gaus, ZDF, 1964. Zu sehen unter anderem hier: https://www.youtube.com/watch?v=iZILhvVX_Co (Zugriff: 23.03.2021)

Bourdieu im Gespräch mit Grass. Zu sehen unter anderem hier: <https://www.youtube.com/watch?v=YYoSYZZGB8I> (Zugriff: 23.03.2021)

British Museum: Wall panel; relief, https://www.britishmuseum.org/collection/object/W_1849-1222-13 (Zugriff: 22.08.2022)

Brücke Museum: Werner Düttmann. Berlin. Bau. Werk, <https://wernerduettmann.de> (Zugriff: 23.03.2021)

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010): Ehe, Familie, Werte – Migrantinnen und Migranten in Deutschland. Monitor Familienforschung. Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik. Ausgabe 24, <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/76216/2aeaddc89821f9a2627bf454bc7c8893/monitor-familienforschung-nr-24-data.pdf> (Zugriff: 23.03.2021)

Bundesstiftung Aufarbeitung in Kooperation mit dem Ch. Links Verlag, Berlin, <https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/recherche/kataloge-datenbanken/biographische-datenbanken/joachim-naether> (Zugriff: 23.03.2021)

Bundeszentrale für politische Bildung: Kleiner Formulierings-Ratgeber für Journalisten, <https://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/41722/kleiner-formulierings-ratgeber-fuer-journalisten> (Zugriff: 23.03.2021)

Deutsches Museum: Digiporta, Digitales Porträtarchiv. <http://www.digiporta.net/index.php?id=371058722> (Zugriff: 23.03.2021)

Graft: Urban Nation Museum, https://graftlab.com/de/portfolio_page/urban-nation-museum (Zugriff: 23.03.2021)

- Heidegger im Interview mit einem buddhistischen Mönch aus dem Jahr 1964. ARD & SWF. Zu sehen unter anderem hier: <https://www.youtube.com/watch?v=hFSWDnD24Mc> (Zugriff: 23.03.2021)
- Investitionsbank Berlin (Hg.): IBB-Wohnungsmarktbericht. Zusammenfassung, https://www.ibb.de/media/dokumente/publikationen/berliner-wohnungsmarkt/wohnungsmarktbericht/ibb_wmb_zusammenfassung_2019.pdf: 6. (Zugriff: 23.03.2021)
- QM-Mehringplatz, <http://www.qm-mehringplatz.de/index.php?id=79> (Zugriff: 23.03.2021)
- Stadt- und Raumentwicklung, Institut für Entwerfen und Städtebau. Leibniz Universität Hannover, <https://www.staedtebau.uni-hannover.de/de/stadt-und-raumentwicklung> (Zugriff 21.03.2019)
- STRATEGIS AG: Wohnung in der Leipziger Straße verkauft, 06.08.10, Pressemitteilung BoxID: 180887, <https://www.lifep.de/pressemitteilung/strategis-aktiengesellschaft/1-100-Wohnung-in-der-Leipziger-Strasse-verkauft/boxid/180887> (Zugriff: 23.03.2021)
- Urban Nation: Urban Nation Art Map, <https://urban-nation.com/de/art-map> (Zugriff: 23.03.2021)
- Zitate Online: Georg Simmel, <https://www.zitate-online.de/sprueche/allgemein/17023/gebildet-ist-wer-weiss-wo-er-findet-was-er-nicht-weiss.html> (Zugriff: 23.03.2021)

Abbildungen (nach Nummer)

- 1 Friedrichstraße. Fotografie von Pauli Beutel
- 2 Lageplan / Wohnhochhaus in der Friedrichstraße,
Maßstab 1:1.000. Jonas Trittmann
- 3 Regelgeschoss / Wohnhochhaus in der Friedrichstraße,
Maßstab 1:500. Jonas Trittmann
- 4 Ansicht West / Wohnhochhaus in der Friedrichstraße,
Maßstab 1:500. Jonas Trittmann
- 5 Leipziger Straße. Fotografie von Pauli Beutel
- 6 Lageplan / Wohnhochhaus in der Leipziger Straße,
Maßstab 1:1.000. Jonas Trittmann
- 7 Regelgeschoss / Wohnhochhaus in der Leipziger Straße,
Maßstab 1:500. Jonas Trittmann
- 8 Ansicht West / Wohnhochhaus in der Leipziger Straße,
Maßstab 1:500. Jonas Trittmann
- 9 Im Aufzug. Fotografie von Axel Mosch



9 Im Aufzug. Fotografie von Axel Mosch

*Für die Bereitstellung der Pagenuniform gilt mein aufrichtiger
Dank dem Hotel Adlon!*

ArchitekturDenken

- 1 **Architekturtheorie heute.** J. H. Gleiter, 2008
ISBN 978-3-89942-879-7
- 2 **Die enzyklopädische Architektur.** G. de Bruyn, 2008
ISBN 978-3-89942-984-8
- 3 **Welten und Gegenwelten.** A. Isozaki, 2011;
Y. Fukuda (Üs.), J. H. Gleiter, J. R. Noennig (Hg.)
ISBN 978-3-8376-1116-8
- 4 **Urgeschichte der Moderne.** J. H. Gleiter, 2010
ISBN 978-3-8376-1534-0
- 5 **Das Wissen der Architektur.** G. de Bruyn, W. Reuter, 2011
ISBN 978-3-8376-1553-1
- 6 **Alphabet und Algorithmus.** M. Carpo, 2012
Jörg H. Gleiter (Hg; Üs.), Jan Bovelet (Üs.)
ISBN 978-3-8376-1355-1
- 7 **Symptom Design.** J. H. Gleiter (Hg.), 2014
ISBN 978-3-8376-2268-3
- 8 **Architektur und Philosophie.** J. H. Gleiter, L. Schwarte (Hg.), 2015
ISBN 978-3-8376-2464-9
- 9 **Das Diaphane.** U. Kuch (Hg.), 2020
ISBN 978-3-8376-4282-7
- 10 **Media Agency.** C. Barlieb, L. Gasperoni (Hg.), 2020
ISBN 978-3-8376-4874-4
- 11 **Betrachtungen der Architektur.** T. Kammasch (Hg.), 2020
ISBN 978-3-8376-4994-9
- 12 **Mikrotopoi der Architektur.** S. Meireis, 2020
ISBN 978-3-8376-5197-3
- 13 **Erfahrungswelten.** J. Franke, 2020
ISBN 978-3-8376-5353-3
- 14 **Grenzen des Miteinanders.** S. Bührig, 2022
ISBN 978-3-8376-6599-4

Erhältlich im Buchhandel oder beim transcript Verlag.
Portofreie Zustellung bei Bestellung direkt vom Verlag.
Fax +49(521) 393797-34
bestellung@transcript-verlag.de
www.transcript-verlag.de

Architektur und Design



Pierre Smolarski

Designrhetorik

Zur Theorie wirkungsvollen Designs

2022, 416 S., kart.,

134 SW-Abbildungen, durchgängig zweifarbig

29,00 € (DE), 978-3-8376-5933-7

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-5933-1



Bianca Herlo, Daniel Irrgang,

Gesche Joost, Andreas Unteidig (eds.)

Practicing Sovereignty

Digital Involvement in Times of Crises

2022, 430 p., pb., col. ill.

35,00 € (DE), 978-3-8376-5760-9

E-Book: available as free open access publication

PDF: ISBN 978-3-8394-5760-3



Christoph Rodatz, Pierre Smolarski (Hg.)

Wie können wir den Schaden maximieren?

Gestaltung trotz Komplexität.

Beiträge zu einem Public Interest Design

2021, 234 S., kart.

29,00 € (DE), 978-3-8376-5784-5

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-5784-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Architektur und Design



Tim Kammasch (Hg.)

Betrachtungen der Architektur Versuche in Ekphrasis

2020, 326 S., kart., 63 SW-Abbildungen

30,00 € (DE), 978-3-8376-4994-9

E-Book:

PDF: 29,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4994-3



Thomas Hecken, Moritz Baßler, Elena Beregow,
Robin Curtis, Heinz Drügh, Mascha Jacobs,
Annekathrin Kohout, Nicolas Pethes, Miriam Zeh (Hg.)

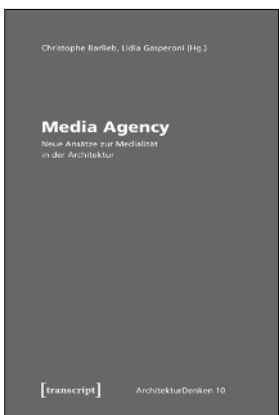
POP Kultur und Kritik (Jg. 11, 2/2022)

2022, 180 S., kart.

16,80 € (DE), 978-3-8376-5897-2

E-Book:

PDF: 16,80 € (DE), ISBN 978-3-8394-5897-6



Christophe Barlieb, Lidia Gasperoni (Hg.)

Media Agency - **Neue Ansätze zur Medialität in der Architektur**

2020, 224 S., Klappbroschur, 67 SW-Abbildungen

29,99 € (DE), 978-3-8376-4874-4

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-4874-8

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

